E 2994 I

Die Provinz Westpreußen

wie sie entstanden

und

wie sie gegenwärtig beschaffen ist.

In zwei Skizzen

von

Dr. F. W. F. Schmitt.

Thorn, 1879.

Druck und Verlag von Ernst Lambeck.

1939: 1094

CZYTELNIA REGIONALNA IV.4.4

34741

BIBLIOTEKA MIEJSKA W BIELSKU-BIAŁEJ

54592

5854

486

Vorwort.

Vorliegender Aufsatz besteht aus zwei Schriftstücken, von denen ersteres, wie schon auf dem Titelblatte angedeutet, sich mehr mit der politischen Geschichte der Provinz, das zweite mehr mit der culturhistorischen und ethnographischen Entwickelung derselben beschäftigt.

Erstere Section erscheint hier zum ersten Male vor dem Publikum, letztere dagegen ist bereits während des Jahrganges 1870 in der Zeitschrift für Preuß. Geschichte und Landeskunde stückweise veröffentlicht worden. Da sie jedoch der Unterzeichnete während der folgenden sieben Jahre vielfach zu ergänzen und umzuarbeiten die Gelegenheit hatte: so hofft derselbe, daß auch der engere Kreis der Sachverständigen den jetzt ausgeführten Totalabdruck für überflüssig nicht erachten wird.

Bei der Menge von Specialien, welche in dieser Schrift auf einem verhältnißmäßig kleinen Raume zusammengedrängt sind, wird der geneigte Leser verzeihen, wenn sich in dieselbe einige Irrthümer eingeschlichen haben. Diese, so wie die sinnentstellenden Druckfehler, welche folgen, möge man gefälligst noch vor der Lesung berichtigen.

Der Verfasser.

Druckfehler und Berichtigungen.

I.

Seite 4 Zeile 27 muß es heißen: die großen Ordensburgen Thorn und Culm.
„ 6 „ 11 ist Graudenz ebenfalls zu streichen.
„ 9 Anm. statt Starkenberg lies Neu-Starkenberg.
„ 20 Zeile 8 statt Polnischen lies Römischen.
„ 43 „ 21 statt Carl X. lies Carl XII.

II.

Seite 10 Anm. statt: Durch den Sorgen-See lies: Nahe dem Sorgen-See, und statt Adalbert lies Adalberti.
„ 37 Zeile 3 statt vernahmen lies vornahmen.
„ 44 „ 5 „ Polen „ Posen.
„ 51 Anm. „ verra „ vera.
„ 54 „ 25 „ Burak „ Borowiak In der Gegend selbst nennt man so die Bewohner der eigentlichen Tuchler Heide, welche von Tuchel nach Schwez zu gerechnet wird und unterscheidet sie von Cassuben, das man erst im N. der Conitz-Dirschauer Bahn beginnen läßt.
„ 66 „ 15 „ Natur lies Nation.
„ 119 „ 18 „ Clerus „ Cultus.
„ 129 „ 25 „ regiment „ regimen.
„ 130 „ 1 „ Stellung „ Polen.
„ 135 Anm. 2 „ Culmerland „ Stuhmer Land.
„ Klinggraf „ Klinggräf.
„ 138 Zeile 8 „ Ostroroy „ Ostrorog.
„ 140 „ 23 „ Babtisten „ Baptisten.
„ 147 „ 12 „ nun polnisch „ neupolnisch.
„ 26 „ Bieigrod „ Beigrod.
„ 148 „ 17 „ nicht „ einst.
„ 149 „ 23 „ Berzes „ Berges
„ 151 „ 15 „ 1700 „ 1771.
„ 153 Anm. „ notorische „ notorischer.
„ juden „ Juden.
„ 155 Zeile 6 „ Stlavist „ Slavist.
„ 30 „ Falkenberg „ Falkenburg.
„ 156 „ 2 u. Anm. statt Niemojewski lies Niegolewski.

I.

Kurzer Abriß

der

Westpreussischen Geschichte

nebst

einer chronologischen Uebersicht.

Inhaltsanzeige.

Seite.

Erster Abschnitt.

Die Ordenszeit (1230—1466) 2
Erste Periode: Eroberung und Cultivirung des Landes bis zur Besetzung von Danzig (1230–1308) 2
Zweite Periode: Die Erwerbung Pommerellen's (1308—1343) . . 11
Dritte Periode: Die Litthauischen u. Polnischen Kriege (1343—1466) 16

Zweiter Abschnitt.

Die Zeit der Polnischen Herrschaft (1466—1772) 27
Erste Periode: Die Reformationszeit (1525—1605) 27
Zweite Periode: Die Schwedenkriege (1605—1721) 36
Dritte Periode: Unruhige Zeiten bis zur ersten Polnischen Theilung (1721—1772) 44

Dritter Abschnitt.

Die Zeit der Zugehörigkeit zum Preuß. Gesammtstaate (1772 bis jetzt) 56
Erste Periode: Die Retablirung des Landes (1772—1806) . . . 56
Zweite Periode: Die Napoleonischen Weltkriege (1806—1815) . . 59
Dritte Periode: Neueste Schicksale der Provinz (1815 bis jetzt) . . 62

Anhang.

Chronologische Uebersicht der Westpreußischen Geschichte 64

Den Kern von dem jetzigen Westpreußen bilden die Antheile des Altpreußischen Landes, welche unfern der Weichsel auf deren rechtem Ufer liegen. Es sind die 8 Kreise: Stuhm, Elbing, Marienburg, Thorn, Graudenz, Culm, Strasburg und Loebau, welche von 1466—1772 zum Polnischen Reiche gehörten, nebst den 2 Kreisen Rosenberg und Marienwerder (rechts von der Weichsel), welche auch während des genannten Zeitraums unter Deutscher Herrschaft blieben.

Die Geschichte dieser Landschaften bis zum Jahre 1466 fällt daher mit der Spezialgeschichte der Lande Preußen überhaupt zusammen; sie bildet einen integrirenden Theil der Geschichte des D. Ritterordens in Preußen, welche auf Westpreußischem Boden ihren Anfang nahm. Vom Jahre 1466 aber bis 1772 schließt sich die Geschichte Westpreußen's eng an die Geschichte des Polnischen Reiches an, welchem es (mit der genannten Ausnahme) während des gedachten Zeitabschnittes ohne Unterbrechung angehörte. Vom Jahre 1772 endlich bis jetzt hat Westpreußen im Allgemeinen die Schicksale der Preußischen Gesammtmonarchie getheilt, der es seit dem gedachten Jahre incorporirt gewesen.

Von der — fast vorgeschichtlich zu nennenden — Heidenzeit abgesehen, zerfällt also die Geschichte Westpreußen's in drei große, deutlich erkennbare, Abschnitte, von denen der erste die Ordenszeit, der zweite die Zeit der Polnischen Herrschaft, der dritte die Zeit der Zugehörigkeit zum Preußischen Gesammtstaate in sich faßt.

Erster Abschnitt.

Die Ordenszeit (1230—1466).

Erste Periode. Eroberung und Cultivirung des Landes bis zur Besetzung von Danzig (1230—1308).

Der oben bezeichnete Landstrich war seit alten Zeiten von einem Lettischen Volksstamme, den Preußen, besetzt, welche, gleich ihren Stammverwandten, den Litthauern, das Christenthum mit Hartnäckigkeit zurückwiesen, als dieses unter ihren nächsten — zu der großen Slaven-Familie gehörigen — Nachbarn, den Polen und Pommern, schon längst verbreitet war.

Zwar machten die Polen mehrfache Versuche, das Christenthum auf gewaltsame Weise in Preußen einzuführen; doch hatten diese Versuche keinen dauernden Erfolg. Gelang es den Polen, eine Strecke ins feindliche Land zu dringen und die Preußen zu schlagen — so unterwarfen sich diese wohl zeitweise, versprachen Tribut und ließen sich wohl gar zum Scheine taufen. Sobald sie sich jedoch überzeugt hatten, daß die Polen das Land verließen — kehrten sie wieder zu ihren Götzen zurück, und fielen — anstatt den versprochenen Tribut zu leisten — nun ihrerseits in's Polnische Land, welches sie mit Feuer und Schwert verwüsteten.

Selbst diese prekäre Art der Unterwürfigkeit ist jedoch nur für die Westpreußischen Landschaften bis an die Ossa nachzuweisen. Für die östlichen Preußen, namentlich aber für die Preußen der Nord-Küste (von denen die Samländer eine Zeit

lang unter Daenischer Herrschaft standen), hat eine Unterordnung unter das polnische Reich niemals stattgefunden. Ist es doch Thatsache, daß der mächtigste König, welchen die Polen jemals gehabt, der Bolesław Chrobri, dessen Herrschaft von den Wasserfällen des Dnjepr bis hinter die Lausitz reichte, den Preußen die Leiche des h. Adalbert mit Golde abzukaufen genöthigt war.

Allerdings drang dieser selbe Bolesław erobernd vor. In späteren Zeiten erscheint die Ossa als Grenze; auch wurde das südlich der Ossa belegene Land, trotz mancher Rückschläge, im Ganzen festgehalten und mit polnischen Colonisten besetzt. Im Anfange des 13. Jahrhunderts jedoch bezeichneten nur Ueberreste polnischer Colonien an den Grenzen der Lande Culm und Loebau, daß diese Lande die Polnische Herrschaft einst anerkannt. Die Preußen hatten sich beider Lande jetzt wieder bemächtigt und benutzten sie als Ausfallspforten gegen die Polnische Landschaft Masovien, welche sie zu wiederholten Malen plünderten und verheerten.

Vergeblich hatte der Herzog Conrad v. Masovien — einer der Polnischen Theilfürsten, die damals regierten — dem Cisterzienser-Mönche Christian aus dem Kloster Oliva (1215 zum Bischof v. Preußen ernannt) Beihilfe geleistet, als dieser die Bekehrung des Landes im Sinne des h. Adalbert zu unternehmen kam; vergeblich hatte er Kreuzfahrer aller Art in das Land gelassen, um es durch Feuer und Schwert zur Unterwerfung zu zwingen; vergebens hatte er zur Abwehr der heidnischen Preußen einen eigenen Polnischen Orden, den Ritterorden von Dobrin*), gestiftet. Die Ritter von Dobrin wurden in einem blutigen Treffen unweit der heutigen Stadt Strasburg a. d. Drewenz vernichtet; die Gräuel des Kreuzheers steigerten nur die Erbitterung des Heidenvolkes. Mord und Brand verbreitend, durchstürmten die Preußen nicht bloß die

*) Dieses Dobrin ist Dobrzyn bei Gollub (bildet mit Gollub fast eine Stadt, ist aber von Gollub durch die Drewenz geschieden und gehört den Russen, welche dort ein Grenzzollamt haben).

christianisirten Grenzlandschaften, sondern drangen auch tief in Masovien hinein, von wo sie Tausende von Christen als Sklaven in ihre Wälder schleppten.

Da rief der Herzog Conrad v. Masovien in seiner höchsten Noth den Deutschen Ritterorden zu Hilfe, welcher damals in allen christlichen Landen wegen seiner Tapferkeit und Standhaftigkeit eines hohen Rufes genoß; und, um ihn zu dieser Hilfe williger zu machen, bot er ihm das Culmer Land, auf welches, als zu seinem Antheil gehörend, er rechtlichen Anspruch hatte, zum Geschenke an. Der Orden acceptirte die Schenkung und ließ sich dieselbe — damaligen Zeitansichten gemäß — durch Kaiser und Papst bestätigen. Zugleich aber erhielt er von letzteren Potentaten ein Anrecht auf alle diejenigen heidnischen Gebiete in Preußen, welche er außerdem erobern und bekehren werde.

Im Jahre 1230 erschien der Orden in Preußen, baute sich in der Gegend der heutigen Stadt Thorn an der Weichsel einige kleinere Burgen, und begann von hier aus, das ihm geschenkte, aber von den Pomesanen besetzte, Culmische Land in wirklichen Besitz zu nehmen.

Der Landmeister Herman v. Balk hatte zwar nur 29 Ritter und 100 Knechte (Knappen) zu diesem Werke mitgebracht; allein ganz Deutschland stand hinter ihm. Im andern Falle hätte er auch nur das Culmer Land niemals gewinnen können. Zur völligen Unterwerfung kam es erst, als ein Kreuzheer von mehr als 10,000 Mann dem Orden zur Hilfe eilte. Drei große Ordensburgen: Thorn, Culm und Graudenz wurden jetzt aufgebaut, welche nebst mehren kleineren Schlössern zu Stützpunkten für den Krieg gegen das den Culmern zunächst gelegene Pomesanen-Land dienten.

1232 bahnte sich der Landmeister den Weg durch die Pomesanische Wildniß, die den Polen ehemals verhängnißvoll gewesen war, bemächtigte sich des Werders Quidin und baute auf demselben die Burg Marienwerder (1233). Zwar wurde diese von den heidnischen Preußen sofort berannt. Da jedoch

die Gefahr ihrer Einnahme nicht groß erschien, drang das über 20,000 Mann starke Kreuzheer, unter welchem sich die Pommerellen-Fürsten Suantepolk und Sambor befanden, gegen Ende 1233 über den gefrorenen Sorge-Fluß und griff die unweit der Sorge vor einer Waldburg aufgestellten Preußen mit Heftigkeit an. Der Kampf währte den ganzen Tag und entschied sich erst zu Gunsten der Christen, als die Pommerellen-Herzoge, die Kampfesweise der Preußen besser kennend, ihnen einen Hinterhalt legten und in die Flanke fielen.

Die Preußen erholten sich sehr bald von dieser Niederlage; es bedurfte sogar, um Marienwerder zu retten, noch einer zweiten Schlacht. Selbst als ihnen die Burg Slemmo (Garnsee) verloren ging, fielen die Preußen in Pommerellen und das Culmer Land ein. Die Ritter sahen ein, daß eine stärkere Befestigung dieses Landes vonnöthen sei. Sie bauten deßhalb 1234 die Burg Rehden und hielten sich mehr vertheidigungsweise, bis ihnen 1236 ein neues Kreuzheer zu Hilfe kam. Heinrich v. Meissen, der es anführte, eroberte den Riesenburger District und zerstörte die Heidenburgen in Riesenburg, Riesenkirch, Stuhm, Pestlin, Willenberg und ein Castell in der Nähe des Drausen-Sees. Dagegen baute man 1237 Elbing und bald darauf an der Stelle, wo man die erste Schlacht gewonnen hatte, die Ordensburg Alt-Christburg auf.

Schon begannen die Pomesanier an der Möglichkeit ferneren Widerstandes zu verzweifeln, als dieser wider Erwarten durch einen christlichen Fürsten nachdrücklich ermuthigt ward.

Die Slavischen Herzoge des schon seit längerer Zeit christianisirten Pommerellen, namentlich aber der Oberherzog Suantepolk, hatten sich bisher, wie die Polen, als Freunde des Ordens gezeigt und dessen Unternehmungen im Preußen-Lande mit Rath und That gefördert; denn, seit die Pommerellen das Christenthum angenommen, wurden sie von den heidnischen Preußen fast eben so sehr, wie die Polen, bedroht. Sobald sie jedoch die glänzenden Fortschritte des Ordens und den gewaltigen Zuzug der Deutschen Kreuzfahrer sahen, die sich nicht bloß den

Preußen, sondern auch den Slaven, weit überlegen zeigten: fingen sie an zu fürchten, daß ihnen der christliche Orden gefährlicher werden könne, als das heidnische Preußenvolk; und die Gefühle des Neides und der Eifersucht gegen den Orden, welche früher der Furcht vor den Preußen gewichen waren, traten jetzt in den Vordergrund. Suantepolk verband sich mit den heidnischen Preußen, um den Orden aus dem Lande zu treiben. Er erregte zu diesem Ende drei gefährliche und blutige Kriege, denen eben so viele Abfälle des Preußenvolkes parallel liefen.

Im Jahre 1242 brach Suantepolk in Pomesanien ein, zerstörte die Burgen Graudenz, Stuhm und Marienwerder; seine Bundesgenossen, die aufgestandenen Preußen, erschlugen 4000 Deutsche Einzöglinge und schleppten deren Weiber und Kinder in die Sklaverei. Zwar kam es durch religiöse Vermittelung zu einem Frieden, doch erneuerte der Herzog den Krieg unter allerhand Vorwänden bald wieder. Im Jahre 1244 fiel der Pommerellen-Herzog von Sartowitz aus in das Culmer Land und begab sich an den Rondsen-See, woselbst er den Ordensmarschall, der ihm mit einer schwachen Schaar gefolgt war, schlug und tödtete. 1245 brach er von der Burg Zantir (bei dem heutigen Piekel) aus, die er zu eben diesem Ende gebaut hatte, wieder in Pomesanien ein, nahm und zerstörte das Schloß Alt-Christburg. Der Orden erbaute dagegen das Schloß Neu-Christburg und trieb den Herzog über die Weichsel zurück. Doch bequemte sich derselbe nicht eher zu einem aufrichtigen und endgiltigen Frieden, als bis ein starkes, aus Deutschen bestehendes, Kreuzheer seine Lande durchzogen und verwüstet hatte (1253).

Die Pomesanier waren während dieser Pommerellischen Fehden massenweis in das Heidenthum zurückgefallen; nur wenige Häuptlinge, wie der edle Macho, Pipin's Sohn*), hielten den

*) Er erscheint später im Besitze von Gütern, welche zwischen Garnsee und Dt. Eylau liegen. 1260 besaß er Traupeln (Trumpe). Die daneben genannten Güter Gobis und Trist werden wohl Gulbien und Mosgau sein (treść = mozg poln. Mark oder Kern).

Eidschwur, den sie bei der Taufe geleistet hatten. Doch kann man annehmen, daß bei dem großen Haufen mehr die Furcht vor ihren eignen östlichen Landsleuten und dem Herzoge von Pommerellen (zwischen denen die Pomesanier, wie zwischen zwei Feuern, saßen), als wirkliche Abneigung gegen den neuen Glauben im Spiele war. Sobald sie sich deßhalb überzeugt hatten, daß sie auf Suantepolk's Einfälle nicht mehr rechnen durften, (er hatte schon 1248 einen neuen Frieden mit den Ordensrittern abgeschlossen, der allerdings nicht lange gehalten ward), trennten sie ihre Sache von derjenigen ihrer östlichen Brüder und unterwarfen sich in dem Frieden von Christburg (1249) dem Deutschen Orden.

Der Friede wurde unter Vermittelung des päpstlichen Legaten geschlossen, welcher sich der Neubekehrten im Namen des päpstlichen Stuhls auf das Wärmste annahm. Auch lag es in dem Interesse des Ordens selber, den Pomesaniern gute Bedingungen zu bewilligen, um dadurch die anderen Preußen zur Nachfolge anzulocken. Die Pomesanier erhielten nicht bloß ihre persönliche Freiheit, sondern sie blieben auch im Besitz ihrer Güter und erfreuten sich aller Vorzüge, welche das — von ihnen gewählte — Polnische Recht den Freien bewilligte. Außerdem erlangten sie noch völlige Gleichstellung mit den Deutschen Ansiedlern, ja selbst der Eintritt in den Ritterorden ward ihren Edlen gestattet.

Die Folgen dieses eben so milden, wie staatsklugen, Verfahrens zeigten sich deutlich in den letzten Reactionsversuchen der Preußen (1261—83), welche, von den östlichen Stämmen ausgehend, durch Pommerellen und Litthauer unterstützt, den Orden an den Rand des Verderbens brachten, freilich auch — Dank den unaufhörlichen Zuzügen von Kreuzfahrern aus Deutschland — mit seinem endgiltigen Triumphe schlossen. Obgleich die Landschaft Pomesanien zu wiederholten Malen der Schauplatz des Kampfes war, blieben die Bewohner derselben dem Orden treu;

ja Mehrere unter ihnen nahmen keinen Anstand, sich für den Orden aufzuopfern, was dieser nach Beendigung des Kampfes durch Erweiterung der Privilegien der Treugebliebenen ausdrücklich anerkannte.

Die Pogesanen dagegen nahmen unter ihrem Führer Auctumo, welcher zu der berühmten Trias: Heinrich Monte, Dywane und Glappo als der Vierte hinzutritt, an dem Aufstande regen Antheil. Mit Mord und Brand drangen sie zweimal bis an die Thore von Christburg und hätten dieses Schloß wohl sicher eingenommen, wenn nicht der treue Preuße Syrene*), den man in der Feste gefangen hielt, sich, seiner Fesseln entledigt, den Heiden entgegenwarf und die Schloßbrücke mit Schwert und Lanze so lange vertheidigte, bis die Ritter herbeikamen, die Brücke aufzogen und so den Heiden den Eingang in die Burg versperrten.

So war denn augenblicklich das Aeußerste von den Rittern in Christburg abgewandt; doch zeigte sich bald neue Gefahr, als ihnen die Preußen die Verbindung mit Elbing, welche zu Wasser vermittelst der Sorge und des Drausen-Sees unterhalten wurde, fast gänzlich abschnitten. Da setzte der edle Pomesanier Samile**), der zwar im Heidenheer diente, aber in seinem Herzen zu Christo und dem Orden hielt, sein Leben ein, um die auf der Burg befindlichen Ritter heimlich mit Lebensmitteln zu versorgen. Das merkten jedoch die Preußen, ergriffen ihn auf der That und bestraften ihn in der Art, daß sie ihm heißes Wasser in den Mund gossen, ihn dann langsam am Feuer marterten und schließlich vor das Schloßthor der Christburg warfen. Halbtodt von den Rittern aufgenommen, genas er

*) Wahrscheinlich ein Vorfahr der v. d. Zehende, v. Schönwiese und v. Kynthenau-Kitnowski. Alle drei Geschlechter scheinen in der männlichen Linie ausgestorben. Die Erbtöchter der Kitnowski wurden von den adligen Geschlechtern der Komierowski und Grabowski (Götzendorf) aufgenommen.

**) Nachweislich ein Vorfahr der Elbinger Zamehle.

unter sorgsamer Pflege und zeichnete sich noch lange durch treuen Eifer für den Orden aus.

Elbing selbst war nahe daran, in heidnische Hände zu fallen; und auch hier war es einer der bekehrten Preußen, welcher die Stadt rettete.

Kaum aber hatten die Ritter von Elbing den Feind zurückgewiesen, so warfen sie sich mit Wuth auf die Belagerer von Christburg, die sie überfielen und gänzlich auseinander sprengten. Dywane, genannt Clekine, welcher die Belagerer anführte, warf sich halb angekleidet auf sein Roß und entkam mit wenigen Begleitern.

Es war das dritte Mal, daß der berühmte Dywane den Pomesanischen Boden betrat. Das erste Mal hatte er die Ritter bei Christburg überfallen und ihnen eine starke Niederlage beigebracht. Das zweite Mal verheerte er die Umgegend von Christburg und Stuhm, ohne daß es die Ritter ihm wehren konnten. Als er jedoch mit Beute beladen nach Barten zurückging, überfielen ihn die Ritter aus Elbing, welche den Christburgern zu Hilfe gekommen waren, am Flusse Guber und schlugen ihn dort aufs Haupt. Sein Kriegsgefährte Dabore wurde getödtet, und er selbst rettete nur mit genauer Noth sein Leben. Nachgehends ist er vor der Burg Schönsee (Kowalewo) erschossen worden.

Im Jahre 1268 wurde mit dem Herzoge Mistwi von Pommerellen unter Vermittelung des Königs Ottokar v. Boehmen ein Friede geschlossen. Doch brach nach einiger Zeit ein Preußen-Haufe in Pomesanien ein und zerstörte die Stadt Marienwerder. Die Ordensburg Starkenberg a. d. Ossa*) wurde von den Preußen erstürmt und zerstört (die Ritter bauten sie später auf dem linken Ossa-Ufer wieder auf). Das Schloß

*) Starkenberg ist das jetzige Slup bei Graudenz. An dieser Stelle soll Boleslaw I Grenzsäulen errichtet haben. Die Stelle, wo Alt-Starkenberg gelegen, ist unbekannt; vielleicht bei Roggenhausen.

Spittenberg*) mußten sie selbst abbrechen, damit es den Feinden nicht in die Hände fiele.

Pomesanien kam nicht eher zur Ruhe, als bis die großen Ordensschlösser Riesenburg und Marienburg vollendet waren.

Die Pogesanier zeigten sich auf das Aeußerste hartnäckig. 1273, als schon viele Stämme die Waffen niederlegten, kämpften sie ihrerseits unter ihrem Führer Auctumo weiter; und 1277, wo eine neue Erhebung stattfand, waren sie wiederum die ersten, welche die Fahne des Aufruhrs erhoben.

Auch gewannen sie einen vorübergehenden Erfolg.

Helmold, der Elbinger Comthur, war mit dem Comthur von Christburg, Helwig v. Goldbach, aufgebrochen, um die Pogesanier zu bändigen. Ein kühner Parteigänger der Preußen aus dem Barter Lande hob sie beide auf und führte sie gefangen weg, nachdem er den sie begleitenden Caplan ermordet hatte. Ueber diese Schandthat entrüstet, löste ein Preuße, Powidde mit Namen, welcher unter den Feinden war, ihre Fesseln und verschaffte ihnen so die Freiheit.

Nicht lange darauf fiel der Sudauer-Häuptling, Skomande, raubend und sengend in Pomesanien ein und verwüstete die Umgegend von Zantir. Doch konnte er wegen der Nähe des festen Schlosses zu Marienburg nichts Dauerndes erreichen.

Weiter haben die Westpreußischen Landschaften in diesem letzten Acte des großen Befreiungskrieges, der mit Vertilgung der Sudauer oder Jadźwingen, der letzten Heidenstämme des Preußen-Volkes, endete, nichts mehr gelitten.

Es folgte jetzt für sie eine Zeit des Friedens, welche der Orden sofort benutzte, um durch Ziehung von Dämmen an der

---

*) In unbekannter Gegend. Wahrscheinlich lag es bei Schoenberg im Rosenberger Kreise, an der Stelle, wo jetzt noch der Name Garde an ein altes Schloß erinnert; oder bei Szepkau, dessen Name (von szczepać spleißen) an Spittenberg erinnert.

Weichsel und Nogat die dort belegenen ausgedehnten Sumpfstrecken zu entwässern. Damals begannen diese gewaltigen Arbeiten, welche im Anfange des 14. Jahrhunderts schon als vollendet erschienen. Fast 30 Geviertmeilen wurden dem Wasser abgenommen, und wo ehemals kaum fünf Dörfer mühsam ihre Existenz gefristet, erwuchsen jetzt Hunderte von blühenden Gemeinwesen.

Der Besitz von Preußen schien jetzt so gesichert, daß der Hochmeister des D. Ordens seine Residenz nach dem Ordensschlosse von Marienburg verlegte (1309). Diese Residenz mit Wasser zu versehen, legte der Orden den selbst von Hydraulikern unsres Zeitalters als ein Wunder angestaunten sogenannten Mühlengraben an, welcher den Stuhmer Kreis in einer Diagonale durchschneidet.

Zweite Periode. Die Erwerbung Pommerellen's (1308—1343).

Bisher hatten die Polnischen Fürsten des Ordens Fortschritte fast ohne Neid, ja selbst mit Wohlwollen betrachtet; denn sie brachten ihnen einen doppelten Vortheil. Indem sie nämlich die Polnische Nord- und Ostgrenze gegen die Heiden deckten, beschäftigten sie zugleich die Pommerellischen Herzoge, welche mit den Polen in unaufhörlicher Fehde lagen.

Fast in derselben Zeit, wo die Hochmeister des D. Ordens ihren Sitz nach Marienburg verlegten, zeigt sich in diesem freundschaftlichen Verhältnisse ein Wendepunct; und die Polnischen Fürsten treten die Rolle der Pommerellischen Fürsten gleichzeitig mit ihrer territorialen Erbschaft an.

Der letzte selbständige Pommerellen-Herzog, Mistwi, des Suantepolk Sohn, war 1295 ohne männliche Leibeserben gestorben, und über seine Hinterlassenschaft erhob sich zwischen den Polnischen und den Brandenburgischen Fürsten Streit. Die Letzteren gründeten ihre Ansprüche auf den Lehnseid, welchen ihnen Mistwi geleistet hatte, um ihre Hilfe gegen seine vielen und

mächtigen Feinde zu erlangen; die Ersteren aber auf Mistwi's Testament, auf ihre Blutsverwandschaft mit ihm, namentlich aber auf das Lehnsverhältniß, in welchem Ost-Pommern zum Polnischen Reiche von Alters her gestanden habe.

Die Sache wurde noch verwickelter dadurch, daß nach dem gewaltsamen Tode des Oberherzogs Przemyslaw II. v. Groß-Polen, welcher als der eigentliche Erbe Mistwi's zu betrachten war, zwei Fürsten, nämlich Wladyslaw Lokietek, ein Piast, und König Wenzel v. Boehmen sich die Polnische Krone selber streitig machten. Der Boehmen-König erkannte natürlich in seinem Interesse ebenfalls die Polnischen Ansprüche, den Brandenburgischen gegenüber, als giltig, an.

Nach einer Reihe von merkwürdigen Abenteuern (dreimal vertrieben kehrte er dreimal zurück), gelang es nun zwar dem Wladyslaw Lokietek, am Ende den Polnischen Thron zu behaupten; es war aber seine Stellung um 1308 so vielfach und — bei der territorialen Ausdehnung des Reiches — an so vielen Orten zugleich gefährdet, daß er sich nicht überall selbst helfen konnte. Die Markgrafen von Brandenburg waren bisher auch nicht im Stande gewesen, ihre Ansprüche geltend zu machen. Der mächtige Peter Swenzo*), welcher mit Wladyslaw Lokietek über Geldfragen zerfallen war, eröffnete ihnen dazu die Wege. 1308 befanden sich die Brandenburger im Besitze der Stadt Danzig, während die Burg von den Polen unter Boguffa gehalten ward. Die schwache Polnische Besatzung kam in solche Gefahr, daß man mit Genehmigung des Königs die Ordensritter zur Hilfe rief. Der Orden leistete nun zwar diese Hilfe und vertrieb die Brandenburger aus der Stadt, bemächtigte sich jedoch gleichzeitig des Hagelsberges und weigerte sich, Stadt und Festung Danzig herauszugeben, bevor ihm eine genügende Kriegskostenentschädigung geleistet sei.

Hierüber erhoben sich endlose Streitigkeiten und Prozesse, während welcher der Orden immer weiter griff.

---

*) Ei: Vorfahr der Putkamer.

Die Polnischen Zustände erschienen damals nichts weniger als hoffnungsreich. Schon damals trugen sich die benachbarten Fürsten mit Theilungsgedanken; noch gegen Ende des 14. Jahrhunderts legte Władysław v. Oppeln dem Orden einen wohlausgearbeiteten Plan zur Theilung Polen's vor. Der Orden hielt es daher für angemessen, von dem voraussichtlich doch zerfallenden Reichskörper sich bei Zeiten dasjenige Stück zu sichern, welches ihm am meisten gelegen war. Durch das Vermächtniß mehrerer Pommerellischen Fürsten hatte er in diesem Lande bereits Fuß gefaßt; schon gehörten ihm ausgedehnte Landstrecken, welche im Werder und um Mewe lagen. Vor Allem aber war der Besitz von Danzig in einem hohen Grade verlockend. Der Orden hatte den Polen zwar Hilfe geleistet, aber ihre Ansprüche formell nie anerkannt. Er kaufte dem Markgrafen von Brandenburg, ja, um ganz sicher zu gehen, selbst den Königen von Boehmen ihre Ansprüche auf Pommerellen ab und machte, auf die Kaufurkunden gestützt, den Polen jetzt ganz Pommerellen streitig.

Fassen wir nun das Streitobject näher in's Auge!

Pommerellen d. i. Klein-Pommern, ist der östliche Theil des großen Pommernlandes, des Landes „am Meere", dessen Grenzen sich vor dem Jahre 1000 viel weiter nach Süden ausdehnten, als dieses im Jahre 1308 der Fall war. Vor dem Jahre 1000 hatte es so scharf markirte Grenzen, wie sie irgend ein Theil des Continents haben kann. Oestlich und westlich erstreckte es sich zwischen Weichsel und Oder. Im Norden stieß es an das Baltische Meer. Im Süden machte der äußerste Rand des Warthe- und Netze-Bruches — von Küstrin an gerechnet bis Labischin — von hier aus Urwald und Bruch bis an das Grüne Fließ, endlich aber das Grüne Fließ selber bis an seine Einmündung in die Weichsel (unweit Schulitz) die Grenze. Seit dem Jahre 1000 schob sich die Südgrenze immer weiter nach Norden vor. Es gab Zeiten, wo ganz Pommern die Oberhoheit Polens anerkannte; jedoch genau in der oben beschriebenen Art, wie sie in Betreff der heidnischen Preußen stattfand, daß näm-

lich die reale Macht der Polen gerade so weit reichte, als man ihre Säbel blinken sah.

Pommern war um das Jahr 1000 ein Slavisches Land; es wurde von den Wilzen (Lutiziern) bewohnt, welche Lechitischen Stammes, also mit den Polen nach Sprache und Sitten von Hause aus nahe verwandt waren. Es stand von jeher unter verschiedenen Dynasten, die sich ihres Zusammenhanges unter einander selten erinnerten. Polen hatte daher vermöge seiner starken Einheit über Pommern das Uebergewicht. Doch schwand dieses in dem Verhältnisse, wie auch in Polen die Uneinigkeit der Theilfürsten unter einander zunahm.

West-Pommern wurde von Deutschland aus christianisirt, nahm Deutsche Sprache und Sitten an und wurde schließlich dem Deutschen Reiche förmlich einverleibt. Ost-Pommern dagegen, dessen Christianisirung — obwohl mit sehr dürftigem Erfolge — die Polen selbst betrieben (es christianisirte sich nur sehr allmälig und in langen Absätzen; erst seit der Gründung des Klosters Oliva bei Danzig im Jahre 1178 faßte das Christenthum im Lande dauernd Fuß) kam mit dem Polenreiche in engeren Zusammenhang. Im 12. Jahrhundert erkannten seine Stammfürsten großentheils die Polnische Lehnshoheit als giltig an; und auch die Bewohner von Ost-Pommern behielten Slavische Sprache, Tracht und Sitte bei, als sich die West-Pommern derselben entledigten.

Am Anfange des 13. Jahrhunderts aber, als sich das Polnische Reich durch fürstliche Erbtheilungen immer mehr zerklüftete, machte sich in Ostpommern eine Strömung geltend, welche auf völlige Unabhängigkeit vom Polnischen Reiche ging. Als nun der Oberherzog Suantepolk von Danzig von dem Polnischen Oberherzog Leszek dem Weißen aufgefordert wurde, ihm den Lehnseid zu leisten, überfiel er ihn bei Gonsawa und tödtete ihn (1227). Suantepolk schob — so weit es Ostpommern betraf — die Südgrenze des Landes wieder bis an die Netze vor; doch gingen mehre seiner Eroberungen unter der Re-

gierung seines Sohnes Mistwi verloren. Bei dem Ableben dieses Fürsten war die Südgrenze von Pommerellen wieder weiter nach Norden zu. Sie erstreckte sich zwischen Kueddow und Weichsel, begleitete anfangs die Flüsse Dobrinka und Kamionka in ihrem Laufe, letzteren, bis er in die Brahe einmündet; von der Brahe abwärts bis an die Weichsel fiel sie mit der heutigen Grenze der Regierungsbezirke Bromberg und Marienwerder zusammen. Die Grenze gegen Westen war fast mit der jetzigen Grenze zwischen den Provinzen Preußen und Pommern identisch; nur gehörten die Districte Buetow-Lauenburg, welche gegenwärtig zu Pommern geschlagen sind, noch zu Pommerellen. Die Grenzen gegen Norden und Osten hatten sich nie geändert; sie waren, wie ehemals, das Meer und der Weichsel- (resp. der Nogat-) Strom.

In diesen Grenzen war es, daß das Land zum Zankapfel zwischen dem Orden und dem Polnischen Reiche ward.

Die Polen strengten zunächst einen Prozeß gegen den Orden beim päpstlichen Stuhle an. Sie fanden Mittel, den Papst für sich günstig zu stimmen und erhielten ein Schiedsgericht, dessen Parteilichkeit gegen den Orden von vorn herein feststand. Der Orden ward zur Herausgabe des Landes und in die Kosten verurtheilt, zuletzt sogar mit dem päpstlichen Banne bedroht, wenn er sich dem Urtheile nicht unterwerfen werde. Während nun Protestationen und Reprotestationen mit einander wechselten, ohne daß die Sache an entscheidender Stelle gefördert wurde: suchte der Orden das Gewicht seiner Rechtsgründe durch die Gewalt der Waffen zu verstärken. Er bemächtigte sich der Landschaften an der Netze und Drewenz, und fiel dann mit Mord und Brand — wie damals üblich — in Groß-Polen und Masovien ein. Der Woywode Vincent v. Samter aber, der sich den Ordensrittern zum Führer angeboten hatte, spielte eine doppelte Rolle und benachrichtigte insgeheim den König Wladyslaw Lokietek von dem Stande des Ordensheeres. Während sich dasselbe sorglos zerstreut hatte, wurde es bei dem Dorfe

Plowce*) plötzlich überfallen und geschlagen; nur die rechtzeitige Rückkehr des in Eile benachrichtigten Vortrabes hinderte dessen gänzliche Vernichtung (1331).

Der Krieg begann jetzt von beiden Seiten in ein gelegentliches Sengen und Brennen auszuarten, schlief auch mitunter gänzlich ein, weil Unterhandlungen, Vermittelungen und gerichtliche Prozeduren ihn unterbrachen. Władysław Łokietek starb während dieses Krieges. Sein Sohn und Nachfolger Casimir III. (der Bauernkönig), welcher sein Augenmerk auf andere Dinge gerichtet hatte, war des Krieges überdrüssig und wohl geneigt, das Streitobject aufzugeben. Doch scheiterte sein Wunsch anfangs an dem entschiedenen Widerspruche der Stände, welche das Meerland nicht missen wollten. Endlich wurde auch dieser Widerstand beseitigt, und unter Vermittelung der Boehmen-Könige 1343 der Friede von Kalisch geschlossen, in welchem der Orden das Land Pommerellen innerhalb der oben beschriebenen Grenzen zu eigen erhielt, wogegen er die bereits dauernd besetzten Landschaften Kujawien und Dobrin den Polen zurücklieferte. Die feierliche Beschwörung des Friedens fand dann bald darauf bei dem Ordenshause Morin (Murzynno) unweit Inowrazlaw statt.

Dritte Periode. Die Litthauischen und Polnischen Kriege (1400—1466).

Die letzte Hälfte des 14 Jahrhunderts war eine Zeit verhältnißmäßigen Friedens, wenigstens für die westlichen Districte, welche unter den Verheerungen der Litthauer-Kriege nicht zu leiden hatten. Der Segen, welchen die Blüthe des Ordensstaates, namentlich unter Winrich v. Kniprode, über das Land verbreitete, kam diesen Landschaften noch viel mehr zu Gute,

*) Unweit der Stadt Radziejewo im heutigen Russischen Antheil von Polen gelegen.

als den östlichen. Es war die Zeit, wo die Städte himmelanstrebende Dome und Rathhäuser aufführten, und die Freibauern des Werders ihre Gäste auf Tonnen Goldes sitzen ließen. Preußen war früher zwar ebenfalls das „gelobte Land" gewesen, doch nur insofern, als der Papst den Kreuzfahrern gestattete, nach Peußen, statt nach Palaestina in den Kampf zu ziehn: jetzt war es wirklich ein „gelobtes Land", darinnen die Milch und der Honig floß.

Diesem idyllischen Zustande machten plötzlich die heidnischen Litthauer ein Ende, nicht, indem sie in die christlichen Lande einfielen, sondern indem — sie sich vor der Zeit bekehrten.

Bisher hatten die Litthauer nicht blos mit den Ordensrittern sondern auch mit den Polen fortwährende Kriege geführt. Versuche, sie im Wege der Güte, namentlich auch durch Mischheirathen, zu bekehren, waren sowohl von Polen, als auch von Rußland aus, nicht wenige gemacht worden, ohne jedoch das gewünschte Ergebniß herbeizuführen. Die Litthauischen Fürsten hatten sich zwar mitunter zum Christenthum bekannt, wenn es ihnen materielle Vortheile zu versprechen schien: sobald sich aber diese Hoffnung als trügerisch erwies, waren sie immer wieder in das alte Heidenthum zurückgesunken Endlich zeigte sich ihnen ein Vortheil, dauernd und groß genug, um die Unbequemlichkeit einer solchen Veränderung aufzuwiegen. Die Polen boten dem Litthauischen Großfürsten Jagello die Hand ihrer Königin, so wie ihre Krone an, sobald er sich taufen ließe. Jagello heirathete Hedwig; und gleichsam zur Polterabendfeier stürzten die Litthauer die Götzen von ihren Altären herab, Litthauen verband sich mit Polen zu einem Doppelreiche; die Litthauischen Edeln verbündeten sich mit den Polnischen, sie nahmen von ihnen Tracht, Sitten, Sprache, ja selbst die Wappen an.

Der Deutsche Ritterorden war durch dieses Ergebniß in seiner Existenz bedroht. Denn einmal fehlte ihm von jetzt ab jedes Object für seine Thätigkeit. Er war dazu gegründet worden, das Christenthum mit Schwert und Crucifix gleichzeitig auszubreiten. Wo also nur gute Christen hausten, hatte er — streng

genommen — nichts mehr zu schaffen. Zum Zweiten: die Truppenmacht, die er bisher aufbrachte, hatte ihn wenig oder nichts gekostet. Unabsehbare Schaaren von Kreuzfahrern hatten ihm, durch Gelübde verpflichtet, um Gotteslohn ihren Arm geliehn. Jetzt, da es hier keine Kreuzzüge mehr geben konnte, mußte er sich, wenn er ein bereites, schlagfertiges Heer haben wollte, Soldtruppen, wie andere Fürsten, für schweres Geld zu miethen suchen. Wo aber sollte dieses Geld herkommen? — Aus dem Lande. Das nie besteuerte Land mußte also von jetzt ab besteuert werden. Dazu brauchte es — nach mittelalterlichen Begriffen — seiner eigenen Zustimmung. Würde nun diese auf gütlichem Wege zu erlangen sein? — Aber gesetzt auch, daß man Geld und Truppen schaffen könnte: würde man so viel davon schaffen können, um der riesigen Macht der vereinigten Reiche zu widerstehen, welche sich vom schwarzen Meere bis zur Ostsee, vom Dnjeper und der Duena bis an die Sudeten erstreckten?

Diese Bedenklichkeiten drängten sich den Rittern von selber auf; denn daß die vereinigten Reiche eine feindliche Stellung gegen den Orden einnehmen würden, war ohne Zweifel. Die Litthauer hatten sich durch das Bad der h. Taufe zwar ihres Heidenthums entäußert, aber nicht ihres Hasses gegen die Ordensritter. Die Polen aber hatten es nicht vergessen, daß sie Pommerellen nur aus Schwäche abgetreten; sie erinnerten sich gern, daß sie jetzt stark genug seien, es wieder zurückzunehmen.

Das Einzige, was die Polen von diesem Versuche zurückschrecken konnte, wäre die Furcht vor dem Unwillen des Römischen Oberhirten gewesen, welcher der unmittelbare Chef und natürliche Beschützer des Deutschen Ordens war. Die Polen hatten seit ihrer Bekehrung zum Christenthum immer als ein frommes Volk gegolten; namentlich aber hatten sie stets die höchste Ehrfurcht vor dem päpstlichen Stuhle gezeigt. Wohl war es vorgekommen, daß Bischöfe ersäuft wurden und Mönche getödtet: aber gegen den h. Vater in Rom hatte sich kaum Jemand im Lande aufgelehnt.

Jetzt aber sollte sich auch dieses ändern.

Die Czechen hatten ehemals den Polen den Anstoß zur Christianisirung gegeben; gegenwärtig ging von ihnen der Anstoß zum Abfall von der Römischen Kirche aus. Von allen Slaven, welche es gab, waren zu dieser Zeit die Czechen unstreitig diejenigen, die in Künsten und Wissenschaften, wie in jedem anderen Zweige der Culturentwickelung, am weitesten vorgeschritten. Sie übten auf die Polen den entschiedendsten Einfluß, indem sie ihnen Lehrer und Soldaten lieferten. Den offenen, allgemeinen Abfall von Rom herbeizuführen, waren diese Hussitischen Einwirkungen in Polen nicht stark genug; doch leisteten sie der religiösen Lauigkeit, welche damals — als Reaction gegen die fieberhafte Erregung der Kreuzzüge — überhaupt in der Luft lag, bedeutenden Vorschub. Jagello, in jeder Hinsicht die wahre Verkörperung der Nation, welcher er sich zugewandt, und der Strömung, von der sie zur Zeit getragen ward, war zwar zu einem wirklichen Glauben weder ehrlich, noch klar genug: doch wählte er sich seine innigsten Vertrauten aus der Hussiten Mitte und verspottete mit ihnen zwischen seinen vier Pfählen die Ceremonien, welche er außerhalb derselben mit Aengstlichkeit beobachtete.

So ward die colossale Macht der beiden vereinigten Reiche noch durch den geistigen Schwung gehoben, welchen jede freiere Glaubenslehre, selbst eine halbverdaute, den Gemüthern leiht; und es warfen sich gleichsam drei Nationen, die Czechen, Polen und Litthauer in voller Lebenskraft auf einen schwachen Deutschen Außenstaat, welchem seine geistige, wie materielle, Basis bereits entzogen war. Hienach muß es uns fast Wunder nehmen, nicht, daß der Ordensstaat schließlich zu Grunde ging, sondern daß er noch so lange (fast 150 Jahre hindurch) widerstanden hat. Und dennoch war es erst die Deutsche Reformation, die ihm den Todesstoß gegeben hat, und nicht die Slavische.

Die Polnischen Kriege folgen sich in wenig unterbrochener Reihe, sie füllen die ganze Zeit bis zur Auflösung des Ordens in Preußen (1525) aus. Auch für Westpreußen, obgleich dieses 1466 vom Ordensstaate losgerissen und mit der Krone Polen

vereinigt ward, endigen sie nicht mit dem Jahre 1466. Vielmehr gab es gerade noch für den letzten Krieg, die sogenannte Frankenfehde, vorzugsweise den Schauplatz ab. Die Polen waren vermöge ihrer Natur und Verfassung zu langen Kriegen nicht sehr aufgelegt; zudem fanden sich für den Orden — als geistliche Brüderschaft — immer fromme und mächtige Fürsten als Fürsprecher und Vermittler ein. Selbst des deutschen Kaisers und des Polnischen Papstes Wort, so sehr auch beider Ansehn gesunken war, wurde nicht immer vergeblich gesprochen. Oft waren beide Theile des Krieges so überdrüssig, daß sie ernstlich auf Frieden sannen. Im Frieden am See Melno entbanden beide Theile ihre Unterthanen von der Pflicht des Gehorsams und der Waffenfolge, für den Fall, daß sie den Frieden brechen würden. Er überdauerte trotzdem den Zeitraum von acht Jahren nicht. Der Friede von Brest in Kujavien wurde geradezu der „ewige" Frieden genannt. Doch stand man sich achtzehn Jahre später viel feindlicher gegenüber, als je zuvor. Man sieht daraus, daß gegen die Gewalt von Zeit und Umständen anzukämpfen sehr schwierig, ja wegen der menschlichen Schwäche oft unmöglich ist.

Wir beschränken uns hier darauf, die hauptsächlichsten Thatsachen zusammenzustellen.

Gleich im Anfange des Jahrhunderts (im Jahre 1410) erlitt der Orden die furchtbare Niederlage bei Tannenberg (welche die Polen „die Schlacht bei Grunwald" nennen), wo der Hochmeister nebst der Blüthe des Ritterordens erschlagen ward. Im ersten Schrecken schien schon das ganze Land in Polnische Hände zu fallen; doch der tapfere Heinrich Reuß v. Plauen, der Comthur von Schwez, warf sich in die Marienburg und vertheidigte sie mit solchem Erfolge, daß er die Polen zum Abzug zwang. Auch auf der andern Weichselseite, in Pommerellen, konnten die Polen nicht festen Fuß fassen. Sie wurden zuerst in einem Treffen bei Schlochau geschlagen; und obgleich sie später bei Polnisch-Crone siegten, verloren sie Tuchel und alle Eroberungen, die sie gemacht hatten. Es erfolgte der erste

Friede von Thorn (1411), wo der Orden keine weitere Einbuße hatte, als daß er das Ländchen Szamajten an Litthauen abtrat.

Die Kriege von 1414 und 1421 verdienen kaum diesen Namen; sie bestanden in einigen Raubzügen, die — kaum angefangen — durch Waffenstillstände geendigt wurden.

1422 fiel Jagello, sengend und brennend, ins Ordensland; er nahm die Städte Gollub und Culm, während der Orden mit seinen schwachen Kräften bei Loebau im Lager stand. Obgleich ein Hilfsheer für den Orden unterwegs war, schloß man in übereilter Weise den schimpflichen Frieden am Melno-See, worin man Nessau (unweit Podgórz bei Thorn auf der linken Weichsel-Seite), Orlow (Orlowo in Kujavien) und Theile des südlichen Sudauen's an Polen abtrat.

1430 begann ein neuer Krieg (der sogenannte Kujavische), in den der Hussiten- oder Ketzerkrieg hineinspielt. Es war eine schlimme Vorbedeutung, daß gleich im Anfange des Krieges die Angriffe des Ordens übel abliefen. Der Comthur von Tuchel erstürmte Lobsens und marschirte auf Nakel. Unfern dieser Stadt bei dem Dorfe Dambke, wurde er von dem Polnischen Hauptmann überfallen, geschlagen und in die Brüche hinter der Netze geworfen; aber auch hier wurde er verfolgt, aufgefunden und mit Vielen der Seinigen erschlagen. Der Landmarschall von Livland, der Comthur von Goldingen und der Vogt von Grebin wurden gefangen und nach Polen gebracht. Auch sonst richtete der Orden in diesem Kriege nichts Sonderliches aus. 1433 kamen die Hussiten, denen sich viele Polen — Ketzer und Nicht-Ketzer — angeschlossen hatten, nach Pommerellen; berannten zwar Conitz und andere feste Städte ohne Erfolg, verwüsteten aber das platte Land auf das Schrecklichste und drangen mordend und brennend bis an die Ostseeküste vor, wo sie das Meer mit Freudengeschrei begrüßten und zum Andenken an diesen glorreichen Tag ihre Feldflaschen mit Salzwasser füll-

ten. Der „ewige" Friede brachte dem Orden zwar keine sonderlichen Einbußen, bestätigte aber diejenigen, welche man am Melno-See genehmigt hatte.

Bei den bedeutenden Verlusten, welche der Orden während dieser Kriege zu erleiden fortfuhr, drängte sich der bereits oben berührte Geldpunkt sehr in den Vordergrund. Eine außerordentliche Besteuerung des Landes ward mehrfach nothwendig; die Ausführung derselben erregte Murren unter allen Klassen der Bevölkerung; die Unzufriedenheit der Landeseinwohner führte zu Beschwerden, welche der Orden nicht mehr abweisen durfte, ohne seine Existenz zu gefährden. Er setzte daher eine Art von ständischer Behörde, den Landesrath (1416) ein, welcher aus einer Anzahl von Ordensrittern, Adligen und Vertretern der Städte bestand. Die Rechte dieses Landesrathes der Ordensregierung gegenüber, welche anfangs nicht bedeutend waren, wurden im Laufe der Zeiten erweitert.

Doch war diese Maßregel weit entfernt, das Land zu befriedigen.

Der Orden besaß in sich selber naturgemäß eine militärisch-mönchische Verfassung, welche auf strengem Gehorsam und harter Disciplin basirt war. Dem Lande gegenüber hatte er bis 1416 ein zwar mildes, doch absolutes, Regiment geübt, ohne daß irgend ein verständiger Mensch etwas dagegen zu erinnern fand. So lange die Bürger — den aus dem Exil rückkehrenden Juden gleich — in der einen Hand die Maurerkelle, in der andern das Schwert, an ihren Städten bauten: fiel es ihnen natürlich nicht ein, dagegen zu murren, daß man sie einer fast militärischen Disciplin unterwarf. So lange die Landedelleute das Geheul der Heiden von den Zinnen ihrer Schlösser hörten, hatten sie nichts dagegen, daß man, ohne sie zu fragen, über Krieg und Frieden, Steuern und Aemter entschied. Jetzt aber, wo Bürger und Edelmann gesichert hinter ihren Mauern saßen, beide in einem Wohlstande, wie ihn das Mittelalter fast niemals sah — fragten

sie sich, weßhalb sie einer Handvoll mönchischer Krieger gehorchen sollten, welche das Waffenhandwerk nicht besser verstanden, als sie selber. Sie erörterten ferner, was der Orden eigentlich in Preußen zu schaffen habe, da hier und in der Nachbarschaft nichts mehr zu bekehren sei. Es gab bereits naseweise Leute, welche sich verwunderten, warum der Orden — seiner ursprünglichen Bestimmung gemäß — nicht nach Palaestina gehe, wo doch Unchristen in Masse zu bekämpfen seien? — Ja es gab Leute, die noch weiter gingen und die Frage aufwarfen, wozu überhaupt ein solcher Orden vorhanden sei. Denn waldensische, wiclefitische und hussitische Meinungen waren vielfach verbreitet; und da sie auf kirchlichem Gebiete mit einer Strenge zurückgewiesen wurden, wie sie der religiöse Character des Ordens erheischte: machten sie sich auf politischem Gebiete Luft.

Es war damals überhaupt die Zeit, wo sich die Stände zu formiren begannen, wo bei der Ohnmacht der Staatsgewalt Jedermann sein Heil in Associationen mit Seinesgleichen suchte. In Preußen, wo solche Ohnmacht der Staatsgewalt nicht vorhanden war, nahmen diese ständischen Vereinigungen naturgemäß den Character einer Opposition gegen die Regierung an. Während anderwärts Städte und Adel gegen einander kämpften, vereinigten sich hier die Bündnisse des Adels und der Städtebund zu dem großen Preußischen Bunde, welcher unzweifelhaft gegen die Ordensregierung gerichtet war (18. März 1440).

Der Orden war gegen die ihm drohende Gefahr in keiner Weise blind. Er verklagte den Bund bei Kaiser und Papst, welche beide ihn zu wiederholten Malen verdammten. Das trieb denn die Häupter des Bundes zu dem äußersten Schritte. Nachdem man eine Zeitlang geschwankt, ob man sich nicht lieber an das damals so mächtige Daenemark, oder auch an Ungarn-Böhmen anschließen wolle, entschieden die materiellen Vortheile, welche das nähere Polen bot, für eine Vereinigung mit dem Polenreich. Im Jahre 1454 sandte man an den Orden einen Absagebrief, schloß sich an Polen und erregte dadurch den soge-

nannten dreizehnjährigen Krieg, welcher damit endigte, daß Westpreußen dem Ordensstaate gänzlich entfremdet ward.*)

Der Gang des Krieges war ungefähr folgender:

Im Anfange desselben fiel eine Menge von Städten und Burgen in die Hand der Polen, theils durch wirklichen Verrath, theils, weil sie von den Machthabern, die zum Preußischen Bunde gehörten, freiwillig übergeben wurden. Der König Casimir IV. kam selber ins Land und lagerte sich bei dem Dorfe Zirkwitz unweit Zempelburg, von wo er auf Conitz, die Pforte des Ordensstaates gegen Deutschland, losging. Die Polen waren durch ihre leicht errungenen Erfolge in Preußen so übermüthig geworden, daß sie sich vermaßen, mit den Peitschen ihrer Fuhrleute den Orden aus dem Lande zu treiben. Doch die Ritter von Conitz belehrten sie bald eines Anderen. Die Polen wurden gänzlich versprengt, und der König Casimir selber floh in solcher Hast, daß er längere Zeit nach der Schlacht gar nicht zu finden war. Die Nachricht von der Conitzer Schlacht erregte überall einen gewaltigen Schrecken; namentlich ward das Land Pommerellen, welches — als das am wenigsten germanisirte — zu Polen hinneigte, von dem sofortigen Abfall zurückgehalten.

Doch waren die Wirkungen dieses Sieges nicht nachhaltig. Das Kriegsglück schwankte die drei folgenden Jahre hin und her; überhaupt war die damals übliche Art des Kriegführens von mehr oder weniger organisirtem Räuberwesen nicht sehr verschieden. Da man jedoch der Länge des Krieges und seiner Ausdehnung wegen feste Soldtruppen haben mußte, bedurfte es Geld und abermals Geld, um den Krieg zu Ende zu führen. Es war also von vorn herein feststehend, daß derjenige gewinnen

*) Der Absagebrief an den Orden ist vom 4. Februar 1454. Am 18. Februar traf die Gesandtschaft des Preußischen Bundes in Krakau ein. Die Annahme der Unterwerfung polnischerseits geschah durch das Privilegium incorporationis (6. März 1454).

mußte, der — nach Friedrich's des Großen Ausspruch — den letzten Thaler in der Tasche behielt.

Dieses aber konnte der Natur der Sache nach unmöglich der Orden sein.

Im Jahre 1457 war der Orden außer Stande, die Forderungen seiner Soldtruppen zu befriedigen, und die Hauptleute derselben, an ihrer Spitze der Czeche Ulrich Czirwenka v. Ledez, traten deshalb mit den Polen in Unterhandlung und verkauften ihnen für die Summe von 436000 Gulden die wichtigsten Landesschlösser. Da sich unter diesen verkauften Schlössern die Marienburg selbst befand, floh der Hochmeister, Ludwig v. Erlichhausen, um nicht in Gefangenschaft zu gerathen, nach Conitz, wo er dem Deutschen Reiche, auf dessen Hilfe man rechnete, näher war. Es zeigte sich jedoch sehr bald, daß Conitz wegen seiner polnisch-gesinnten Umwohner kein passender Aufenthalt für den Hochmeister sein könne; daher begab sich derselbe auf den Rath seiner Getreuen nach Ostpreußen, welches völlig germanisirt und daher dem Polnischen Wesen mehr abhold war. Er ging durch die Tucheler Heid nach Mewe, bestieg hier eines Fischers Kahn, fuhr in einer finsteren Nacht die Weichsel hinab ins frische Haff und entkam, ohne den Danzigern, die ihm auflauerten, zu begegnen, glücklich nach Koenigsberg.

Von hier aus führte der Hochmeister den schrecklichen Krieg mit abwechselndem Erfolge weiter, bis im Jahre 1466 alle Hilfsquellen versiegt waren. Das Land war schrecklicher verheert, als jemals vorher; von 21000 Dörfern zählte man nur 3013, welche nicht verwüstet waren. Allein an Kirchen waren 1019 zerstört und ausgebrannt.

Im zweiten Frieden von Thorn (1466)*) wurden die Lande Pommerellen, Culm und Michelau nebst den Comthurbezirken Elbing und Marienburg an Polen abgetreten; auch der links der Sorge belegene Antheil der Christburger Comthurei fiel an die Polen. Das Ermland, dessen Bischof be-

*) Er wird gewöhnlich vorzugsweise „der Friede von Thorn" genannt.

reits fürstliche Rechte erworben hatte, wurde unmittelbar unter den Schutz und die Lehnshoheit der Polnischen Republik gestellt. Ostpreußen aber behielt der Orden, dessen Hochmeister von jetzt ab in Koenigsberg residirten; doch mußten sie dafür bei Polen zu Lehn gehn.

Zweiter Abschnitt.

Die Zeit der Polnischen Herrschaft (1466—1772).

Erste Periode. Die Reformationszeit (1525—1605).

Wir haben bereits gesehen, daß zur Zeit des dreizehnjährigen Krieges hussitische und andere ketzerische Meinungen in Polen sowohl, wie auch in Preußen verbreitet waren, ohne jedoch kirchliche Neubildungen herbeizuführen. So wie aber die Kunde von der in Deutschland entstandenen reformatorischen Bewegung erscholl, wurden die beiden genannten Länder gleichzeitig erfaßt und die Abneigung gegen die alte Kirche, welche bisher nur in einzelnen Kreisen nistete, begann allgemein zu werden. Städte, Adel, ja selbst Theile der Geistlichkeit fielen der neuen Lehre zu; eine Zeit lang schien es, als ob ganz Polen und Preußen für die Römische Kirche verloren sei.

Dem inneren Abfall ein äußerliches Gewand zu geben — hatte allerdings seine Schwierigkeiten. Die alte Kirche besaß eine reale Macht, welcher man Aehnliches entgegenzusetzen außer Stande war. Wo nur die Geistlichkeit an der Staatsgewalt einen zuverlässigen Anhalt besaß, war ihr in keiner Weise beizukommen. Wo aber die Staatsgewalt der Kirche nicht beisprang, oder gar feindlich gegenüberstand: hatten die reformatorischen Strebungen überall gewonnenes Spiel. Die Stellung also, welche die Staatsgewalt dem neuen Glauben gegenüber einnahm, war von der größten Wichtigkeit; und niemals war das persönliche Ansehn des Landesherrn größer gewesen, als um diese Zeit. Auch

die Polnischen Könige haben seit Boleslaw's I. Zeiten niemals so viele Macht im Lande besessen, als in den Zeiten, wo es sich um Sein oder Nichtsein der kirchlichen Neuerungen handelte.

Siegesmund I., welcher um die Zeit des Beginnes der Reformation in Polen regierte, war zwar in seinem Herzen katholisch, ließ aber die evangelischen Bewegungen anfangs aus politischen Gründen gewähren. Er befürchtete nämlich nicht ohne Grund, daß sich die Westpreußen, in diesem Punkte gereizt, dem Hochmeister Albert v. Brandenburg anschließen könnten, dessen ungläubige Tendenzen nach seiner Rückkehr aus Deutschland, wo er mit den Reformatoren zusammengekommen war, zu Tage traten.

Demnächst beeilte sich Siegesmund, mit dem Hochmeister Frieden zu schließen. Derselbe legte das Ordenskleid ab und empfing Ostpreußen aus Siegesmund's Händen als weltlicher Lehnsherzog (1525). Erst als der König auf dieser Seite gesichert war, zog er in Religionsangelegenheiten ganz andere Saiten auf.

Jede äußere kirchliche Veränderung wurde auf das Strengste untersagt; und wo sich Widerstand gegen diese Verordnung zeigte, mit Waffengewalt eingeschritten. An den Danzigern, welche — der kirchlichen Umwälzung eine politische hinzufügend — den altgläubigen Rath aus dem Amte getrieben und eine neue Ordnung der Dinge ins Leben gerufen hatten, wurde ein strenges Exempel statuirt. Der alte Rath wurde unter königlicher Aegide wieder eingesetzt; und, um religiöse, wie politische Meuterei zu sühnen, wurden vierzehn der Rädelsführer öffentlich hingerichtet. Die Freiheiten der Stadt, welche sehr beträchtlich waren, wurden durch neue Verordnungen (die sogenannten Constitutiones Karnkovianae) arg beschnitten.

Kra

So groß war unter den gegebenen Umständen die Macht des Königthums, daß bei Lebzeiten dieses Königs († 1548) weder in Polen noch auch in Preußen (ausgenommen die Säcularisirung des Ordensstaates, welcher er feierlich zugestimmt) irgend etwas Erhebliches zu Gunsten der Reformation in Scene ging.

Erst als der in religiösen Dingen schwankende, fast in differente, Siegesmund II. August regierte, dessen geliebteste Gattin, Barbara Radziwill, dem protestantischen Glauben anhing, gewannen die reformatorischen Bewegungen festen Boden. Es war unter diesem Könige, daß alle Königlichen Städte in Preußen Privilegien auf freie Religionsübung erhielten; dem Adel wurde die in Anspruch genommene Religionsfreiheit nicht mehr eingeschränkt. Unter diesen Umständen wurde die Kirchenverbesserung fast überall in den Städten, wie auch auf dem platten Lande, durchgeführt; und man kann sagen, daß gegen das Ende des 16. Jahrhunderts Polen sowohl, als Preußen, zum größeren Theile evangelisch war.

Soweit die religiösen Interessen im Spiele waren, gingen bis an's Ende des 16. Jahrhunderts beide Länder Hand in Hand, nicht aber auf politischem Gebiete, wo sie durch Streitigkeiten aller Art von einander geschieden wurden.

Als 1454 die Preußischen Stände sich freiwillig mit Polen vereinigten, beabsichtigten sie eine reine Personal-Union, sie wollten neben dem Polen-Reiche einen selbständigen Staatskörper bilden. Die Polen, welche damals nur die Vertreibung des Ordens im Auge hatten, bewilligten Alles, was man verlangte, ohne es lange zu überlegen; das Privilegium incorporationis (6. März 1454), durch welches der König Casimir IV. seine Annahme der Preußen besiegelte, verlieh ihnen Sonderrechte, welche — so lange man sie aufrecht erhielt — eine Vereinigung mit Polen, eine Real-Union, unmöglich machten. Demgemäß erhielt das Land anfangs einen Königlichen Statthalter (Gubernator), welcher Preuße von Geburt und kein Polnischer Einzögling war; auch wurden sämmtliche Aemter und Würden im Lande — nach dem Wortlaute des Privilegiums — anfangs mit Indigenen*) besetzt. Man ließ es zu, daß die Preußen sich vom Polnischen Reichstage fern hielten, ihn nur mit Gesandten beschickend, wie eine fremde Macht. Man hatte nichts dagegen,

*) Indigenen Landeseingeborene; in diesem Falle solche, die in der Landschaft Polnisch-Preußen oder Westpreußen geboren waren.

daß der Preußische General-Landtag (Sejm jeneral Pruski) die Rolle eines eigenen Reichstags spielte.

Im Laufe der Zeit aber erschien diese Sonderstellung der Preußen den Königen, wie der Republik, ganz außerordentlich unbequem. Zwar gab es andere zum Polnischen Reiche gehörige Länder, wie Ostpreußen, Curland, die Moldau, deren Eigenart zu achten man gezwungen war; doch waren dieses Lehnsstaaten, sie hatten ihre eigenen Fürsten, während bei den westlichen Preußen doch nichts dergleichen zu finden war. Zudem aber lag eine Absorption der Lehnsstaaten fast außerhalb der Grenzen der Möglichkeit, da in denselben die Polnische Nationalität so gut, wie gar nicht, vertreten war; wogegen in Theilen des westlichen Preußen's, namentlich in Pommerellen und im Culmer Lande, die Nationalität in einem Grade vorwog, daß ein Versuch zur völligen Polonisirung des ganzen Landes keineswegs ohne Aussicht schien. Ueberhaupt betrachteten die Polen Westpreußen stets als zurückerobert, während sie Ostpreußen, Curland und andere Lehnsstaaten als zuerobert anerkannten.

Sobald nun solche Ideen Platz gegriffen, machte man sich unverzüglich an deren Ausführung. Dem Polnischen Character gemäß geschah dies nicht in einem Striche, sondern stoßweise und in Absätzen. War der Widerstand, dem man begegnete, etwas zu heftig: so gab man wohl hin und wieder nach und ließ seine Forderungen fallen. Zeigte sich jedoch ein Theil der Stände, wie es öfters der Fall war, gefügig: so drang man unter gewaltsamer oder auch gütlicher Beseitigung des protestirenden Theiles durch. Vor Allem aber befolgte man die Politik: Alles zu thun, was man wollte, ohne davon großen Lärm zu machen. Es war Sitte geworden, daß jeder Polnische König bei seinem Regierungsantritte das Privilegium incorporationis beschwören mußte, so wie er dem ganzen Reiche gegenüber die Pacta conventa beschwor. Hätte sich nun irgend ein König geweigert, das Grund-Privilegium zu beschwören: so wäre im Polnischen Preußen die größte Aufregung entstanden, vielleicht gar ein Aufstand ausgebrochen, der bei der Stellung der Skandina-

vischen Mächte zu Polen nicht unbedenklich war. Doch Niemand dachte daran. Man beschwor gewöhnlich Alles, was da verlangt wurde, höchst bereitwillig; enthielt sich jedoch nicht, es zu brechen, sobald Gelegenheit dazu erschien.

Im Anfang trat man sehr sanft und diplomatisch auf. Man suchte nur solche Sondereinrichtungen hinwegzuräumen, welche den Privilegirten gleichgiltig waren oder gar lästig fielen. 1476 erschien mit Bewilligung der Stände ein Königliches Patent, wodurch sämmtliche Lehne unentgeldlich in Allode verwandelt und das Culmische Recht — als das bessere — über das ganze Land ausgedehnt wurde. Es erschien dies damals als eine große Wohlthat; daß es ein Geschenk der Danaer sei, insofern es durch die Nivellirung der Rechte der Polonisirung vorarbeitete, sahen die Preußen um diese Zeit noch nicht ein. Ebenso erhoben sich wenige Stimmen dagegen, als nach Stibor's v. Baisen Tode die Gubernatorstelle nicht mehr besetzt ward. Man tröstete sich damit, daß dafür — nach Polnischer Weise — viele andere Aemter eingeführt wurden, welche zwar unnütz waren, aber mitunter etwas einbrachten. Nur daß das Indigenatsrecht fortwährend in der flagrantesten Weise verletzt wurde, gab böses Blut; ja es fehlte nicht an Beispielen, daß die vom Könige gesetzwidrig eingesetzten Beamten und Tenutarien*) mit Waffengewalt vertrieben wurden. Doch waren solche Scenen in ganz Polen so gewöhnlich, daß sie nur ein geringes Aufsehen verursachten. In der Regel einigten sich die Anspruchhabenden auf irgend eine Weise; wo nicht, so blieb derjenige im Besitz, der die Gewalt hatte.

Gewiß hätte sich bei der den Polen eigenen Leichtfertigkeit in Behandlung der wichtigen Sachen, diese Unbestimmtheit des Verhältnisses zwischen den beiden Ländern noch lange hingezogen: wenn nicht die Preußischen Stände selber auf eine Entscheidung drangen. Sie ward ihnen durch den hitzigen Siegesmund II.

*) Tenutarien hießen diejenigen, welche ein Königliches Gut auf Lebenszeit in Nießbrauch hatten. Solche Tenutarien waren auch die Starosten.

August, welcher ihnen in dem Decret von Lublin (16. März 1569, publicirt am 18. März ej.) die lange verweigerte Vereinigung mit dem Polnischen Reichstage anbefahl. Die Bischöfe und der Adel leisteten nach einigem Bedenken Folge, nur die drei großen Städte (Danzig, Elbing und Thorn) blieben bei ihrer Weigerung. Am meisten war der König auf die Danziger Abgeordneten erbittert, deren Wortführer, Kleefeld, sich durch Nichts erschüttern ließ. Als man, um ihn endlich mürbe zu machen, ihm die sogenannte „Reciproca Sponsio" vorlegte, worin die Preußen angeblich einen engeren Anschluß an Polen in Aussicht stellten: bewies Kleefeld mit großer Ruhe, daß diese „Reciproca Sponsio" ein gefälschtes Actenstück sei. Da gerieth der König außer sich und ließ ihn ins Gefängniß werfen; desgleichen wurden auch die übrigen Danziger Abgeordneten gefangen abgeführt. Nachdem jedoch die erste Hitze verflogen war, erinnerte sich der König, daß nach der Polnischen Verfassung die Städte überhaupt politische Nullen wären und es auf ihre Vertretung im Reichstage überall nicht ankomme. Er entließ die Danziger Abgeordneten aus dem Gefängnisse und verzichtete stillschweigend auf den Beitritt der drei großen Städte zu der Reichsvertretung, welchen er vorhin in so lärmender Weise gefordert hatte. Er beschloß vielmehr, die großen Städte in repräsentativer Hinsicht zu ignoriren, wie man es mit den kleinen Städten schon längst gethan. Dieses glückliche Auskunftsmittel hielt dann bis an das Ende des Polnischen Reiches vor. Die großen Städte nahmen die ihnen im Polnischen Senate reservirten Plätze niemals ein; sie fuhren fort, besondere Gesandte zu schicken, ja hielten selbst ständige Gesandte, ohne daß irgend Jemand etwas dagegen zu erinnern fand.

Die mächtigste der drei großen Städte, Danzig, erhielt bald darauf Gelegenheit, sich dem Polnischen Reiche gegenüber eine selbständige Stellung, wie sie das ganze Land Polnisch-Preußen angestrebt hatte, in Wirklichkeit zu verschaffen.

Bei der nach Heinrich's v. Valois Abdankung erfolgten Königswahl hatte sich die Stadt Danzig, sowie der größte Theil der preußischen Stände überhaupt, für den Kaiser Maximilian II. erklärt, während die Mehrheit der Polen für Stephan Bathory stimmte. Die religiöse Toleranz betreffend, so war an beiden Throncandidaten nichts auszusetzen; doch sprach für den Ersteren, daß er die Handhabe für eine endgiltige Auseinandersetzung des Deutschen und Polnischen Reiches über die Ansprüche auf Preußen bot. Das Deutsche Reich galt damals noch keineswegs für einen Popanz, und man erfuhr immer mit neuer Angst, daß es seine Ansprüche auf Preußen sich vorbehielt. Wurde doch die Stadt Danzig noch oft durch den Kaiser vorgeladen, zuweilen vielleicht aus Versehen, zuweilen geflissentlich, weil er sein Recht auf sie wahren wollte. Zwar gab die Stadt dann diesen Vorladungen keine Folge, doch verursachten sie ihr jedes Mal, daß sie vorkamen, einen gelinden Schauder. Die Polen waren einem solchen vermöge ihrer leichteren Natur viel weniger ausgesetzt; auch waren die Ansprüche des Deutschen Kaisers auf das echte Polen bereits so obsolet geworden, daß ihre Geltendmachung nicht in Aussicht stand. Der Woywode von Siebenbürgen, Stephan Bathory, erschien ihnen passender für den Polnischen Thron, zumal er sich willig zeigte, die letzte Jagellonentochter (welche fast 60 Jahre zählte, während er selber 18 Jahre alt war) zu heirathen.

Die übrigen Preußischen Stände fügten sich nach kurzem Bedenken der Polnischen Mehrheit; nur die Stadt Danzig bestand mit der größten Hartnäckigkeit auf ihrem Stücke und verweigerte dem Stephan Bathory ihre Anerkennung. Es blieb dem Stephan Bathory, der übrigens einer der tüchtigsten Regenten war, zuletzt nichts übrig, als die gesammte Macht der Republik gegen die einzige Stadt aufzubieten (1577). Die Stadt wurde in aller Form, doch mit so schlechtem Erfolge, belagert, daß das K. Kriegsheer, auf Verstärkung wartend, zuletzt nach dem Dorfe Praust (1½ Meilen von Danzig) zurückging. Die Danziger waren zwar bei einem verunglückten Ausfalle, unweit

des Dorfes Lübschau geschlagen worden; doch konnten die Polen weder Weichselmünde gewinnen, noch es verhindern, daß die Danziger von der Seeseite her Elbing, Braunsberg und Frauenburg brandschatzten. Man war der einen Stadt gegenüber so völlig ohnmächtig, daß man ihr einen günstigen Frieden bewilligte. Sie zahlte eine bestimmte Summe Geldes und erkannte den Stephan Bathory als Polnischen König an, erhielt aber dafür nicht bloß ihre Religionsfreiheit bestätigt, sondern es wurden ihr auch alle die Rechte zurückerstattet, die ihr Siegesmund I. genommen hatte.

Während so der Ausgang dieses seltsamen (sogenannten Danziger) Krieges der Stadt Danzig großen Vortheil brachte, war er für die ganze übrige Provinz nichts weniger, als vortheilhaft. Seit diesem Kriege begann die Stadt Danzig sich als ein besonderes Staatswesen anzusehen, welches sich um die Provinz, in der sie gelegen war, so wie um das ganze Polnische Reich, nicht viel zu kümmern habe. Die nächste natürliche Folge dieser Auffassung war, daß die ganze übrige Provinz ihre Sonderrechte desto eher verlieren mußte, weil sie auf eine effective Unterstützung ihrer mächtigsten Stadt in diesem Punkte nicht mehr rechnen durfte. Sobald die Polen auf eine hartnäckige Opposition von Seiten der Preußischen Stände stießen, dachten sie immer zuerst darauf, die Danziger abzufinden und zu isoliren, worauf sie denn gewöhnlich gewonnenes Spiel hatten.

Gleichzeitig begann der Preußische Landesadel, namentlich der in Pommerellen und dem Culmer Lande angesessene Landesadel, welchem das Polnische Wesen mehr behagte, da es ihm den Städten gegenüber eine bevorrechtete Stellung sicherte, welche in Preußen verfassungsmäßig nicht vorhanden war, seine Sache von derjenigen des Landes abzutrennen und sich zu polonisiren. Er schämte sich, mit den Vertretern der kleinen Städte zusammenzutagen, wie es durch die Verfassung vorgeschrieben war, und schlug daher gegen dieselben ein so permanent beleidigendes Ver-

fahren ein, daß diese seit 1662 in Folge eines allgemeinen Beschlusses den General-Landtag nicht mehr beschickten. Desgleichen durchbrach der Landesadel die bisher bestandene Sitte, nach Stimmenmehrheit zu beschließen, und führte seit 1577 das Polnische Liberum Veto ein, trotz aller Proteste der Bischöfe und der großen Städte, welche die Deutsche Art im Lande conserviren wollten. Desgleichen ruhte der Adel nicht eher, als bis ihm in dem Jus terrestre Nobilitatis Prussiae ein Sonderrecht gegeben ward, das ihn von dem bürgerlichen Elemente völlig abschied (1598).

Auf diese Weise ging dem Lande ein Vorrecht nach dem andern verloren. Der Preußische General-Landtag hatte zwar bereits seit 1569 den Character eines Reichstages abgestreift, doch blieb ihm noch immer eine bedeutendere, namentlich eine größere richterliche Thätigkeit, als die General-Landtage in Polen hatten. Demgemäß wurden auch bis 1652 jährlich ordentliche General-Landtage, abwechselnd in Marienburg und in Graudenz, abgehalten. Seit 1652 aber bequemte man sich zu dem Polnischen Gebrauche, den General-Landtag nur vor und nach dem Reichstage zu berufen, und es fanden daher seit dem genannten Jahre nur noch außerordentliche General-Landtage (Ante- und Post-Comitiales) statt, welche noch dazu nicht selten rumpirt wurden. Bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts hatte man auf den General-Landtagen observanzmäßig Deutsch gesprochen; seit dieser Zeit aber führte man die Polnische Sprache als offizielle Sprache ein.*) Der Preußische General-Landtag war bisher wegen der Ruhe und des parlamentarischen Anstandes berühmt gewesen, mit dem er verhandelte. Schon seit der Mitte des 16. Jahrhunderts wird dagegen oft über Schläge, ja Säbelhiebe geklagt, die während der Verhandlungen gefallen seien; und die Stadt Graudenz, wo zuletzt die General-Landtage gewöhnlich gehalten wurden, sah häufig Straßenkämpfe statt der Verhandlungen.

*) 1551 sprach der Pommerellische Unterkämmerer, Działyński, zum ersten Male im Preußischen Landtage polnisch, ohne daß man es rügte.

Der letzte Rest der repräsentativen Eigenthümlichkeiten von Polnisch-Preußen, darin bestehend, daß es berechtigt war, so viele Landboten zum Reichstage zu schicken, als ihm passend schien, (weil man es nämlich vernachlässigt hatte, die Zahl zu bestimmen) — wurde noch kurz vor der ersten Theilung im Jahre 1764 beseitigt, als sämmtliche Preußische Deputirte, wegen Sprengung des Graudenzer General-Landtags durch die Truppen des General Poniatowski, nicht erschienen waren. Man beschloß, diese Abwesenheit der Preußen benutzend, die Zahl ihrer Abgeordneten zu limitiren und überhaupt die Vorrechte dieser Provinz einer strengen Prüfung zu unterziehen. Das Resultat dieser Prüfung war kaum zweifelhaft, doch wurde sie durch die bald darauf folgenden wichtigen Ereignisse abgewandt.

Ueberdies waren die den Preußen verbliebenen Vorrechte kaum der Rede werth, und jedenfalls wenig größer, als wie sie Groß-Polen, Masovien und andere Glieder des Polnischen Staatskörpers auch besaßen. Als Westpreußen der Polnischen Herrschaft entzogen ward, war es weiter nichts, als ein Appendix von Gr. Polen, wie man es auch officiell betrachtete.

Zweite Periode. Die Schweden-Kriege (1605—1721).

Im Anfange des 17. Jahrhunderts wurden fast überall in der Germanischen und Romanischen Welt blutige Kämpfe um Anerkennung der Reformation geführt. In mehreren Ländern, wo sich die Parteien gleich stark gegenüberstanden, erhoben sich wüthende Bürgerkriege, wie in Frankreich, Schottland, England. Da, wo sich eine der beiden Parteien zu schwach erfand, räumte sie entweder ohne Kampf das Feld (wie in Italien, Portugal); oder sie rief glaubensverwandte und andere Mächte zu ihrer Hilfe an und verwandelte dadurch den Bürgerkrieg gleichzeitig in einen auswärtigen (wie es in Deutschland erging).

In Polen aber geschah merkwürdiger Weise weder das Eine, noch das Andere. Ohne Zweifel waren hier um diese Zeit die

Akatholiken stark genug, einen Bürgerkrieg anzufangen. Sie waren das um so mehr, als sich — eine damals unerhörte Thatsache — die drei Confessionen der Lutheraner, Reformirten und Böhmischen Brüder auf Grund gemeinschaftlicher Glaubenssätze in dem Consensus Sendomiriensis geeinigt hatten (1570). Auch hatten die Protestanten mit den Griechischen Christen, welche in Galizien, Litthauen, Volhynien, Podolien und der Ukraine sehr stark vertreten waren, zwar keine Glaubenseinigung (wie sie zuerst wirklich beabsichtigten), aber eine politische Conföderation zu Stande gebracht (1599), und standen nun den Römisch-Katholischen als eine wohlgeordnete compacte Masse gegenüber.

Dennoch wäre es bei der Lauigkeit und dem Skepticismus, welcher damals unter dem Polnischen Adel herrschte, noch lange zu keiner kriegerischen Action gekommen, wenn nicht der katholische Zweig der Schwedischen Wasa das Land betrat.

Siegesmund III., der Sohn des Königs Johann v. Schweden von einer Polnischen Prinzessin, war durch die Jesuiten erzogen worden, und hatte sich — seit 1587 auf den Polnischen Thron berufen — als einen so eifrigen Katholiken gezeigt, daß die lutherischen Schweden, da ihm 1592 auch die schwedische Krone anfiel, auf die größten Vorsichtsmaßregeln sannen, ihn von etwaigen Rekatholisirungsversuchen in seinem Heimathslande abzuhalten. Als sie zu diesem Behufe seinen lutherischen Oheim, Carl v. Südermannland, zum Reichsverweser bestellten, versuchte Siegesmund mit Waffengewalt in Schweden einzudringen, wurde jedoch im Jahre 1598 geschlagen und feierlich abgesetzt. Sein Oheim Carl v. Südermannland erhielt als Carl IX. die Schwedische Krone, welche Siegesmund, als ihm gehörig, in Anspruch nahm. Es gelang Siegesmund, den Polnischen Adel für sein Erbrecht zu interessiren, und so kam es 1605 zwischen beiden Reichen zu einem Kriege, welcher eigentlich bis 1660 gedauert hat, welchen man aber gewöhnlich in zwei Kriege auseinander legt, da ihn der Waffenstillstand von Altmark (1629), nachgehends zu Stuhmsdorf (1635) auf weitere 26 Jahre

verlängert, geraume Zeit hindurch unterbrochen hat. Der sonst sogenannte Nordische Krieg, welcher für Polen und Preußen eigentlich der zweite Schweden-Krieg ist, wird demgemäß meistens als der dritte Schweden-Krieg aufgeführt.

In allen drei Kriegen waren die militärischen Erfolge der Schweden ganz außerordentlich; Polen verdankte seine Rettung immer nur politischen Conjuncturen und glücklichen Umständen. Es war verloren, sobald sich die dissidentische Partei den Schweden mit Entschiedenheit in die Arme warf.

Hievon war sie jedoch jedesmal weit entfernt.

Im ersten Schweden-Kriege erhob sich Niemand von den Dissidenten für die Schweden, obwohl Gustav Adolf, der ihn führte, die Jesuiten vertrieb und den Evangelischen alle Wohlthaten erzeigte, deren er mächtig war. Namentlich aber war es die evangelische Stadt Danzig, welche jeden Anschluß an Gustav Adolf vereitelte. Ein Anfall an Schweden erschien den Danzigern durchaus nicht wünschenswerth. Zwar waren die Schweden entschiedene Lutheraner, aber ihr Regiment war als ein schroffes und hartes verschrieen, während die Polnische Herrschaft einen zwar launischen, aber weichen Character hatte, welchem beizukommen viel leichter schien. Ueberdies gewährte die Verbindung mit dem geldarmen, spartanischen Schweden lange nicht die wirthschaftlichen Vortheile, welche das reiche, sybaritische Polen-Land einer Handelsstadt, wie Danzig, in Fülle bot. Man stellte sich also entschieden auf Polnische Seite, und namentlich dieser Haltung Danzig's ist es — neben der Hilfe, welche den Polen durch Deutschland's Kaiser ward — beizumessen, daß Gustav Adolf in Polen keinen größeren Erfolg errang.

In dem zweiten Schweden-Kriege spielte die Stadt Danzig ganz dieselbe Rolle. Doch trat während dieses Krieges in Polen sowohl, wie in Preußen, eine wirkliche Schwedische Partei hervor, welche großentheils aus Dissidenten, namentlich aber aus Dissidenten Deutscher Nationalität und Zunge bestand. Nach der erfolgreichen Vertheidigung von Czenstochau durch die Polen kam dieser religiöse Character des Krieges immer deutlicher

an's Tageslicht. Der König von Polen, Johann Casimir, erklärte die heilige Jungfrau feierlich als die Königin Polen's und suchte aus aller Macht den Krieg in einen Kreuzzug gegen die Ketzer umzuwandeln. Als 1656 die Schwedische Besatzung in der Stadt Wielun von den Polen überfallen wurde, brachen dieselben in die Häuser und ermordeten ohne Unterschied Alles, was Deutsch sprach. Dem evangelischen Prediger hieben sie den Kopf ab, und das Morden dauerte vier Tage hindurch. Doch brachten die Schweden schließlich, wie in Deutschland, Alles — Dissidenten, wie Katholiken, Deutsche, wie Polen — durch ihre rücksichtslosen Räubereien gegen sich auf. Am Ende des Krieges hatten sie im Lande fast keine Anhänger. Außer den Wenigen, denen ihre Anwesenheit im Lande allein freie Religionsübung sicherte, sah sie Jedermann ohne Bedauern aus dem Lande ziehen.

Der religiöse Character des Kampfes ging selbst im dritten Schweden-Kriege nicht verloren. Die damalige Schwedische Partei in Polen, welche den Stanislaus Leszczyński zum Polnischen König wählte, war trotz ihrer vielen katholischen Mitglieder doch eigentlich eine Dissidentenpartei. In diesem Kriege zeigte sich selbst die Stadt Danzig lau. Sie schloß sich zwar keineswegs an die Schweden an, kaufte ihnen aber die Belegung ihres Gebietes mit einer namhaften Summe ab, was ihr von der national-polnischen Partei sehr verübelt ward. Während aber die dissidentische Partei in ihrer Lauigkeit verharrte, entwickelte sich dagegen die national-polnische Partei zu einer fanatisch-katholischen, welche mit Feuer und Schwert gegen die „Ketzer" wüthete. Gniazdowski, der Heerführer der Conföderation von Tarnogrod, hatte sich die Plünderung der Dissidenten und die Demolirung ihrer Kirchen zu seiner Hauptaufgabe ausersehen. Nachdem er Groß-Polen durchzogen, ging er in's Polnische Preußen über, um hier seine Brandschatzungen fortzusetzen. Zwar ward er von dem Sächsischen General v. Bose bei Schönsee (Kowalewo) geschlagen (1716); doch werden wir später sehen, daß Andere mit oder ohne Waffengewalt seine Rolle fortsetzten.

Stellen wir jetzt die Thatsachen zusammen!

Der erste Schweden-Krieg beschränkte sich von 1605—25 auf resultatlose, oft von Waffenstillständen unterbrochene, Plänkeleien in Liefland und den angrenzenden Landestheilen. Erst im Jahre 1625, als Gustav II. Adolf mit 15000 Mann in Pillau landete, nahm der Krieg einen nachdrücklichen Character an. Die Schweden bemächtigten sich der Ostpreußischen Küste, so wie der Woywodschaft Marienburg, drangen auch über die Weichsel vor, konnten jedoch in Pommerellen nicht festen Fuß fassen, weil die Stadt Danzig die ihr angebotene Neutralität ablehnte. Während der König sich unterhalb Dirschau zu setzen suchte (bei Käsemark erhielt er einen Schuß in den Leib): kamen die Polen unter Koniecpolski über Mewe herbei, und es entwickelte sich zwischen beiden Theilen das Treffen bei Dirschau (1627), wo Gustav Adolf von einer Kugel in der Schulter verwundet wurde und Koniecpolski seinen Hut verlor.*) Sonst war das Treffen von keinem bedeutenden Resultat. Da sich jedoch die Polen auf die Länge nicht halten konnten, drangen die Schweden 1628 nach Süden vor, durchstreiften Pommerellen, so wie einen Theil des Netzedistricts, besetzten das Culmer Land und bemächtigten sich der Stadt Straßburg. Diese ihnen zu entreißen, kam die Polnische Reiterei herbei; jedoch eilte der Schwedische General Wrangel rechtzeitig zum Entsatz und schlug die Polen entscheidend bei dem Städtchen Gurzno. 1629 schickte der Deutsche Kaiser den Polen den General Arnim mit bedeutenden Streitkräften zur Hilfe. Dieser vereinigte sich mit den Polen bei Graudenz, ohne daß die Schweden es hindern konnten. Der König war, theils, um sich zu verproviantiren, theils um den vom Süden heranziehenden Wrangel aufzunehmen, von Marienburg aus bis Marienwerder vorgegangen, und zog, nachdem er seine Zwecke erreicht hatte, langsam durch die Stuhmer

*) Die Wunde, welche Gustav Adolf bei Dirschau erhalten hatte, heilte schwer. Es war dieselbe, welche den König bei Lützen (1632) verhinderte, einen Panzer anzuziehen.

Heide nach Marienburg zurück, als ihm die Polen bei Honigfeld den Weg verlegten. Hiedurch entstand eine Reihe von Gefechten, welche sich nordwärts durch die Heide zogen. Der Schweden-König gerieth in persönliche Gefahr, da ihn einer der Feinde beim Gehenk ergriff. Der König streifte es über den Kopf und gab den Hut mit in den Stich. Darauf bekam ihn ein Anderer an den Arm und wollte ihn mit sich schleppen; aber Erich Soop, ein Leibtrabant, kam herbei und schoß den Polen vom Pferde, wodurch der König vor der Gefangenschaft bewahrt wurde. Die Schweden verloren durch die Hitze des Rheingrafen Otto Ludwig zehn lederne Kanonen und fünf Cornette; doch kam ihnen Hans Wrangel noch rechtzeitig zu Hilfe und drängte die Polen bis Honigfeld zurück, worauf der König seinen Rückzug auf Marienburg ohne weitere Störung vollendete. Wegen ihrer numerischen Schwäche verhielten sich jetzt die Schweden vertheidigungsweise, bis ihre Reserve heranrückte. Alsdann trieben sie die Polen bis hinter Graudenz zurück. Am 26. September 1629 kam durch die Bemühungen des Englischen und Französischen Gesandten (Roe und Charnacé) der Waffenstillstand von Altmark (bei Stuhm) auf sechs Jahre zu Stande, welcher 1635 zu Stuhmsdorf auf weitere 26 Jahre verlängert ward. Beide Stillstände, von denen der letztere übrigens nicht bis zu Ende gehalten wurde, sind von der größten welthistorischen Wichtigkeit. Der erste ermöglichte es dem Schweden-Könige, in den dreißigjährigen Krieg einzugreifen; der zweite verschaffte den Schweden zur Fortführung desselben freie Hand. Gesetzt, daß diese beiden Waffenstillstände nicht geschlossen wurden — so war (nach menschlicher Ansicht) die Sache des Protestantismus auf dem Continent, vielleicht auf der ganzen Erde, verloren. Wie sehr die beiden Kriege zusammenhingen, zeigt nicht blos Arnim's Hilfszug nach Preußen, sondern auch der Umstand, daß während des Waffenstillstandes ein Polnisches Hilfscorps unter Noſſoński im Kaiserlichen Heere gegen die Schweden diente.

Im zweiten Kriege (1655—60) hatten die Schweden unter Carl X. Gustav (dem „Pyrrhus des Nordens") anfangs einen

starken und nützlichen Bundesgenossen in dem großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm, dem sie durch den Vertrag von Labiau (1656) die Souveränität über Preußen versprochen hatten. Die Adelsaufgebote der Polen erlitten gleich im Anfange des Krieges schmähliche Niederlagen bei Czajkowo (an der Netze) und bei Fordon (unweit Bromberg). Die Schweden überschwemmten Preußen, Groß-Polen, Masovien fast ohne Hinderniß, besetzten Krakau und Warschau. Während einer Abwesenheit Carl Gustav's (welcher, wie Gustav Adolf, das Heer öfters verließ, um Dinge von Wichtigkeit an Ort und Stelle zu ordnen) sammelten sich die geschlagenen Polen wieder, nahmen Warschau durch Capitulation und setzten sich hier den vereinigten Schweden und Brandenburgern gegenüber fest. Es kam zu der dreitägigen Schlacht bei Warschau, wo die Brandenburgischen Reiter den Sieg entschieden. Den Kurfürsten zu züchtigen, brach Gąsiewski mit Tartaren in Ostpreußen ein, schlug die Brandenburger unter Radziwill bei Prostken (unweit Lyk) und ließ das Land durch die Tartaren verwüsten. Viele Tausende der Einwohner ohne Unterschied des Alters, Standes und Geschlechts wurden ermordet oder in die Sklaverei geschleppt. Zwar eilte der Schwedische General Stenbock dem Gąsiewski nach, schlug ihn bei Filipowa und nahm ihm einen Theil seiner Beute ab; doch waren die Tartaren mit dem größten Theil ihres Raubes davon gekommen, und das ganze südliche Ostpreußen war auf Jahrzehende verödet worden. — Inzwischen nahm der Krieg eine andere Wendung. Johann Casimir, der bereits außer Landes geflohen war, kehrte nach Polen zurück; ging sofort nach Pommerellen und fand in Danzig die Hilfsquellen zur Fortsetzung des Kampfes wieder. Gleichzeitig zog er den großen Kurfürsten von der Allianz mit Schweden ab, indem er ihm seinerseits durch den Vertrag von Wehlau (Pacta Bydgostiensia von den Polen genannt, da er in Bromberg verhandelt war) die Souveränität über Preußen zusicherte (1657). Auch andere Länder, wie Holland und Dänemark, schritten jetzt gegen die Schweden ein; der Deutsche Kaiser sandte Hatzfeld den Polen zur Hilfe. Der Polnische

Feldherr Czarnecki, obwohl häufig geschlagen (bei Gnesen, Exin und Conitz erlitt er bedeutende Niederlagen) fügte durch kühne Reiterzüge, welche um so eher gelangen, als die Schweden seit Abtrennung der Brandenburger Mangel an Reiterei hatten, den Schweden beträchtlichen Schaden zu. 1660 starb Carl Gustav, wodurch das Zustandekommen des Friedens von Oliva (1660) bedeutend erleichtert ward. Der König von Polen gab seine Ansprüche auf die Schwedische Krone auf; und die Schweden räumten die Punkte, welche sie in Preußen noch besetzt gehalten. Die Souveränität des Kurfürsten von Brandenburg über Ostpreußen ward von allen paciscirenden Mächten anerkannt.

Der dritte Schweden-Krieg, oder der Nordische Krieg, zog sich erst 1703 nach Preußen, als Carl XII. nach seinem Siege bei Pultusk Thorn eroberte. Während dieses Jahres nahm er sein Hauptquartier in dem Kloster Topolno (bei Schwetz), und die Schweden besetzten das ganze Land, ohne es jedoch sehr zu verheeren. Sie hielten gute Mannszucht, weil die Preußischen Stände sich Schonung ihres Gebietes mit bedeutenden Summen erkauft hatten. Die Woywodschaften Posen und Kalisch hatten sich sogar den Schweden angeschlossen, wodurch auch der Netzedistrict, welcher zu diesen Woywodschaften gehörte, gesichert ward. 1704, während Carl X. anderwärts beschäftigt war, fiel Chomentowski, ein ehemaliger Anhänger der Schweden, der jedoch zu August dem Starken übergegangen war, in Pommerellen ein und machte einen Versuch auf Conitz, welchen die dortigen Bürger mit Erfolg abwehrten. Die Conitzer spielten in diesem Kriege: „Klein-Danzig" erklärten sich für neutral und schlugen auch Schwedische Streifcorps von ihren Mauern zurück. Dafür mußten sie nun allerdings 80,000 Gulden Strafe zahlen. Nach der Schlacht bei Kalisch (1706) überschwemmten die Russen das Land und verheerten es in einer entsetzlichen Weise. Die Stadt Conitz wurde von dem Obristen Schulz, dem Einäscherer von Lissa, 2 Tage lang geplündert und mußte bei dessen Abzuge sechs Geisseln

stellen. Nach der Schlacht bei Pultawa (1709) räumten die Schweden unter Krassau das ganze Land; nur die Stadt Elbing blieb besetzt, bis sie 1710 die Russen mit Sturm nahmen. Auch diesmal hausten die Russen, obwohl die Bundesgenossen August's des Starken, wie Feinde, im Lande. Auf welche Weise das Land den Brandschatzungen Gniazdowski's entzogen ward, ist oben gesagt worden. Die Sachsen, welche noch nach 1716 im Lande stehen blieben, zeichneten sich im Allgemeinen durch gute Manneszucht aus.

Dritte Periode. Unruhige Zeiten bis zu der ersten Polnischen Theilung (1721—1772).

Das friedliche Nebeneinanderleben der Katholiken und Dissidenten in Polen erlitt die erste Störung, als gegen das Ende des 16. Jahrhunderts die Jesuiten ins Land kamen. 1565 berief der Bischof von Ermland, Cardinal Hosius, die Jesuiten nach Preußen, wo sie ihr erstes Collegium in Braunsberg gründeten. Kurz vor ihrer Auflösung hatten sie in Polen vier Provinzen, 53 Collegien, 18 Residenzen und 83 Missionen.

Das Polnische Preußen hatten die Jesuiten ganz besonders in Affection genommen. Theils durch die Bischöfe, theils durch die Unterstützung des Königs und mächtiger Adelsfamilien, faßten sie dort an vielen Stellen Fuß. Sie hatten Collegien (und Residenzen) in Graudenz, Marienburg, Conitz und Dt. Crone; ja selbst die Danziger konnten es nicht verhindern, daß sich die Jesuiten dicht vor ihren Thoren (in Alt-Schottland) ansiedelten. An das Collegium in Conitz schloß sich eine Mission für Kassubien und Pommeranien, welche mit einem ganz besonderen Erfolge betrieben wurde. Massen von deutschen Dörfern in den Gebieten Schlochau und Tuchel, welche im 16. Jahrhundert evangelisch waren, gegenwärtig aber in einem Grade katholisch sind, daß sie sich zu ent-

nationalisiren drohen, legen davon Zeugniß ab. Der Landesadel wurde fast ohne Ausnahme in den Schooß der Römisch-katholischen Kirche zurückgeführt; die ihm unterthänige Bauerschaft war entweder noch gar nicht abgefallen, oder mußte nach dem Belieben des Edelmannes ihren Glauben wechseln. Nur die Stadtbürger und Freibauern deutscher Zunge hielten im Ganzen am evangelischen Glauben fest.

Man wird ihre Standhaftigkeit zu schätzen wissen, wenn man erfährt, was diese Leute im Laufe zweier Jahrhunderte um ihres Glaubens willen erleiden mußten. Allerdings verfuhr man gegen sie nicht von vorn herein mit Leibesstrafen, wie den ersten Christen gegenüber die heidnischen Kaiser thaten. Vielmehr entwickelte man, um sie zur Verzweiflung zu treiben, eine Reihenfolge von endlosen Vexationen und Beeinträchtigungen. Im Anfange begnügte man sich, den Evangelischen die ehemaligen katholischen Pfarrkirchen, die sie sich etwa angeeignet hatten, als die Katholiken bis auf ein Minimum geschmolzen waren, wieder abzunehmen. Später ward ein Gesetz gegeben (1632), welches die Erbauung akatholischer Tempel mit Thürmen und Glocken auf Königlichem Grunde verbot. Indem man dieses Gesetz auf die Art interpretirte, daß es auch auf die Adligen Territorien Anwendung finden mußte, bekam man einen Rechtstitel, auf Grund dessen man gegen die meisten evangelischen Kirchen im Lande prozessiren konnte. Prozessirte man aber gegen solche Kirchen, so war das Gewinnen sicher; denn das Tribunal von Petrikau, vor welchem solche Prozesse geführt wurden, war in der Weise zusammengesetzt, daß im Lande ein Sprichwort ging: „wenn unser Herr Christus selber in Petrikau für eine evangelische Kirche procedirte, er würde verlieren müssen." Unter den Polen aber ging gleichzeitig ein anderes Sprichwort: „Vexa Luterum, dabit talerum" (Quäle einen Lutheraner, so wird er dir einen Thaler geben). In Groß-Polen gab es arme Edelleute, die ein Geschäft daraus machten, evangelische Kirchen zur Demolition zu denunziren, weil sie dafür einen Denunzianten-Antheil erhielten. Namentlich zeichnete sich dort ein gewisser Bonikowski aus, der

selbst von den Polen mit dem scherzhaften Titel „Nuntius Christi“ belegt wurde. Er denunzirte die evangelischen Goltze (im Dt. Croner Kreise) wegen Kirchenbau's, und war Schuld daran, daß der evangelische Magnat Siegesmund Unruh, wegen unbedeutender Bemerkungen, die er in ein Notizbuch geschrieben, zur Hinrichtung mit obligatem Handabhauen und Zungenausreißen, so wie zur Confiscation seiner (sehr bedeutenden) Güter, verurtheilt ward. Allmälig ging man unter nichtigen Vorwänden auch gegen die vor 1632 errichteten akatholischen Kirchen vor. War ausnahmsweise gegen diese nichts auszurichten, so verbot man den Predigern die Sacra. Der evangelische Prediger wurde mit Leibesstrafen und Bannition bedroht, wenn er zu taufen, zu trauen und Leichen zu begleiten wagte. War es so weit, so mußte schließlich jedes evangelische Kind von dem katholischen Pfarrer getauft werden; wenn es aber die katholische Taufe (mit dem Chrisma) erhalten, so durfte man es auch als katholisch überhaupt in Anspruch nehmen. Die Protestanten konnten dieser für sie schrecklichen Alternative nur durch geheime Schleichwege oder durch Geldopfer entgehen, welche fast unerschwinglich waren. Schließlich zeigten sich selbst diese Geldopfer als illusorisch. Man nahm das Geld und hielt sein Versprechen nicht; den „haereticis non est habenda fides“ wie die Jesuiten lehrten. Als letzte Zuflucht blieb dann die Auswanderung oder — der Religionswechsel. Dennoch blieben die Evangelischen deutscher Zunge im Ganzen standhaft. Wohnten sie an der Grenze, so gingen sie in das evangelische Ausland (Brandenburg, Pommern und Ost-Preußen), um dort taufen, begraben und trauen zu lassen; oder sie halfen sich ähnlich wie die alten Christen dadurch, daß sie in Wäldern und Höhlen ihren Gottesdienst abhielten.*) In dem Dorf Cappe (des Flatower

*) An vielen Stellen wurden die Protestanten gezwungen, am Frohnleichnamstage mit brennenden Kerzen um den Hochaltar der katholischen Kirche ihrer Parochie zu stehen, vor dem Allerheiligsten zu knieen, Beichtzettel zu lösen und andere Dinge zu thun, wodurch sie sich eigentlich als katholisch bekannten. In Ermangelung der Glocken, die man nicht halten durfte, schickte

Kreises) gingen die evangelischen Weiber, wenn sie ihren Kirchgang halten wollten, um einen Stein, der auf dem Kirchhofe lag. Es war der ehemalige Taufstein ihrer — zerstörten Kirche. Schlimmer noch, als die Laien, hatten es die Prediger und Schullehrer, welche der Willkür ihrer katholischen Collegen völlig anheimfielen. Wie ein gehetztes Wild, mußten sie oft von einem Orte zum anderen fliehen. Geriethen sie den Bischöfen in die Hände, so wurden sie mit Ruthen gestrichen und in Kerkerlöcher hineingeworfen, wo sie weder Sonne noch Mond beschien. Viele Martyrien wurden erlitten und Thränen vergossen, die nur Gott allein zählte, und kein Anderer.

Bei diesen Vorgängen stützten sich die Jesuiten auf zweierlei: die Königlichen Starosten und die falschen Urkunden. Die Starosten ruhten nicht eher, als bis die kleinen Städte, gleich Bauerdörfern, zu ihren Füßen lagen; und für falsche Urkunden zur Lieferung von Rechtstiteln gegen evangelische Kirchen (fana haereticorum) waren eigene Fabriken errichtet, welche mit großem Erfolg arbeiteten.*) Den Adligen gegenüber hatten sie schwereren Stand; sie konnten ihnen nur durch die Frauen beikommen.

Die großen Städte hatten sich bisher noch der Jesuiten erwehren können; nur in der schwächsten derselben, Thorn, hatten sie sich seit dem Anfange des 17. Jahrhunderts eingenistet. Im Jahre 1611 eröffneten sie daselbst eine Schule, welche dem evangelischen Stadtgymnasium Concurrenz machte.

---

man protestantischerseits gewöhnlich ein hölzernes Buch in der Gemeinde umher, sie zum Kirchenbesuch aufzufordern. Wollte man ein Begräbniß anzeigen, so trug man ein hölzernes Kreuz umher.

*) In der Mitte des 17. Jahrhunderts gewann ein gewisser Janikowski durch falsche Urkunden, die ihm die Jesuiten fleißig abkauften, 15000 Gulden und eine Königliche Tenute. Die Urkunden waren angeblich von den Herzogen v. Pommern aus dem Schlosse Bütow entwandt, um sie nach Stettin zu schleppen. Neun Edelleute hatten sie nach Ermordung von neun Wächtern entwandt und bei Medderfin (unweit Bütow) einmauern lassen, worauf sie die Maurer tödteten. Durch einen besondern Zufall wollte sie Janikowski gefunden haben.

Sobald sich die Jesuiten in Thorn festgesetzt, begannen sofort die Prozesse um Rückgabe von Kirchen und kirchlichen Anstalten massenweis. Zu diesem Ende brachten sie unter Anderem Urkunden von Ludolf König bei, die er ausgestellt haben mußte, als er bereits abgesetzt und — verrückt war. Aber sie gewannen.

Die Stadt Thorn verlor Kirche auf Kirche, Schule auf Schule, Hospital auf Hospital. Nur die Marienkirche (wo die Schwedische, Prinzessin Anna, Siegesmund's III. evangelische Schwester, begraben war) und das Gymnasium hatte man ihr lassen müssen, da man selbst Scheingründe gegen die Rechtmäßigkeit ihres Besitzes durch die Thorner beizubringen außer Stande war.

Da zeigte sich plötzlich eine Gelegenheit, auch die Marien-Kirche zu erlangen.

Am 16. Juli 1724 hielten die Katholiken auf dem Kirchhofe von St. Jacob eine Prozession ab, der einige protestantische Kinder aus Neugierde beiwohnten, ohne ihr diejenige Ehrfurcht zu erweisen, die ihr nach Meinung der Katholiken gebührte. Einige der Jesuitenschüler, die an der Spitze der Prozession gingen, fielen in Folge dessen mit Schlägen über die Kinder her, die ihrerseits von hinzukommenden protestantischen Bürgern geschützt wurden. Ein Jesuiten-Schüler wurde bei dieser Gelegenheit verhaftet, wofür die Jesuiten-Schüler am folgenden Tage einen ganz unbetheiligten evangelischen Gymnasiasten als Geissel in ihr Collegium schleppten. Hierdurch entstand ein Straßentumult, der mit einem Sturm auf die Jesuiten-Schule und deren partieller Beschädigung endigte. Die städtischen Behörden hatten den Tumult gemißbilligt nnd waren zuletzt auch mit Waffengewalt dagegen eingeschritten. Weil sie dieses aber angeblich zu spät und ohne Eifer gethan, wurde aus Warschau eine Untersuchungs-Commission in die Stadt geschickt, um die incriminirten Thatsachen zu prüfen. Die Commission, aus lauter fanatischen Katholiken zusammengesetzt, entschied sich dahin: daß zunächst der Bürgermeister Rösner und der Stadt-Kämmerer

Zernecke, weil sie dem Tumult unthätig zugesehen, ihre Köpfe verlieren sollten. Außerdem wurden noch viele andere Personen, welche der Theilnahme am Aufstand mit oder ohne Grund bezichtigt worden, zum Tode durch Henkershand verurtheilt. Schließlich wurde die Stadt Thorn zur Herausgabe der Marien-Kirche an die Katholiken, so wie zu gewissen Veränderungen in ihrer Verfassung genöthigt, welche das katholische (bisher ganz unberücksichtigt gebliebene) Element in die Verwaltung bringen mußten. Die Hinrichtung des Bürgermeisters Rösner, welcher die Königliche Gnade, da sie ihm unter der Bedingung des Glaubenswechsels geboten wurde, standhaft abwies, fand wirklich Statt (7. December 1724). Desgleichen wurden sieben Thorner Bürger, dazu einige Stadtsoldaten und lose Leute, welche dem Aufstande sollten Vorschub geleistet haben, durch den Henker gerichtet. Einer von ihnen wurde geviertheilt; einigen die rechte Hand abgehauen, bevor sie geköpft wurden, anderer ekelhafter Greuel nicht zu gedenken. Bei einem der Delinquenten rief ein altes Weib, auf dessen Zeugniß hin allein er abgethan werden sollte, ein plötzliches Halt! — „Sie habe sich nur versehen, es sei ein Anderer gewesen!" — Zu spät! — Des Delinquenten Kopf fiel gleich den anderen.

Dieser Act eines brutalen Fanatismus („das Thorner Blutbad" oder das „Thorner Trauerspiel" genannt) erregte in ganz Europa ein solches Aufsehen, wie man es durchaus nicht erwartet hatte. Von allen Seiten machte man dem Polnischen Hofe darüber Vorstellungen; ja der König Friedrich Wilhelm I. v. Preußen war nahe daran, den Krieg darüber zu erklären. Er hätte es gewiß gethan, wenn ihn Rußland nicht auf gütlichem Wege daran gehindert hätte.

Die Entrüstung — so zu sagen — der ganzen Welt bewirkte wenigstens noch so viel, daß die politischen Strafen, welche über die Stadt Thorn verhängt waren, nicht in ihrer ganzen Ausdehnung executirt wurden. Doch blieb die Marien-Kirche verloren und die durch ungerechtes Gut bereicherten Jesuiten (welche mit einem übermäßigen Schadenersatz bedacht

waren) triumphirten nicht bloß über die Stadt Thorn, sondern über die ganze protestantische Christenheit.

Die Stadt Danzig hatte sich für ihre schwächere Schwesterstadt diesmal umsonst verwandt; sie erlangte nichts weiter, als die Begnadigung Zernecke's. Bald darauf mußte sie selbst unter einem Martyrium von ganz anderer Art leiden.

1733 nach dem Tode August's II., geschah wieder eine zwiespältige Königswahl. Während die nationalpolnische Partei August III. wählte, wurde von der dissidentischen Seite, die freilich Katholiken massenweis in sich faßte, Stanislaus Leszczyński zum zweiten Male zum König von Polen ernannt. Diesmal schloß sich die Stadt Danzig an die Dissidenten-Partei; und gerade diesmal mußte sie schwer dafür büßen.

Der unglückliche Stanislaus Leszczyński, von seiner Partei verlassen, nahm seine Zuflucht nach Danzig, wo ihn die Russen unter Münnich, als Bundesgenossen August's III., belagerten. Die Stadt wehrte sich mit der größten Tapferkeit. An einer Stelle, welche noch jetzt als „Russisches Grab" bezeichnet wird, fielen Tausende von Russen unter den Danziger Schwertern. 8000 Polen unter Tarło machten einen Versuch, die Stadt zu entsetzen, wurden aber vom Russischen General Lesse, der sie durch die Vorspiegelung eines Waffenstillstandes sicher gemacht hatte, bei Wyschetzin (im Kreise Neustadt) überfallen und auseinandergesprengt. Auch die Französische Flotte kam der Stadt zur Hilfe nnd setzte Landungstruppen aus, welche jedoch sofort gefangen wurden. Die Stadt mußte schließlich mit Münnich capituliren; jedoch that sie dies nicht eher, als bis der König Stanislaus Leszczyński geborgen war. Als Viehhändler verkleidet, verließ er die Stadt auf Schleichwegen und kam nach vielen Abenteuern glücklich in Marienwerder an. Hier ward er auf Befehl des Königs von Preußen ehrenvoll aufgenommen, man bot ihm das Königsberger Schloß als gastlichen Wohnsitz an (1734).

Nicht lange darauf erfuhr die Stadt Danzig, daß ihre mit so vielen Opfern erkaufte Selbständigkeit doch eigentlich auf thönernen Füßen stand. Es ward ihr nämlich ebenfalls eine Commission auf den Hals geschickt. Diesmal handelte es sich zwar nicht um Glaubenssachen, sondern um einen Streit, welchen die sogenannte dritte Ordnung (die Abgeordneten der Gewerke) mit dem Rathe hatte. Auch floß kein Blut auf dem Richtplatze, sondern nur Geld in Masse. Die Stadt mußte 1,528,480 Gulden Kosten zahlen, und Wernicke, der Anstifter des ganzen Handels, wurde Rathsherr, Burggraf und Comes Palatinus (1752). Im Jahre 1761 lieferte der König diesen selben Wernicke den Danzigern gegen 6 Tonnen Goldes als Rebellen aus.

Es kam jetzt die Zeit, wo die unhaltbare Stellung des zerklüfteten Polenreiches mit seinen veralteten, unzeitgemäßen Formen und Einrichtungen inmitten von anderen modern eingerichteten, straff polizirten, Staaten sich so deutlich zeigte, daß die Krisis hereinbrach.

Schon seit der Schlacht von Pultawa war Polen nichts mehr, als ein Spielball in Russischer Hand. Rußland schmeichelte den verderblichen Leidenschaften des Adels, schürte dessen Uneinigkeit und wachte mit Sorgfalt darüber, daß keinerlei politische Reformen Platz griffen. In Verfolgung dieser machiavellistischen Politik ging es sogar so weit, daß es in dem Traktate von 1717 die Griechischen Christen in Polen, deren natürlicher Beschützer es war, gleichzeitig mit den Protestanten preisgab. Im 4. Artikel dieses Traktates war ausdrücklich bestimmt, daß alle seit 1632 bestehenden akatholischen Tempel demolirt werden sollten; und entstand in Folge dessen jene fanatische Bewegung, welche im Thorner Trauerspiele gipfelte.*) Wie bei dieser Gelegenheit Rußland die Preußische Intervention zu

*) Dem Reichstage, auf dem diese Beschlüsse gefaßt wurden, stand ein Lebochowski vor.

Gunsten der Polnischen Dissidenten vereitelte, ist bereits erzählt. Im Jahre 1733 und 1736 wurden die Dissidenten von allen Aemtern und auch von der Landboten-Kammer ausgeschlossen; 1764 wurden ihnen auch die Starosteien aberkannt. Es war offenbar, daß Rußland die Dissidenten geflissentlich bis zur Verzweiflung wollte treiben lassen, damit sie seine Hilfe anrufen sollten, wie es denn schließlich auch geschah.

Bei der schrecklichen Verwirrung, welche unter Stanislaus August in Polen herrschte, fanden die Dissidenten kein anderes Mittel, ihre Rechte zu reklamiren, als das in Polen von Alters her übliche der Conföderationen, die man hin und wieder in Scene setzte, um die stockende politische Entwickelung zu beschleunigen. Die Preußen schlossen am 20. März 1767 auf dem Thorner Rathhause eine eigene Conföderation, zu deren Marschall Georg Wilhelm v. d. Goltz, Starost von Tuchel, erkoren ward; die Litthauer conföderirten sich fast gleichzeitig zu Sluck unter dem Marschall Grabowski. Die meisten Preußischen Stände schlossen sich der Thorner Conföderation, deren Actisirung im Königlichen Grod*) zu Schönsee (Kowalewo) mit Waffengewalt erzwungen ward, freudig und ohne Bedenken an; nur die Stadt Thorn, vor deren Augen noch immer die blutigen Gestalten von 1724 standen, mußte erst durch Soltykow's Drohungen zum Beitritt gezwungen werden.

Neben diesen beiden Conföderationen hatte sich in dem echten Kronlande eine andere Conföderation gebildet, ein Bund politischer Malcontenten unter Radziwill, welche auf den König und dessen Familie aus verschiedenen Gründen erbittert waren. Der herrische Repnin, Rußland's Abgesandter, welcher in Polen die Rolle des Römischen Proconsuls spielte, sah in

*) Grod hieß in Polen diejenige Königliche Burg, wo im Namen des Königs Gericht gehalten ward. Daselbst wurden sämmtliche Acten der freiwilligen Gerichtsbarkeit deponirt. Das Grod hielt in Polen der Starost, in Preußen der Woywode als Starost. Es gab in Preußen nur drei Grode: in Christburg, in Schönsee und in Schöneck (Skarzewo).

dieser Verbindung sofort ein passendes Werkzeug, um seine Pläne zu fördern. Nachdem er die Häupter derselben durch Drohungen und Versprechungen sich unterwürfig gemacht, zwang er sie am 24. Mai 1767 zu Radom eine General-Conföderation zu proclamiren, welcher sich die beiden dissidentischen Conföderationen (von Thorn und Słuck) nun ihrerseits anschlossen. Der König selbst ward genöthigt, der Conföderation beizutreten, und auf dem darauf folgenden Reichstage (1768) wurden den Dissidenten alle ihnen seit 1717 entzogenen Rechte zurückgegeben.

Darüber gerieth das Land in Aufregung und es entstand in Folge dessen die Conföderation von Bar (1768), welche die katholischen Interessen den dissidentischen gegenübersetzte. Dieselbe führte vier Jahre hindurch einen nicht ruhmlosen, jedoch unglücklichen, Parteigänger-Krieg, an welchen die Kriegführung der Insurgenten in Russisch-Polen während der Jahre 1863 und 64 lebhaft erinnerte.

Die Conföderation von Bar zerfiel in zahlreiche Unterconföderationen, welche nach den Provinzen und Woywodschaften des Reiches geordnet waren. Eine solche Unterconföderation that sich auch in Preußen unter Gordon und Połczyński (der den kleinen Adel aus der Tucheler Heide führte) auf, doch konnte sie, weil das Land von Russen überschwemmt war, nicht recht zur Handlung kommen. Mehre Male versuchte die Kujavische und Groß-Polnische Unterconföderation, ihr Hilfe zu bringen; doch jedesmal ohne den beabsichtigten Erfolg. Am 1. Juli 1769 machten die Conföderirten unter Mazowiecki einen Versuch auf das Jacobs-Fort in Thorn; derselbe wurde jedoch abgeschlagen, worauf sich die Conföderirten an der Pfarre von Gremboczyn, welche sie überfielen und ausraubten, zu erholen suchten.*) In demselben Jahre machten sie noch

*) Schon früher hatte man es auf die evangelischen Kirchen im Thorner Landgebiet vorzugsweise abgesehen. 1625 überfielen mitten im Frieden Polen die evangelische Pfarre in Rogowo, plünderten dieselbe und mißhandelten die daselbst befindlichen Menschen auf das Gröblichste. Der Prediger Johann Tamnitz erhielt zehn Wunden.

zweimal Vorstöße gegen das Thorner Außengebiet (21. August und 17. December), wurden jedoch beide Male von den Russen bei Podgórz mit großem Verluste zurückgeschlagen. Auch auf der andern Weichsel-Seite konnten sie nicht eindringen, da man sie bei Nakel und Lobsens schlug. Nur in den westlichen Theil des Netzedistrictes schlichen sich conföderirte Parteien unter Roskowski ein, verjagten die dissidentischen Edelleute von ihren Gütern, brandschatzten die evangelischen Städte und Dörfer, überfielen die Stadt Jastrow (im Kreise Dt. Crone), wo sie den evangelischen Rector und Hilfsprediger Willich, der angeblich gegen das Vaterland gesprochen hatte, grausam ermordeten; gingen schließlich nach Conitz, das sie eben brandschatzen wollten, als sie der Preußische Rittmeister Behrmann mit einem Husaren-Detachement überfiel und auseinandersprengte (1768).

Da es den Anschein hatte, als ob Rußland ganz Polen verschlingen werde: so sannen die beiden Nachbarmächte Preußen und Oesterreich auf Maßregeln, dieses zu verhindern. Einen Krieg darüber anzufangen fühlten beide Staaten, welche sich gegenseitig geschwächt hatten, sich viel zu ohnmächtig. Sie gingen daher auf Unterhandlungen wegen Verkleinerung des Polnischen Reiches um so leichter ein, als sie dadurch eine Gelegenheit zur Arrondirung ihrer Staaten erlangten, wie sie vielleicht nie wieder kam. In Folge dessen kam unter dem 5. August 1772 ein Theilungstraktat zu Stande, durch welchen die Krone Preußen Westpreußen mit Ausnahme der Städte Thorn und Danzig, so wie den Netzedistrikt (Gebietstheile von Groß-Polen und Kujavien, die ehemals zu Pommern gehört hatten) erhielt.

Sobald es feststand, daß Westpreußen an Preußen fallen werde, räumten die Russen das Land in großer Eile, ohne das Eintreffen Preußischer Truppen abzuwarten, so daß das Land auf kurze Zeit fast ohne Herren blieb. Diese kurze Galgenfrist benutzten die Conföderirten, denen Ueberreste des kleinen stehenden Heeres der Republik sich zur Verfügung stellten, um sich einiger Punkte des Landes zu bemächtigen und die darin befindlichen Protestanten zu brandschatzen. Auch nahmen sie die dissidentischen

Conföderations-Acten aus den Groden, wo sie deponirt waren, gewaltsam weg.

Als jedoch die Preußischen Truppen nun wirklich einrückten, stießen sie nur auf geringen Widerstand. In Schlochau wurden 100 Mann gefangen genommen; in Mewe entfloh ein Polnisches Executions-Commando, welches 700 Ducaten beitreiben sollte, als ein einziger Preußischer Dragoner sich blicken ließ. In Elbing standen 170 Mann, welche Miene machten, sich zu vertheidigen. Sobald jedoch der Befehlshaber des Occupations-Heeres, General Stutterheim, Ernst zeigte, zogen sie sich ohne Schwertstreich nach dem Süden. Die Königl. Preußischen Adler wurden jetzt an den Grod-Höfen, sowie an den Rathshäusern angeschlagen, und am 13. September 1772 ließ der genannte General Stutterheim das Besitznahmepatent publiciren. Am 27. September nahmen im Conventsremter zu Marienburg die Königlichen Commissarien, General Stutterheim und Minister v. Rohd aus Königsberg, die Huldigung der Stände entgegen. Für neuhinzugekommene Gebietstheile des südlichen Netzedistrictes wurde dann noch eine Nachhuldigung am 22. Mai 1775 zu Inowratzlaw in die Hände des Königlichen Commissarius Schönberg v. Brenkenhof abgeleistet.

Westpreußen war jetzt mit Ostpreußen wieder vereinigt, dem es seit 1466 entfremdet war, die Verbindung zwischen den östlichen und westlichen Gebietstheilen der Monarchie, welche bisher gefehlt hatte, war errungen; der König in Preußen war durch die Besitznahme Westpreußen's erst in Wahrheit ein König von Preußen geworden; kurz — es war ein wichtiger Vortheil für den Staat gewonnen worden, welcher die geringe Ausdehnung und die elende Verfassung der neuen Acquisition vergessen ließ.

Dritter Abschnitt.

Die Zeit der Zugehörigkeit zum Preußischen Gesammtstaate (1772 bis jetzt).

Erste Periode. Die Retablirung des Landes (1772—1806).

Als Westpreußen an die Preußische Krone fiel, befand es sich in einem so verwahrlosten Zustande, wie er nur als Ergebniß einer Mißregierung von Jahrhunderten erklärlich ist. Allerdings hatten die Russen mit den Conföderirten von Bar in Aussaugung und Verwüstung des Landes mehre Jahre hindurch gewetteifert. Doch war dies keineswegs die Ursache der allgemeinen Zerrüttung; vielmehr stammte diese nachweislich schon aus der Zeit vor 1768 her. Der Bauer war theils wirklicher Sklave, er konnte, wie das liebe Vieh, nach Belieben verkauft, verschenkt und in Tausch gegeben werden; oder er war doch rechtlos seinem Herrn gegenüber, gleichviel, ob er unter einem Edelmann oder einem Königlichen Starosten saß; denn beide hatten über ihn eine Gerichtsbarkeit, welche uncontrolirbar war. Die Bürger der kleinen Städte waren desgleichen immer mehr unter das Joch der Starosten gerathen; gegen Ende der Republik war der Unterschied eines Kleinstadtbürgers von einem Scharwerksbauern kaum mehr erfindlich. Die Großstadtbürger befanden sich in einer besseren Condition, doch nur so lange, als sie die Mittel besaßen, die Einmischungen der Königlichen Beamten abzukaufen. Der kleine Adel war trotz der Vorzüge,

die ihm die Polnische Verfassung gab, nicht weniger rechtlos. Denn, da bei gerichtlichen Prozeduren stets Macht und Reichthum durchdrang, war auch der kleine Edelmann der Willkür jedes Magnaten anheimgegeben, welcher dasjenige besaß, was ihm abging. Niemand im Lande war — bis auf einige Familien, welche gerade am Ruder standen — seines Vermögens, seines Lebens, ja selbst seines Glaubens sicher; der Verlust aller derjenigen Dinge, welche dem Menschen die theuersten sind, hing stets, gleich dem Schwerte des Damocles, über ihm. Wer immer konnte, entrann dieser „Sklavenhöhle," wie sie der Pole Lelewel nennt. Nächst der Türkischen Regierung war keine schlechter in Europa als die Polnische.

Viele Wohnplätze lagen bereits seit der Pest von 1709 wüst. Die Stadt Bromberg, welche bereits zu Polnischen Zeiten 4—6000 Einwohner gezählt hatte, wurde als ein Trümmerhaufen vorgefunden, auf welchem kaum 600 Seelen ihr elendes Dasein fristeten. Culm, welches man wegen seiner Anhänglichkeit an den Orden aller Freiheiten beraubt und dem Bischof preisgegeben, drohte zu verschiedenen Malen auszusterben; es zählte zur Zeit der Preußischen Besitznahme 212 wüste Baustellen; die kleine Stadt Dt. Crone zählte deren 100. Elementarschulen waren auf dem Lande fast gar keine vorhanden; die Evangelischen entbehrten an den meisten Orten sowohl der Kirchen, als auch des Gottesdienstes. Westpreußen — einst unter dem Orden ein Garten Gottes — sah jetzt in allen Richtungen nicht viel anders, als die Lybische Wüste, aus.

Der König wandte alle ihm zu Gebote stehende Mittel an, um seinen „Zipfel Anarchie," wie er Westpreußen nannte, in Ordnung zu bringen. Im vollen Sinne des Wortes trat er in die Fußtapfen des Ordens, der einst Sümpfe ausgetrocknet und Einöden cultivirt hatte.

Mit einem Kostenaufwand von 740,000 Thlr. ließ er zwischen Brahe und Netze einen in Polen oft projectirten, aber nie ausgeführten, Canal anlegen, welcher schon 1773 befahren ward. Er machte die Netze schiffbar, räumte Brahe und Nogat,

erweiterte, um eine tiefere Einfahrt in das Frische Haff zu gewinnen, den Kraffuhl-Canal (1783). Die drei Jesuiter-Collegien, welche er vorfand, (zu Graudenz, Conitz und Dt. Crone) verwandelte er in Gymnasien und warf zur Dotirung von 163 Landschullehrerstellen ein Capital von 200,000 Thlr. aus, welches auf den, dazu angekauften, Rittergütern Weißhof und Ostrowitt, fundirt wurde. Am 30. Mai 1776 eröffnete er die Culmer Cadettenanstalt, welche für den armen Westpreußischen Adel als militärische Pflanzschule dienen sollte. 2200 Colonistenfamilien aus Deutschland setzte er auf seine Kosten in Pommerellen und dem Culmer Lande an. Auch baute er mit großem Kostenaufwande die Festung Graudenz, welche bei dem Mangel an Festungen im Lande ein dringendes Bedürfniß war. Die Städte Bromberg, Nakel, Schönlanke, Gurzno, Dt. Crone, Culm, Mewe, baute er fast ganz auf eigene Kosten aus; fast alle übrigen Städte des neuen Gebietes erhielten Bauhilfsgelder.

Westpreußen's Retablirung hat allein in den Jahren 1772—86 — den Bau der Festung Graudenz abgerechnet — 7,737,562 Thlr. gekostet.

Der Preis so gewaltiger Anstrengungen zum Wohle der neuen Erwerbung blieb auch nicht lange aus; und viele Keime, die der große König gepflanzt hatte, sah er noch lustig emporschießen und erblühen. Leider war es ihm aber nicht vergönnt, den Tag zu schauen, wo der von ihm erworbene Landesrumpf seinen Kopf und seine Füße zurückgewann. Im Jahre 1793 bei der sogenannten 2. Polnischen Theilung fielen neben größeren Länderstrecken, welche unter dem Namen „Südpreußen" und „Neu-Ostpreußen" begriffen wurden, der Preußischen Krone auch die lang entbehrten Städte Danzig und Thorn an. Jetzt erst konnte man mit Recht sagen, daß man Westpreußen erhalten habe.

In dem auf die zweite Theilung Polen's folgenden, nicht unbedeutenden, Aufstande der Polen hat das eigentliche Westpreußen fast gar nichts mehr leiden dürfen. Desto mehr aber der Netzedistrict.

1794 brachen die Kujavier und Sieradier unter Mniewski in den Netzedistrict ein. Obrist Szekuly, der

südlich von Bromberg stand, um diese Stadt zu decken, ging ihnen bis Rynarzewo entgegen und schlug sie am 13. September, worauf sie in die Gegend von Kalisch flohen. Bald darauf kam der Insurgenten-General Dombrowski, nachdem er den Feldmarschall Schwerin durch eine Kriegslist getäuscht, mit regulären Truppen auf Bromberg zu, wandte sich gegen Szekuly, welcher es decken wollte, schlug ihn bei Labischin und erstürmte Bromberg.*) Jetzt lag dem General Dombrowski der Netzedistrict offen; auch entsandte er in der That ein Detachement nach Nakel, wo man das Salzmagazin aufbrach und plünderte. Da jedoch der General Byern von Schneidemühl aus Streifcorps auf Dt. Crone, Krojanke und Lobsens dirigirte, zogen sich die Insurgenten auf das Hauptcorps, welches bald darauf nach Kujavien ging. Das eigentliche Westpreußen wurde von Danzig und Graudenz aus durch fliegende Corps gesichert.

Zweite Periode. Die Napoleonischen Weltkriege (1806—1815).

Westpreußen sollte seines Kopfes und Fußes noch einmal verlustig gehen und noch ein gutes Stück von dem Rumpfe mit in den Stich geben. Die Städte Danzig und Thorn, welche der große Friedrich so schmerzlich vermißt hatte, und die sein Nachfolger mit Südpreußen zugleich erwarb, wurden von dem Preußischen Staate nochmals losgerissen.

Ende November 1806 trafen die Corps von Lannes und Augereau in Bromberg ein, worauf sich die Polen in Südpreußen erhoben und, auf die Französischen Truppen gestützt, einen Aufstand organisirten. Alle Preußische Beamten wurden verjagt und die Bürgermeister von Gollancz und Obrzycko,

*) Der Sturm wäre kaum gelungen, wenn nicht Verrath im Spiele war. Szekuly selbst wurde auf der Straße erschossen. Einige hundert junge Pommern (Rekruten) mußten über die Klinge springen.

welche weiter nichts gethan hatten, als ihre Pflicht, wegen angeblicher Spionage erschossen. Den Aufstand nach Westpreußen zu tragen, wurde der genannte General Dombrowski ausersehn, welcher seine Truppen im Anfange des Jahres 1807 die Weichsel entlang bis nach Dirschau hinunterschob. Die Preußen leisteten energischen Widerstand. Einige zu hitzig vordringende Parteien überfiel der Lieutenant Eickstädt bei Ostrowitt unweit Neuenburg und sprengte sie total auseinander. Stargardt, welches die Insurgenten ebenfalls besetzt hatten, wurde mit Sturm genommen, wobei den Preußen 30 Gefangene und 2 Kanonen in die Hände fielen. Andere Polnische Detachements wurden in Dirschau und Schöneck geschlagen.

In Folge dieser Unglücksfälle ging Dombrowski auf Schwetz zurück, wo er auf die ihm versprochene Verstärkung wartete.

Nachdem diese um die Mitte des Februar eingetroffen, stieß Dombrowski wiederum auf Dirschau vor und schlug die Preußen am 23. Februar 1807 in einem größeren Gefechte, welches den Weg zu der Belagerung Danzig's ebnete. Danzig vertheidigte sich unter Kalkreuth's Commando heldenmüthig 49 Tage lang. Es hätte sich länger gehalten, wenn nicht durch einen unglücklichen Zufall der Holm und damit die Verbindung mit Weichselmünde verloren ging. Auf diese Weise vom Meere abgeschnitten, von wo ihm allein Hilfe kommen konnte, kapitulirte es auf gute und ehrenvolle Bedingungen (24. Mai 1807).

Auch auf dem rechten Weichselufer war den Preußen trotz rühmlicher Anstrengung das Kriegsglück nicht hold gewesen.

Obwohl sie Thorn eine Weile hielten, (später mußte es sich allerdings ergeben), konnten sie nicht verhindern, daß der Feind unweit der Stadt über die Weichsel ging. General Rouquette, welcher die Gegend zwischen Königsberg und Danzig mit einem fliegenden Corps bestrich, wurde über die Passarge geworfen, und Major Stutterheim vom Detachement Wostrowski, der ihm zu Hilfe kommen wollte, bei Christburg (19. Januar 1807) geschlagen. Zwar drang der General Rouquette im Februar wieder nach Marienwerder vor, wo er

den Französischen General Faultrier aufhob; doch wurde er bald darauf mit überlegenen Truppen angegriffen und über Tiefenau und Weißhof auf Mewe geworfen, wo Preußische Truppen ihn aufnahmen.

Nach der Uebergabe Danzig's zogen sich die Preußen fast gänzlich aus Westpreußen hinaus; nur hielt der General Courbière die Festung Graudenz, und auf der linken Seite der Weichsel wurden die Feinde nicht selten durch Schill und Krockow beunruhigt, welche aus dem benachbarten Hinter-Pommern hervorbrachen.

Der Friede von Tilsit (9. Juli 1807) brachte dem Staate auch im Osten recht große Verluste. Süd- und Neu-Ostpreußen, das Culmer Land, der größere südliche Theil des Netzedistrictes, sowie auch die Städte Danzig und Thorn, wurden von dem Staatskörper abgerissen. Der südliche Theil des Netzedistricts, das Culmer Land und die Stadt Thorn, welche letztere man aus administrativen Rücksichten zu Südpreußen geschlagen hatte, wurden dem aus Südpreußischen Antheilen neugegründeten Herzogthum Warschau einverleibt, Danzig aber mit einem kleinen Gebiete zu einem Freistaat erhoben, der unter Französischem und Sächsischem Schutze stehn sollte.*)

Es mußte diese Ehre theuer bezahlen. Nachdem sein Handel durch die Continentalsperre ruinirt worden, erlitt es noch im Jahre 1813 eine langwierige Belagerung durch die Preußen und Russen, wodurch es auf lange Zeit hinaus verödete. Aehnlich erging es seiner Schwesterstadt Thorn, die unter einer zwar kürzeren, aber nicht weniger scharfen, Belagerung leiden mußte.

Die Opfer, welche Westpreußen in den Jahren 1807—13 gebracht, sind zwar in bloßen Ziffern nicht auszudrücken; doch gewinnt

*) Während des Krieges hatte der Kaiser Napoleon I. mehrere seiner Generale mit Westpreußischen Dotationen bedacht. So erhielt Mortier (Herzog v. Treviso) das Amt Camin, Savary (Herzog v. Rovigo) das Amt Tuchel, Berthier (Fürst von Neufchatel) das Amt Schloppe-Schönlanke. Die Bemühungen der Preußischen Regierung, diese Schenkungen während des Zeitraums von 1807—13 rückgängig zu machen, blieben erfolglos.

man davon eine Vorstellung, wenn man erfährt, daß das Land an bloßen Geldleistungen 39 763 901 Thlr. hat aufbringen müssen.

Während der großen Freiheitskriege hat Westpreußen sowohl an Geld als an Menschen nach Kräften für die allgemeine Sache beigesteuert. Auch aus den abgetretenen Landestheilen, welche 1813 wieder occupirt wurden, traten viele jungen Leute freiwillig in Preußischen Dienst. Hätte die Polnisch-Französische Herrschaft hier länger gedauert, so hätte sich ohne Zweifel eine Auswanderung der Deutschen in die Preußisch verbliebenen Gebietstheile entwickelt, wie sie 1768—1772 beobachtet ward. Denn die Polen fingen trotz mannigfacher anderweitiger Geschäfte, wo es nur irgend thunlich war, mit Recatholisirungsversuchen und juridischen Chicanen wieder an. Allein die ungeheuren Weltereignisse, welche sich damals abspielten, gingen mit eisernem Tritte darüber hinweg.

Die Friedensschlüsse von 1814 und 15 brachten auch Westpreußen seine verlorenen Landestheile wieder, bis auf den südlichen Netzedistrict, der aus administrativen Gründen zu der neuformirten Provinz Posen geschlagen ward.

Dritte Periode. Neueste Schicksale der Provinz (1815 bis jetzt).

In Folge der Napoleonischen Kriege war der Wohlstand unserer Provinz auf viele Jahre hinaus vernichtet worden, und es bedurfte vieler und großer Anstrengungen, bevor er sich wieder zu beleben begann.

Im Jahre 1821 gab es in ganz Ost- und Westpreußen keine einzige Kunststraße. Diesem Mangel an Communicationsmitteln wurde durch die Fürsorge des Königs Friedrich Wilhelm III. abgeholfen, welcher während der zwanziger Jahre zwei große Staatschausseen zwischen Berlin und Königsberg, eine militärische und eine Handelsstraße, durch die Provinz legen ließ, die sich bei Ruschendorf (im Dt. Croner Kreise)

theilen. Eine bedeutende Erweiterung fanden diese Verkehrsmittel einmal durch die Kreisschausseen, welche der Staat vermittelst bedeutender Prämiirungen ermöglichte, so wie durch den Ausbau der Ostbahn, den Bau zweier festen Brücken über den Weichsel- und Nogat-Strom und die Coupirung der Nogat (bei Piekel). Auch der Bau des Oberländischen Canales und die Berieselungen in der Tucheler Heide kamen einem Theile der Provinz zu Gute, ebenso die Eröffnung der Thorn-Bromberger Strecke der Berlin-Warschauer Eisenbahn; und die Strecken Schneidemühl-Dirschau, Thorn-Posen, Thorn-Insterburg u. a. werden es möglich machen, daß sich unsere Provinz den cultivirtesten Gegenden des Vaterlandes an die Seite stelle.

Durch Naturereignisse hat Westpreußen zwar in den Jahren 1829 und 55 sehr gelitten, wo gewaltige Ueberschwemmungen die Weichsel-Niederung unter Wasser setzten; wohlthätig dagegen wirkte der Durchbruch der Weichsel bei Neufähr (1840), wodurch die Hafenverhältnisse Danzig's eine günstigere Wendung nahmen.

1824 wurde die Provinz Westpreußen mit Ostpreußen zu einer Provinz vereinigt, und die beide Regierungen in Danzig und Marienwerder, von denen erstere seit 1816 entstanden war, unter das Ober-Präsidium in Königsberg gestellt. Da sich jedoch bei Einführung der neuen Provinzialordnung Mißstände zeigten, die man dieser Vereinigung beimaß, wurde sie im Jahre 1877 wieder rückgängig.

Die Polnischen Aufstände von 1830, 46, 48 und 63—64 haben in gewissen Kreisen der Westpreußischen Bevölkerung zwar Sympathieen gefunden, doch kam es während der Dauer derselben zu keinem nennenswerthen Ausbruch.

Zu den Kriegen, welche nach Gottes Rathschluß nöthig waren, um das neue Deutsche Reich in die Reihe der Staaten einzuführen, hat Westpreußen das Seinige an Geld und Truppen gerne gespendet. Mit Stolz und freudiger Genugthuung hat es sich an das Deutsche Reich angeschlossen, dem es — zu seinem größten Schaden — seit 1466 entfremdet war.

Anhang:

Chronologische Uebersicht der Westpreußischen Geschichte.

Preußischer Antheil.	Pommerscher Antheil.
	1178 Kloster Oliva gegründet.
	1227 Suantepolk unabhängig.
1230 Ankunft der Ritter.	
1249 Friede von Christburg.	
1283 Unterwerfung des Landes vollendet.	
	1295 Mistwi †.
1309 der Hochmeister in Marienburg.	
	1308 der Orden in Danzig.

1410 Schlacht bei Tannenberg.
1422 Frieden am See Melno.
1436 der ewige Frieden.
1466 Friede von Thorn.
1466—1772 die Polen-Zeit.
1525 Friede zu Krakau
1577 der Danziger Krieg.
1629 Waffenstillstand zu Altmark (in Stuhmsdorf erneuert 1635).
1660 Friede zu Oliva.
1721 Ende des dritten Schwedenkrieges.
1724 das Thorner Blutbad.
1734 Danzig von den Russen belagert
1768 die Conföderation von Bar.
1772 Westpreußen von Friedrich II. erworben.
1793 Thorn und Danzig wird preußisch.
1807 der Frieden von Tilsit.
1814 der erste Pariser Frieden.
1824 Vereinigung mit Ostpreußen (rückgängig 1877).
1853 die Ostbahn vollendet.
1866 die Provinz Preußen wird zum Norddeutschen Bunde gezogen.

II.

Land und Leute

in

Westpreußen.

Inhaltsanzeiger.

	Seite.
Territorialgeschichtliches	1
Physiographisches	8
Ethnographische Entwickelung	22
Gegenwärtige Vertheilung der Bevölkerung	50
Nationalökonomisches und Sociales	81
Specialitäten	91
Anhang. Slavische Ablagerungen in der Westpreußischen Vulgärsprache	164

Die Districte an der untern Weichsel, welche man gegenwärtig unter dem Collectiv-Namen „Westpreußen" zusammenfaßt, bieten in mehr als einer Beziehung ein ganz besonderes Interesse dar.

Der Geologe sieht in ihnen ein Territorium, auf dem die bedeutendsten tellurischen Umwälzungen sich noch in späteren — fast historischen — Zeiten vollzogen haben; der Ethnograph den Boden, um welchen Germanen, Slaven und Letten schon vor den Zeiten der Völkerwanderung im Kampfe lagen; der Geschichtsforscher die Brücke, welche einst von den undeutschen Erwerbungen des Deutschen Ordens nach Deutschland hinüberführte und welche später die beiden großen östlichen Complexe der Preußischen Monarchie zu verbinden bestimmt war; der Politiker den Schauplatz, auf welchem der Kampf der verschiedene Principien darstellenden Nationalitäten andauert, und wo vielleicht das Loos der Entscheidung fallen wird.

Westpreußen ist streitiger Boden im eminenten Sinne. Der streitige Character ist es, der seine Bewohner, seine Erde, seine Gewässer, ja selbst seine Luft und sein Klima kennzeichnet.

Zwar schließt die Preußische Monarchie noch andere Provinzen und Landestheile in sich, welche nach ihrer geographischen, wie geschichtlichen, Entwickelung den Westpreußischen Districten ähneln. Was namentlich den Kampf der Nationalitäten betrifft,

so scheinen die Provinzen Posen, Schlesien, Brandenburg und Pommern, ganz in derselben Lage zu sein.

Doch findet sich ein bedeutender Unterschied.

In Pommern, Brandenburg und Schlesien beschränken sich die Slavischen Elemente auf einen dürftigen Ueberrest, welcher, wenn nicht der Gang der Geschichte eine andere Richtung nehmen sollte, allmälig verschwinden muß; in Posen bedarf das Deutschthum, um sich gegen die dort noch vorherrschenden Slavischen Elemente zu halten, fortwährend der größten Anstrengungen. In Brandenburg, Schlesien und Pommern ist der Kampf der Nationalitäten so gut, wie ausgekämpft; in Posen hat er kaum begonnen. Westpreußen nimmt aber in dieser Beziehung noch immer denselben Standpunkt ein, welchen es seit Jahrhunderten eingenommen. Die Nationen stehen sich hier mit fast gleichen Kräften kampfbereit gegenüber, und keine von beiden ist geneigt, der anderen freiwillig den Vorrang abzutreten.

Westpreußen ist derjenige Landestheil, in welchem der Kampf der Nationalitäten von je her den größten Schwankungen unterworfen war.

Brandenburg, Schlesien, Pommern streben seit dem 12. Jahrhundert in stetigem, niemals unterbrochenem, Fortschritte der Germanisirung zu. In Westpreußen dagegen erlitt die germanische Strömung, welche hier wenig später, als in Schlesien und Pommern, eintrat, von Slavischer Seite her einen wirksamen Gegenstoß. Der unter Polnischen Aegide um sich greifenden Slavisirung gegenüber fand dann seit 1772 eine abermalige Erhebung des Deutschthums statt, welches unter den Fittigen des schwarzen Adlers neue Kraft gewann.

So hat denn der Kampf hier mehrmals auf und ab gewogt, ohne eine endgiltige Entscheidung herbeizuführen; und nach den Kämpfen von Jahrtausenden ist Westpreußen in dieser Beziehung kaum weiter, als in den Zeiten der Völkerwanderung, wo sich die Sprößlinge der verschiedenartigsten Racen auf seinem Boden begegneten.

Als 1772 die in Rede stehenden Territorien an Preußen fielen, war man um einen passenden Namen für die neue Erwerbung in Verlegenheit. Die unter der polnischen Herrschaft üblich gewesene Benennung „Polnisch-Preußen" war thatsächlich beseitigt; der offizielle Titel des „Königlichen Preußen" schon seit 71 Jahren unpassend und obsolet. Der Name „Neu-Preußen," welchen einige Behörden in den Gang zu bringen suchten, wurde von oben herab gemißbilligt, da er sich mehr für ein frisch entdecktes Land zu eignen schien, als für ein reoccupirtes (wofür doch nach Herzberg's Deductionen Westpreußen gelten sollte). Herzberg schlug dann die beiden Namen „Westpreußen" und „Niederpreußen" vor, von denen der große König, ohne sich viel zu besinnen, mit dem ihm eigenen Tacte, den ersteren auswählte.*)

Was eigentlich Herzberg veranlaßt hat, den Namen „Niederpreußen" mit vorzuschlagen, ist schwer zu sagen. Vielleicht dachte er an die Weichsel-Niederungen, welche man allerdings mit Recht als die Krone der neuen Erwerbungen betrachtete. Ein Mann von seinen historischen Kenntnissen hätte aber wissen sollen, daß man unter „Niederpreußen" ehemals die Ostpreußischen Districte an der Alle und dem Unter-Pregel im Gegensatze zu dem Ostpreußischen Oberlande verstanden hatte. Weniger ist ihm der geographische Widerspruch zu verübeln, daß er denjenigen Theil der Provinz Preußen niedrig nennen wollte, dessen Hauptplateau (auf der linken Weichselseite) bedeutend höher gelegen ist, als dasjenige des andern.

Westpreußen war damals in geographischer Hinsicht noch viel mehr „terra incognita", als heutzutage. Mußte doch selbst nach der Vornahme trigonometrischer Messungen fast noch ein halbes Jahrhundert in's Land laufen, ehe das größere Publikum dahinterkam, daß in Westpreußen ein Berg — ein wirklicher Berg — vorhanden sei. Die meisten Leute (sogar die

*) Vergl. darüber Ernst Graf Lippe-Weißenfeld, Westpreußen unter Friedrich dem Großen. Thorn bei E. Lambeck 1866 S. 50. 51.

Leute in Westpreußen selber) stellten sich Westpreußen noch vor kurzem als eine große Tiefebene, etwa in derselben Art, wie Russisch-Polen, vor. Man kann es also einem Staatsmanne des vorigen Jahrhunderts, der keine offiziellen Vermessungsregister vor sich hatte, kaum verdenken, wenn er in orographischen Täuschungen über diese Gegend befangen war.*)

Allerdings war der für die neue Provinz passende Name um so schwerer zu finden, als sie (wie noch gegenwärtig) aus drei verschiedenen Stücken bestand. Denn sie umfaßte 1) den Altpreußischen**) Antheil auf dem rechten Weichselufer, welchem der Name „Westpreußen" — historisch genommen — allein zukam. 2) den Pommerischen auf dem linken Weichselufer belegenen Antheil, welcher ehemals Ostpommern, Klein-Pommern oder Pommerellen hieß. 3) den Groß-Polnischen Antheil zu beiden Seiten der Netze, welchen man anfangs, „Klein-Preußen" getauft hatte, später aber wohl passender den „Netzedistrict" betitelte.

Der Netzedistrict — obwohl um 1772 nicht ganz unbeträchtlich — durfte nun, als ein Anhängsel, bei der Namengebung für das Ganze wohl außer Acht gelassen werden. Welcher der beiden ersteren Complexe aber den Namen bestimmen sollte, erschien um so zweifelhafter, als der Pommerische Antheil den Altpreußischen an Größe überragte. Zudem befand sich in demselben ein starker Bruchtheil Weichselniederung, Danzig's, das man zwar nicht hatte, aber doch zu erwerben hoffte, nicht zu gedenken.

Da indessen der Name „Preußen" für beide Antheile

*) Im Uebrigen kannte er Westpreußen gut genug. Er war demselben schon durch seinen Geburtsort Lottin nahe gerückt, welches unweit der Westpreußischen Stadt Landeck (an der Grenze der drei Landschaften Pommern, Pommerellen und Gr. Polen) gelegen war.

**) Der Ausdruck „Altpreußisch" ist hier nicht im modernen Sinne zu nehmen, wo er mit „Ostpreußisch" zusammenfällt: sondern im historischen Sinne. Es bezeichnet das Land, wo ehemals die „alten Preußen" d. i. die „Stammpreußen" gewohnt haben.

bereits zu Polnischen Zeiten sich eingebürgert hatte; da ferner dem Gange der historischen Ereignisse nach Pommerellen von Preußen aus, nicht aber umgekehrt, erworben war; da endlich die Erwerbung Westpreußen's sämmtliche Preußische Lande unter dem Scepter der Hohenzollern vereinigte, so daß jetzt der Chef dieses Hauses nicht mehr bloß König in Preußen, sondern auch König von Preußen war — betrachtete man mit Recht das Land an dem rechten Weichselufer als das Hauptland des Complexes, und statt ihn „Ostpommern" zu benennen, nannte man ihn „Westpreußen".

Wenn Friedrich der Große den Netzedistrict zu dem „Westpreußen" genannten Complexe schlug, war dies allerdings eine rein administrative Maßregel. Da der Netzedistrict nicht hinlänglichen Umfang besaß, um einen eigenen provinziellen Körper zu bilden: war nichts natürlicher, als daß man ihn der neuen Provinz Westpreußen hinzufügte; zumal man derselben für die Losreißung des Ermelandes und der Lande Bütow und Lauenburg*) gewissermaßen einen Ersatz schuldig war. Aber auch abgesehen von dem Gesichtspunkte einer bequemeren Verwaltung muß diese Combination als eine sehr glückliche bezeichnet werden, da die an der Netze belegenen Territorien den benachbarten Pommerellischen in jeder Beziehung ähnlich waren.

Die Grenze, welche man nach dem 33jährigen Pommerellischen Kriege zwischen der Polnischen Kraina und dem Pommerellischen Ordenslande gezogen hatte, erwies sich als eine willkürliche, rein politische, Grenze ohne die geringste ethnographische oder geographische Grundlage. Auch heute noch — da der größte Theil des Netzedistriktes, von Westpreußen abgelöst, zum Großherzogthum Posen gehört — hat er einen viel

*) Das Ermeland sowohl, als auch die Lande Bütow und Lauenburg, blieben zwar in Hinsicht der Justiz anfangs bei der neuen Provinz, in Betreff der Verwaltung aber wurden sie abgetrennt. Ebenso wurde die ehemals zu Gr. Polen gehörige Starostei Draheim (seit 1668 im Pfandbesitz von Brandenburg) von dem neuerworbenen Netzedistrict definitiv gesondert.

mehr Westpreußischen, als Posenschen Zuschnitt. Noch im Jahre 1848 während des Polnischen Aufstandes, wurden im Netzedistricte viele Stimmen laut, welche — um der damals gefürchteten Polonisirung zu entgehen — die Wiedervereinigung des gesammten Netzedistricts mit Westpreußen forderten.

Desgleichen muß die Losreißung des Ermelandes, welches zu Ostpreußen, so wie auch die Losreißung des Bütow-Lauenburgischen Districtes, welcher zu Pommern geschlagen wurde, vom ethnographischen, wie staatsmännischen, Gesichtspunkte aus gebilligt werden.

Die Ermeländer waren während der Polnischen Herrschaft in doppelter Hinsicht isolirt gewesen: geographisch, insofern sie mit den andern Polnisch-Preußischen Gebietstheilen kaum zusammenhingen; politisch, indem sie unter einem geistlichen Fürsten standen, der mit der Polnischen Krone nur durch eine Art von Lehnsnexus verbunden war. Sie waren in Folge dessen zwar streng katholisch, aber sie hatten sich (wenigstens in dem Hauptantheil) so rein deutsch erhalten, daß sie zu der Westpreußischen — fast überall gemischten — Bevölkerung nicht mehr paßten. Ebenso hatten sich die Bewohner der Lande Bütow und Lauenburg während des langjährigen Pommerischen und Brandenburgischen Pfandbesitzes vom Polnischen Wesen in einem Grade entwöhnt, daß ihrem Zutritt zu dem fast reindeutschen Hinter-Pommern nichts mehr im Wege stand.

Auf diese Weise kann man sagen, daß in dem Westpreußen von 1772, dem Westpreußen des großen Friedrich, die Bevölkerung, obwohl aus verschiedenen Landestheilen zusammengebracht, einen gleichförmigen Character hatte. Auf beiden Seiten der Weichsel sowohl, wie auf beiden Seiten der Netze waren Deutsche und Slavische Elemente derartig mit einander gemischt, daß sie sich das Gleichgewicht hielten. Nur in dem einzigen Culmer Lande (dem südlichen größeren Theile des Altpreußischen Territoriums) hatte das Polenthum ein Uebergewicht gewonnen, so daß die deutschen Elemente dagegen aufzukommen außer Stande waren. Doch wurde dieser Umstand wieder dadurch

ausgeglichen, daß man aus Rücksichten der Arrondirung die Ostpreußischen, fast nur von Deutschen bewohnten, Gegenden des ehemaligen Bisthums Pomesanien, den größeren Theil der jetzigen Kreise Marienwerder (rechts der Weichsel) und Rosenberg zu Westpreußen schlug. Die an der Weichsel belegene Hauptstadt dieses Antheils, der früher die Polnischen Gebiete rechts der Weichsel, wie ein Keil, gespalten hatte, Marienwerder, ward zur Hauptstadt der ganzen Provinz gemacht. Von dort aus sollten sich die Ostpreußischen Traditionen über die neuerworbenen Lande verbreiten und Früchte bringen, die den in Ostpreußen erzielten ähnlich wären. Einem Sauerteige gleich, wurden die Ostpreußischen Gebietstheile den Westpreußischen beigemischt, um die Deutschen Elemente aufgehen zu machen, welche darin unterdrückt lagen oder schlummerten.

Wie sehr der große König bemüht war, seine neue Besitzung, welche er völlig devastirt empfing, wieder in Aufnahme zu bringen, können wir wohl als bekannt voraussetzen. Begnügen wir uns, die Schwierigkeiten, auf welche er im Verlaufe der Lösung dieser Aufgabe stieß, einigermaßen zu beleuchten.

Wir wissen, daß der große König von den volkswirthschaftlichen Vorurtheilen seines Zeitalters — des mercantilen Zeitalters — nicht unberührt geblieben war. Die Accise, die Regie und die Kaffeeriecherei der Ausländer ist hier zu Lande noch in Jedermanns Mund, und der Ruf davon durch die daran geknüpften Anekdoten weit über die Grenzen Preußen's hinaus verbreitet. Um so höher ist es ihm anzurechnen, daß er die Basis des Nationalwohlstandes, den Ackerbau, gebührend würdigte. Lange bevor das physiocratische System in die Mode kam, hat Friedrich der Große dessen Hauptgrundsätze ins Leben eingeführt, ohne in dessen Fehler und Auswüchse zu verfallen.

Demgemäß trug er vor allen Dingen Sorge, daß der Ackerbau in Westpreußen gehoben und auf einen Standpunkt

gebracht werde, welcher dem Culturzustande der älteren Provinzen entsprechend sei.

Gleich bei diesem Bestreben traten ihm größere Hindernisse entgegen, als er irgend erwartet hatte. Natur und Menschen zeigten sich in einem Grade widerspenstig, von welchem man keinen Begriff gehabt.

Ein Anderer wäre vor einer Aufgabe von so gewaltigen Dimensionen und so zweifelhaftem Erfolge zurückgebebt; für ihn boten die Schwierigkeiten des Unternehmens nur einen größeren Reiz. Unbekümmert um das Kopfschütteln der Einen, den bösen Willen der Andern, einzelner Mißerfolge nicht achtend, an denen er sich außer Schuld wußte, ging er gerade auf das Ziel los, welches er sich vorgesteckt. Das Pflichtgefühl, welches in ihm vielleicht lebendiger war, als in irgend einem Fürsten seines Zeitalters, verlieh ihm diejenige Kraft und Ausdauer, welche zu solch einer Riesenarbeit erforderlich war. Die Vorsehung aber versah ihn mit Werkzeugen, geschickt und geeignet, seine Ideen durchzuführen. Wem solche Heroen der Büreaukratie, wie Domhard, Roden und Schönberg v. Brenkenhof, zur Seite standen, war wohl im Stande, sich einer Arbeit zu unterziehen, welche gewöhnlichen Sterblichen unmöglich war.

Wer Westpreußen kennt, weiß zur Genüge, daß dort der Boden verschieden, das Klima aber in einem höheren Grade rauh und veränderlich ist, als man es in Betracht seiner allgemeinen geographischen Lage vermuthen sollte.

Westpreußen besteht aus zwei Höhenländern, zwischen denen das Weichselthal, gleich einer Mulde, liegt.

Das östlich der Weichsel belegene Hochland ist ein Theil der Preußischen Seeplatte, welche vom Meere, der Weichsel und der Litthauisch-Polnischen Ebene begränzt wird. Der Westrand desselben erhebt sich gleich über dem Meere in steilen Anhöhen und zieht sich parallel der Nogat und Weichsel südlich

bis etwa Ostrometzko hinunter. Hier biegt er südöstlich ab, nach dem Drewenzthale, zu welchem er sich allmälig herabsenkt. Der Südrand besteht aus steileren Bergen, welche an der Polnischen Grenze von Pr. Leibitsch bis etwa Gurzno entlang gehen, welches letztere von ihnen den Namen hat; von hier ab aber zieht er sich flacher nach dem Ostpreußischen Masuren hinein. Von dem Nord- und Ost-Rande dieser Platte wird Westpreußen eigentlich gar nicht berührt. Es gehört zu Westpreußen nur ein Theil der Absenkung, welche aus unregelmäßigen, welligen, zerklüfteten, überall von See'n durchsetzten, Hügeln besteht. Gerade an der Grenze zwischen Ost- und West-Preußen liegt das sogenannte Oberland, welches von der Drewenz-Quelle bis zum Meere hinunter geht. Durch dieses Oberland zieht sich in der Richtung von Süden nach Norden der große Seestrang, welcher in neueren Zeiten durch das Bauwunder der schiefen Ebenen canalisirt worden ist. Die Landschaft im Westen dieses Seestranges, welche uns hier allein angeht, ist mäßig bewaldet und erfreut sich fast überall eines fruchtbaren Lehmbodens. Namentlich ist der südliche Theil desselben, das sogenante Culmer Land, als der beste Weizenboden in der ganzen Preußischen Monarchie bekannt. Einheimisch ist hier der echte „weiße" Weizen, der jetzt immer mehr den Polnischen Sorten weicht. Die an das Ostpreußische Masuren grenzenden Gebiete dagegen — das sogenannte Michelauer Land (das sind die Kreise Straßburg und Löbau) — enthalten neben ergiebigerem Boden auch beträchtliche Sandstrecken.

Querthäler in diesem Höhengewirre bilden: 1) die genannte Drewenz, welche aus dem Drewenz-See bei Osterode entspringt, alsdann in südwestlicher Richtung nach Westpreußen hineinfließt und sich hier in fast unverändert westlicher Richtung gegen die Weichsel zieht, in welche sie bei Zlotterie (das ist die alte Festung Raciąz) einmündet. Von Pusta Dombrowka an bis Pr. Leibitsch bildet sie die Grenze gegen Russisch-Polen. Früher hieß sie Lubicz, wovon der Name der genannten Ortschaft Leibitsch stammt. Die Drewenz ist flößbar

(ihr polnischer Name Drwęca bedeutet „Holzfließ"); in neuerer Zeit geht man damit um, sie gleichzeitig schiffbar zu machen, wodurch die ihr anliegenden, durch die hermetische Grenzsperre unsrer Nachbarn vielfach geschädigten, Gegenden bedeutend gewinnen würden. 2) die Ossa entspringt in den Bergseeen des Rosenberger Kreises und mündet bei Graudenz. Wir hören aus der Geschichte, daß sie einst die Grenze des Culmer Landes gegen Pomesanien und diejenige der Polnischen Herrschaft gegen die freien Preußen gebildet habe. Bei dem Dorfe Slup (d. i. „Säule") sollen die Grenzzeichen gestanden haben, welche im 12. Jahrhundert die Polen an der Ossa errichteten. 3) die Liebe, entspringt nicht weit von der Ossa-Quelle, schlängelt sich durch den Sorgen-See*) und vereinigt sich bei Marienwerder (wo nach dem Volkswitz „die Liebe ein Ende hat") mit der kleinen Nogat. An der Liebe und ihren Nebenbächen fanden die Kämpfe statt, welche man unter dem Namen „Schlacht bei Stuhm" (nach den Polen „Schlacht bei Trzciany" d. i. Honigfeld) zusammenfaßt.

Das westlich der Weichsel belegene Plateau wird zu der Pommerischen Seeplatte gerechnet, welche zwischen dem Meer, der Weichsel, dem Netzethal und der Pommerisch-Märkischen Ebene liegt. Der Ostrand desselben erhebt sich unweit Danzig in steilen Anhöhen und Kuppen über die Ostsee, verflacht sich dann immer mehr und zieht sich dem Weichselstrome parallel bis

*) Durch den Sorgen-See geht die Sorge (ehemals Sirgune), an welcher die Ordensritter wiederholt gegen die heidnischen Preußen kämpften. In die Sorge fließt das „Kummer"-Fließ. Zwischen „Kummer" und „Sorge" liegt das Fischerdorf Kühlborn, nicht zu verwechseln mit der Ostpreußischen Ortschaft Kühlborn auf der anderen Sorge-Seite. Das westpreußische Kühlborn lag im Anfange des 18. Jahrhunderts wüst, da alle Bewohner an der Pest gestorben waren. Das Wort „Kummer" hängt mit dem Namen des Dorfes Komerau (Chomor St. Adalbert) zusammen. Die Sorge ist zwar nicht so berühmt, wie die Sorgue bei Vaucluse, aber jedenfalls historisch wichtiger. Auch ist sie an ihrem unteren Laufe schiffbar.

zur Mündung der Brahe hin. Von hier beginnt die Südgrenze, welche in sanften Abfällen die Netze entlang bis zum Einfluß der Drage geht. Die Westgrenze zieht sich von hier in nordöstlicher Richtung von der Westpreußischen Grenze bis zum Meere hin. Die Nordgrenze wird fast vom Meere selbst gebildet, zwischen dem und den Bergen nur ein schwacher Streifen von Ebene übrig bleibt.

Die ganze Platte zerfällt in drei kleinere Gruppen: das Bergland von Nord-Pommerellen, die Tucheler Heide und das Süd-Pommerllische Höhenland.

Das Bergland von Nord-Pommerellen, auch die „Kassubische Schweiz," in einigen Theilen auch „blaues Ländchen" genannt, besteht aus unregelmäßigen, von Seeen und Flußthälern vielfach durchsetzten Berggruppen, welche den transvistulanischen Kuppen an Höhe überlegen sind. Wenige Meilen von Danzig stößt man auf so beträchtliche Höhen, wie sie in Ostpreußen nirgend gefunden werden. Der Thurmberg bei Schöneberg (332 Meter hoch) wird von einigen Geographen für die höchste Bodenerhebung innerhalb der Nordischen Ebene zwischen Ural und Skagen's Horn gehalten. Neben ihm lassen sich die Bergspitze bei Lenzberg und die Bergspitze bei Hoppendorf sehen.

Dies ist die Gegend, wo der Reisende, welchem Westpreußen — der Angabe verschiedener Geographen gemäß — als eine große Tiefebene vorschwebt, sich zu seinem großen Erstaunen einem wild-romantischen Gebirgslande gegenüber findet, das ihn — wenn nicht an die Schweiz — so doch an die seedurchfurchten Bergmassen des Vor-Alpenlandes lebhaft erinnert. Hohe Bergesgipfel wechseln mit tiefen Thalkesseln und Rinnsaalen, schwarze Föhrenwaldungen mit tiefblauen Seeen ab. Nicht selten erquickt sich das Auge des Wanderers an Laubholz, Eichen und Buchen, welche, vereinzelt oder auch massenweise, zwischen den Kiefern grünen. Wenn nicht statt der Allemannischen Kehllaute und

der Bairischen Diphthonge Slavische Zischlaute und scharf accentuirte Kurz-Vocale an seine Ohren klängen, möchte er sich in die Gegenden versetzt glauben, die den clasischen Zackenländern Tell's und Hofer's benachbart sind.

Das eigentliche Nord-Pommerellische Hochland, wie auch sein westlicher Abfall, hat fast überall sandigen Lehmboden, welcher dem Ackerbau günstig ist. Der Landwirth hat hier nur mit der Rauhigkeit des Klimas und den Schwierigkeiten zu kämpfen, welche ihm die Unebenheit des Bodens entgegenwirft. Am Südostrande gegen die Weichsel hin, wo sich die Hügelzüge verflachen und gleichmäßiger gestalten, und wo man gegen die Nordwinde durch vorliegende Berge und Wälder geschützt ist: giebt es Landgüter, die zu den besten in der ganzen Provinz gezählt werden.

Der Nord-Pommerellische Höhenzug bildet die Wasserscheide für das Gebiet der Weichsel und der Hinter-Pommerischen Küstenflüsse. Man findet hier die Quellen der Radaune (nach einigen Gelehrten des alten Eridanus, an dessen Ufern Phaëthon's Schwestern weinten) und der Motlau (beide zusammen münden bei Danzig in die Weichsel ein); andererseits nehmen hier die Lupow und die Leba, welche auf Hinterpommerischem Boden in die Ostsee gehn, ihren Anfang. Am Südrande entspringt die Ferse, in welche die Fietze einfließt (welche Conjunctur sich Leute mit schwachem Gedächtniß unter „vice versa" merken), und das Schwarzwasser, von welchem wir weiter hören werden. Auch große Seen, als der Radaune- und Ostryc-See sind auf dieser Platte zu finden. Dicht an der Küste liegt der See von Zarnowitz.

Die Tucheler Heide ist eine ausgedehnte, flache, an den Grenzen durch niedrige Höhenzüge geränderte Vertiefung, welche — im Bas-Relief dargestellt — etwa den Eindruck eines Breitprahms machen würde. Das Innere dieser auf fast 50 Quadratmeilen geschätzten Fläche besteht zum größten Theile aus Sandschellen, welche jedoch meistens mit Kiefern bestanden sind. Wo diese Sandschellen von Seeen und Flüssen durchschnitten werden,

wechseln die Kiefern mit Erlen, Birken, Espen, Lerchen- und Ahornbäumen ab. Am Schwarzwasser findet sich auch mitunter der Baum, welcher nach der Griechischen Mythologie die Ufer des Styx begleitete. Die Eibe (Taxus baccata) wächst hier theils von Natur, theils ist sie durch die Preußischen Forstbeamten angepflanzt. Am Schwarzwasser (bei Odry und Bösenfleisch) stehen jene räthselhafte Steinkreise, welche man mit den Beerdigungen der Heiden in Verbindung bringt.

Das Land ist zum Ackerbau wenig tauglich; man baut hier nur Buchweizen, Hafer und Kartoffeln mit einigem Erfolg. Mit welcher Mühe — kann man aus einigen Ortsnamen am Rande, als „Gotthelf," „Angst und Bange" abnehmen, welche wie Stoßseufzer eines abgehetzten Colonisten, klingen.*) Weideland findet sich nur in der unmittelbarer Nähe der Gewässer vor. Dem Mangel daran hat die Preußische Regierung durch künstliche Ueberrieselungen am Schwarzwasser nach Kräften abgeholfen. Gleichzeitig ist mitten in der Heide in dem Dorfe Czersk eine Königliche Wiesenbauschule errichtet worden.**) Die Bedenklichkeiten, welche ein Theil des auswärtigen Publikums diesen Meliorationen entgegentrug, sind an Ort und Stelle nie getheilt worden. Alle die Zweifel, welche man gegen die Nützlichkeit der Berieselungen geltend machte, stammen noch aus den Zeiten, wo man sich verpflichtet hielt, alles, was die Regierung that, zu tadeln Je mehr wir uns von diesem Stadium entfernen, werden auch die gedachten Zweifel entschwinden.

Der Ostrand der Tucheler Heide fällt zum Weichselthal allmälig in fruchtbaren, lehmigen Sandstrecken ab. Der Westrand, welcher sich nach Hinter-Pommern hineinzieht, wird theilweise durch steilere Anhöhen gebildet. Hier steigt der Buchenberg bei Gr. Glisno an der Pommerischen Grenze empor, zwischen und neben den Hügeln erstrecken sich Torfmoore und kahle Heide; stellen-

*) Einen polnischen Stoßseufzer enthält der Ortsname Żal się Boże (Gott erbarme sich) im Thorner Kreise (Niederung.)

**) Ist jetzt leider wegen Mangel an Theilnahme eingegangen.

weise thürmen sich Granitblöcke (erratische Blöcke) in Masse auf. Eine willkommene Abwechselung bieten die himmelblauen Seeen, über denen zuweilen ein einsamer Fischadler seine Schwingen hebt. Die ganze Gegend hat einige Aehnlichkeit mit den Schottischen Heiden, welche der Pinsel Walter Scotts verherrlicht hat.

Die Tucheler Heide wird durchschnitten von dem Schwarzwasser (Wda) aus dem Wdzydze-See, welches bei Schwez in die Weichsel geht; und von der Brahe, einem flößbaren, gut canalisirten, Flusse, welcher die Westpreußische Grenze überschreitet und bei Bromberg in die Weichsel fällt. Von Bromberg ab ist die Brahe durch den Bromberger Canal mit der Netze verbunden, so daß die Nutzbarmachung der noch immer sehr ausgedehnten Waldbestände in der Tucheler Heide hinlänglich gefördert ist. Der große Schwornigatz*) See (ehemals Lukamie oder Lokmann genannt), durch welchen die Brahe fließt, war früher noch weiter ausgedehnt. Er ist sehr fischreich, woher die Ansiedelungen an seinen Ufern zahlreich sind. Als Merkwürdigkeiten der Heide sind zu erwähnen die sogenannten Putzsteine, welche unsre Damen kennen; der rothe Streusand (wohl Quarzkörner und Titaneisen), und das Manna- oder Schwadenkorn, eine köstliche Atzung in einem Land, welches an Nahrungsmitteln keinen Ueberfluß hat.

An der Südgrenze der Tucheler Heide erhebt sich die Landschaft wieder zu größerer Höhe und senkt sich dann von Neuem hinunter nach dem Netzethal. Das ist das Südpommerellische Höhenland, welches ebenfalls, wie das ganze Plateau, aus unregelmäßigen, welligen, Hügelgruppen besteht. Wo diese Hügel das Küddowthal überschreiten, steigen sie wieder zu einer Höhe an, welche an diejenige der Nordpommerellischen Bergkuppen hinanreicht. So der Spitzberg bei Tempelburg (in der ehemaligen Starostei Draheim, jetzt in Pommern) und der

*) Das Wort Schwornigatz ist corrumpirt. Die polnischen Schriftsteller erklären es als einen geschütteten Faschinendamm. Der Name Müskendorfer See kommt jetzt dafür in Aufnahme.

Ratzeberg (1½ Meile von Mk. Friedland im Dt. Croner Kreise.) Vom Berge Dombrowa bei Schrotz im Dt. Croner Kreise hat man die Aussicht auf sieben Städte: Krojanke, Lobsens, Schneidemühl, Schönlanke, Usch, Czarnikau und Dt. Crone. Westlich der Küddow ist der Boden dürre, artet sogar an der Pommerischen Grenze, längs den Tollheitsbergen und den Zippnower Höhen, in reine Heide aus. Oestlich der Küddow aber finden wir einen lehmigen Sandboden, welcher für Roggenbau ganz vorzüglich geeignet ist. Der Roggen aus der Umgegend der Städte Conitz und Zempelburg galt und gilt theilweise noch heute neben demjenigen aus der Umgegend von Schwerin an der Warthe (im Posenschen) auf dem Berliner Getreidemarkte als der beste in der Preußischen Monarchie. An den Ufern der Netze selbst dehnen sich gewaltige Torfmoore und Wiesen aus. Bewässert wird der Höhenzug durch die Küddow und die Lobsonka mit ihren zahlreichen Nebenflüssen. Die Küddow ist flößbar; auch könnte sie schiffbar gemacht werden, was man am Ende des vorigen Jahrhunderts bereits projectirte. Die stark eisenhaltige Lobsonka (auch Stallune und Nietza genannt) könnte leicht flößbar gemacht werden (sie war es im vorigen Jahrhundert theilweise), um die an ihren Ufern befindlichen nicht unbedeutenden, Waldbestände zu verwerthen. Zahlreich in dieser Gegend sind auch die Landseen, von denen der Gr. Böttin-See auf der Dt. Croner Platte zu nennen. Die längs der sogenannten Teufelsheide sich hinziehenden Landseen gehören großentheils zu Pommern, an dessen Südgrenze sie gelegen sind.

Da die Pommerische Seeplatte in Westpreußen fast die höchste Erhebung auf dem ganzen Gebiete des Norduralischen Höhenzuges ist, so wird begreiflich, daß die beiden Strömungen, welche um den Besitz der Lüfte beständig in Streit liegen, hier vorzugsweise hart an einander stoßen. Westpreußen wird von Winden viel mehr, als ein anderes Land, gepeitscht. Zu jeder Tages- und Jahreszeit kann man in Westpreußen das Geräusch des Windes hören; und wie man in England sagt, daß „der Regen dort

regnet jeglichen Tag," so kann man von Westpreußen mit Recht behaupten, daß „der Wind dort alle Tage pfeift."

Wer im Lande geboren ist, dem pflegt diese unangenehme Eigenschaft des Klimas weniger aufzufallen. Wie der an Sturm gewöhnte Matrose im Sturme ruhig schläft, so hört der echte Westpreuße den Wind nicht mehr, weil er ihn immer hört. Einzöglinge aber und Fremde sind gegen die hervorragende Beweglichkeit der Westpreußischen Atmosphäre empfindlicher. Ein Reisender, welcher Westpreußen periodisch auf längere Zeit besuchte und immer unter dem Winde fand, schlug vor, es „Windpreußen" zu nennen. Wenigstens wäre dieser Name passender, als „Wüstpreußen," was doch nur für einen Bruchtheil des Landes gelten kann.

In heißen Sommertagen möchte man vielleicht mit mäßigen Luftzügen zufrieden sein. Aber wann sind hier heiße Sommertage? — Sie beschränken sich auf den kurzen Zeitraum, der zwischen dem Tage Johannis des Täufers und demjenigen des h. Bartholomaeus (24. Juni — 24. August) mitten inne liegt, oder sie fallen auch mitunter ganz hinweg.

Ein Preuße von der alten Art
Trägt seinen Pelz bis Himmelfahrt;
Und thut ihm dann der Bauch noch weh,
So trägt er ihn bis Bartholomae;
Und kömmt ihn dann das Frieren an,
So zieht er ihn von vorne an.

Dieses Sprichwort, welches eigentlich auf Ostpreußen gemünzt ist, kann auch für Westpreußen gelten. Nur das Eine kann man den heißen Sommertagen in Westpreußen mit Recht nachrühmen, daß sie es mit ihrer Hitze ehrlich meinen. Die Hitze steigt hier während der Roggenernte (Ende Juli bis Ende August) manchmal auf einen Grad, dessen sich die tropischen Gegenden nicht zu schämen brauchen. Wehe aber dem Manne, welcher sich dadurch verleiten ließe, Sommerkleidrr anzuschaffen! In zwei, drei Tagen fällt das Thermometer bis auf eine geringe Entfernung über Null, und die Sommerkleider wandern in den

Kleiderschrank, verurtheilt vielleicht, so lange darin zu hängen, bis sie vom Modenregister gestrichen sind.

Eine wichtigere Unbequemlichkeit entsteht durch diese Kürze des Sommers dem Landwirth, welcher für die sich zu einem Minimum verengende landwirthschaftliche Arbeitszeit hinreichende Menschenkräfte aufzutreiben oft beim besten Willen außer Stande ist. Auf größeren Gütern findet man daher überall Instleute d. h. durch feste Verträge gebundene Tagelöhner, welche dem Besitzer jeder Zeit zu Gebote stehen.

Da ferner die Westpreußischen Berge eine Wetterscheide bilden, arten hier die fortwährenden Winde stellenweise in gefährliche Orkane aus. Starke Gewitter, übermäßige Regengüsse, Wind- und Wasserhosen gehören nicht zu den Seltenheiten; Hagelwetter treten an gewissen Stellen, namentlich im Drewenzthale, recht häufig auf. Es sind diese Unbilde der Witterung, welche Westpreußen zum Kreuz der Landwirthe, namentlich aber der fremden Einzöglinge unter ihnen, machen.

Die unangenehmste Jahreszeit ist in Westpreußen jedenfalls die astronomische Frühlingszeit. Die Nordost-Strömung der Winde, die man in Westpreußen — so zu sagen — aus erster Hand erhält, bleibt fast den ganzen Frühling hindurch in Permanenz. Zuweilen weicht sie im zweiten Drittel der Südwestströmung und kehrt dann zu Ende des Frühlings um Johanni wieder zurück, wo sie durch Nachtfröste die Sommersaat schädigt und zuweilen der Vernichtung weiht. Auf der Pommerellischen Seeplatte kehren diese Juni-Nachtfröste mit einer Regelmäßigkeit wieder, daß jeder dort wohnende Landwirth gezwungen ist, sich darauf einzurichten. Conitz, an der Südgrenze der Tucheler Heide gelegen, auf dem Gebirgskamme, an welchem die Nordoststürme zum letzten Male anprallen, bevor sie die Senkung hinuntergleiten, gilt, nächst Arys in Masuren, für den kältesten Punkt in der ganzen Preußischen Monarchie.

Friedrich der Große wollte anfangs an solche Rauhigkeit des Klima's gar nicht glauben (Lippe l. l. S. 108). Auch scheint es wirklich, als ob vor einigen Jahrhunderten das Klima

von Westpreußen, wie von der ganzen Provinz Preußen, milder und angenehmer gewesen sei. Wir haben beglaubigte Nachrichten, daß Weinberge bei Thorn, Elbing, Jastrow und an mehreren Orten in Westpreußen bis ins 17. Jahrhundert hinein existirt haben, welche einen trinkbaren, guten Wein lieferten. Daß diese Weinberge deshalb eingegangen seien, weil der verfeinerte Geschmack des Publikums sich ihren Producten entfremdet habe, wie Einige glauben, ist sehr unwahrscheinlich. Es liegen uns keinerlei Thatsachen vor, welche uns zwingen könnten, anzunehmen, daß unsere Vorfahren im Mittelalter in dieser Beziehung einen weniger feinen Gaumen hatten, als wir selber. Im Gegentheil finden wir, daß sie Feuer und Bouquet der französischen und spanischen Weine sehr wohl zu würdigen wußten. Auch waren sie keineswegs zu arm, um sich fremdländische Weine zu verschaffen. Die inländischen Weine wurden — neben den ausländischen — gerade in der Zeit am meisten getrunken, wo Preußen für das reichste Land in ganz Ost-Europa gelten konnte.

Es ist von Naturforschern behauptet worden, daß die Erde, oder wenigstens ihre Nordhälfte, sich seit ca. 600 Jahren bedeutend abgekühlt habe. Rechnet man dazu, daß die Ausrottung der Wälder, namentlich auf den Bergspitzen, den rauhen Nordostwinden Thür und Thor geöffnet hat, so wird man begreifen, daß die Extreme der Kälte und Wärme, was für den Weinbau wesentlich, jetzt weiter auseinanderliegen. Nach Lippe (l. l. S. 17) war das Waldareal in Westpreußen in dem Zeitraum von 1772 bis 1822, also schon zu Preußischen Zeiten, wo man der systematischen Waldvertilgung bereits von Amtswegen steuerte, auf ein Dritttheil seiner selbst herabgesunken. Was mag also in dieser Beziehung zu Polnischen Zeiten geschehen sein, wo sich Niemand um die Wälder kümmerte, und wo Waldbrände zu den gewöhnlichsten Ereignissen des Tages gehörten, ja oft geflissentlich herbeigeführt wurden, um den Boden zu klären. Wendet aber Jemand ein, daß ein gleichmäßiges, feuchtes Klima, wie es sich in sumpfigen Waldgegenden zu erzeugen pflegt, doch den Weinbau ebensowenig begünstige, als das jetzige trockene Klima

mit seinen weitauseinanderliegenden Temperatur-Extremen: so erwidern wir, daß eben, so lange das Land von Sumpf und Wald völlig erfüllt war, d. h. ungefähr um die Heidenzeit, niemals von Weinbau in Preußen die Rede ist; daß aber dieser Weinbau gerade in die Mittelperiode d. h. in den Zeitpunkt fällt, wo bereits die Wälder hinreichend gelichtet waren, um die Luft zu entfeuchten, aber noch nicht so weit ausgeholzt, daß sie die Nordoststürme durchließen, wie es gegenwärtig der Fall ist. Es hat jedoch der mannichfaltige Witterungswechsel in Westpreußen auch etwas Gutes. Er verhindert nämlich, daß völlige Mißernten eintreten. Wenigstens ist dieses für den größten Theil des Westpreußischen Ackerbodens, d. h. denjenigen giltig, welcher vorzugsweise zum Roggenbau geeignet ist.

Das Weichselthal hat wegen seiner günstigen Lage zwischen den beiden Höhenzügen von der eben beschriebenen Ungunst der Witterung weniger zu leiden. Doch wird die größere Milde des Klima's, deren es sich erfreut, durch die Gefährdungen des Wassers, denen es ausgesetzt ist, mehr als ausgeglichen.

Der Weichselstrom ist in ähnlicher Weise ungeberdig, wie das Westpreußische Klima unwirsch ist. Die Tücken dieses Stromes, der sich seine Wohlthaten theuer bezahlen läßt, obwohl auch in dem mittleren und oberen Laufe nicht unerheblich, übertreffen in dem unteren Laufe jede Vorstellung.

Man meint, daß ehemals in vorhistorischen Zeiten die Weichsel sich durch das Netzethal gewühlt und in die Oder-Mündung ergossen habe. Das Netzethal war damals — so lautet die Hypothese — ein großes Seebecken, wovon der Goplo-See als Ueberbleibsel zu betrachten ist. Zur Zeit des Ritterordens bestanden im Ganzen schon die jetzigen Verhältnisse; doch bildete die Weichsel an vielen Stellen, wo es jetzt nicht der Fall ist, morastige Lachen, die man erst austrocknen mußte, um Land zu gewinnen. Fast die ganze Westpreußische Weichselniederung besteht aus solchem ausgetrockneten Morastboden; sie liegt noch gegenwärtig niedriger als die Weichsel-Ufer, und muß durch

Dämme gegen die Ueberschwemmungen der Weichsel geschützt werden.

Eingezwängt durch Dämme, bemüht sich nun die Weichsel, ihre Tücke auf andere Art zu beweisen, indem sie sich auf dem ihr verbliebenen Terrain fortwährend verändert. Noch im Jahre 1840 hat sie sich einen neuen Mündungsarm (die neue Danziger Weichsel) geschaffen, welcher bei Neufähr in die Ostsee geht. Täglich bildet sie sich vor unsern Augen neue Sandbänke und Inseln („Kempen"), während sie die älteren Alluvionen mit sich fortreißt. Die unglücklichen Besitzer solcher Weichselkempen schweben daher in fortwährender Gefahr, daß ihnen ihre Besitzthümer über Nacht entrissen werden; und mancher von ihnen, der sich mit der Hoffnung auf eine gute Ernte zu Bette legte, hat beim Erwachen das Land, auf welchem diese Hoffnung beruhte, nicht mehr vorgefunden, weil es die Weichsel mit sich fortgeschleppt.

Durch ununterbrochene Alteration ihres Bettes und Ufers, durch Versandung und Verschlammung erschwert die Weichsel auch den Schifffahrtsbetrieb auf das Aeußerste. Kähne und Traften bedürfen fast überall erfahrener Lootsen, um vorwärts zu kommen und müssen dennoch — bei kleinem Wasser — oft liegen bleiben.

Größeren Gefahren aber sind die Anwohner dieses treulosesten aller Flüsse zur Zeit des Eisganges ausgesetzt.

Da die Weichsel von Süden nach Norden fließt, so folgt, daß das Eis in den wärmeren Quellgegenden bereits in Bewegung ist, während es in den kälteren Mündungslanden noch fest anliegt. Hierdurch entstehen dann Stopfungen von Eismassen, die stellenweise das ganze Bett erfüllen und das daraus vertriebene Wasser über die Ufer stoßen, bis es die Deiche durchbricht oder überschreitet. Die so beschädigten Landbesitzer können sich aber nicht, wie die Nilanwohner, damit trösten, daß der Flußschlamm ihre Felder dünge; denn da die Weichsel ein großentheils sandiges Bett hat, pflegt sie die inundirten Gebiete zu versanden, so daß sie auf längere Zeit dem Ackerbau entzogen sind. Ja selbst im Sommer kann der Niederunger seines

Lebens kaum froh werden; er sieht mit Sorge dem Sommer-Hochwasser entgegen, welches seine üppig aufgeschossenen Saaten zu ersäufen droht. Denn, wenn der Schnee auf den Karpathen schmilzt, was jährlich im Hochsommer geschieht, schwillt manchmal der Weichselstrom zu ganz ungewohnter Höhe an.

So muß der Anwohner des Weichselufers, einem Kriegsmann gleich, fast immer auf Wache stehen. Oft kämpft er einen ungleichen Kampf; aber eben so oft gelingt es ihm, die überreiche Ausbeute, welche sein Marschboden ihn hoffen läßt, zu retten. Eine vortreffliche Deichordnung, deren Muster uns Holland — das Mutterland vieler unserer Colonisten — lieferte, läßt ihn alle Vortheile einer wohlorganisirten Association genießen. Ja, die Niederung ist so recht das Land der Associationen; nirgend fühlt man, wie hier, den Werth des Zusammenwirkens von Menschenkräften. Hier war es, wo man in einer Zeit, da Westpreußen in die Barbarei zurückzusinken schien, welcher es durch den Ritterorden entrissen worden, noch unter der Polnischen Herrschaft, im Jahre 1623, sich auch gegen die Feuersgefahr vereinigte, wie man es gegen die Wassersgefahr schon längst gethan. Die Tiegenhöfer Feuerordnung, welche aus dem genannten Jahre stammt, ist eine der ersten Associationen dieser Art, welche überhaupt bekannt geworden.

Der landschaftliche Character der Niederung ist einförmig. Kein Wald, kein Hügel wirkt anregend auf die Phantasie des Bewohners ein. Wasser und graue Weiden sind die einzigen Gegenstände, mit denen die flachen Landstrecken abwechseln. Während der Uebergangsjahreszeit bleiben Menschen und Pferde im Lehm stecken (für die Post von Marienburg nach Tiegenhof war dies ein so gewöhnliches Ereigniß, daß man sie zeitweise aufgab), der gegenseitige Verkehr beschränkt sich auf ein Minimum. Desto heimischer fühlt man sich in den buntangestrichenen Bauernhäusern, namentlich im Winter, wo das zum Schlittschuhlauf und Schlittenfahren einladende Eis den Verkehr belebt. Auch im Sommer gewähren die altväterischen, aber

zweckmäßig eingerichteten, kühlen Vorlauben einen angenehmen, traulichen Aufenthalt.

Den Stock der Niederungen in Westpreußen bildet das große (Marienburger) Werder, welches zwischen Altweichsel und Nogat belegen ist.

Freilich muß man zwischen Werder und Niederung unterscheiden. Die Werder liegen höher, als die Niederungen und heben sich von den letzteren ganz merklich ab. Eine Linie von dem Punkte ab, wo nahe bei Tiegenhof der Schwentefluß den Namen Tiege annimmt, bis an die Elbinger Weichsel, bildet die Grenzscheide zwischen dem großen Werder und seiner Niederung.

An das große Werder schließt sich das kleine Werder (und Niederung) am rechten Nogat-Ufer, ferner die Elbinger und die Sorge-Niederung. Die Elbinger Niederung wird von dem schiffbaren Elbingflusse, welcher aus dem Drausen-See kommt, durchflossen.

Links der Altweichsel finden wir die Danziger Niederung. Weiter stromauf ziehen sich dann einzelne Niederungsstrecken, welche nach nahe belegenen Städten — als Culmer Niederung, Schwezer Niederung, Thorner Niederung — genannt werden.

In Bezug auf die Wassersnöthe in der Niederung verhielt sich der große König im Anfange ebenfalls ungläubig (Lippe l. l. S. 106). Wohl schwebte ihm das goldene Zeitalter der Niederung zur Zeit des Ordens vor, wo mehre der beregten Uebelstände noch nicht in gleichem Maaße vorhanden waren. Das Weichselbett war in dieser Zeit bei weitem nicht so versandet, wie gegenwärtig; auch waren in den oberen Weichselländern wegen mangelnder Cultur noch nicht so viele Gräben gezogen, welche das Frühjahrswasser in den Fluß leiteten.

So stand es mit Boden und Klima in Westpreußen. Sehen wir uns jetzt seine Leute an! —

Die Frage nach den Urbewohnern Westpreußen's fällt mit der Frage nach den Urbewohnern des nördlichen Europa

überhaupt zusammen. Von welcher Race diese gewesen seien, das ist noch immer nicht ausgemacht. Jedenfalls waren es dieselben, von welchen die neuerdings in Pommern so zahlreich aufgefundenen Pfahlbauten herrühren. Von westlich und südlich andrängenden Feinden bestürmt, thürmten sie hier wohl jene räthselhaften Erdwälle auf, welche sich fast etappenartig von Rügenwalde bis Kalisch längs der alten Römischen Handelsstraße hinaufziehn.*) Nach erlittener Niederlage flohen dann wohl einzelne Ueberreste auf abgelegene Seebecken, wo sie in ihren Pfahlbauten den Siegern noch längere Zeit Trotz boten.

*) Vgl. meine Schrift über den Kreis Flatow, Thorn 1867 S. 19, 20. Ueber die gedachten Erdwälle sind bisher vorzüglich drei Hypothesen aufgestellt: 1) sie seien Kaufstätten gewesen, die man für die Römischen Kaufleute errichtet hätte 2) sie seien Kriegsschanzen, zur Abwehr eines Feindes aufgeführt 3) sie seien die Ueberbleibsel befestigter Lager, welche die Gothen auf ihrer Wanderung von Skandinavien nach dem Schwarzen Meere stationsweise aufgeschlagen. Der ersten Meinung widerspricht Größe und Umfang dieser Erdhügel, die man in einer so uncultivirten Zeit, wie die angenommene, um des bloßen Handels willen gewiß nicht geschüttet hätte. Der dritten Meinung stellt sich der Umstand entgegen, daß sich solche Erdhügel auch in südlicher, ja entgegengesetzter Richtung vorfinden (bei Nakel, bei Bromberg und bei Gr. Wöllwitz im Flatower Kreise.) Auch liegen sie für eine Etappenstraße an vielen Stellen, z. B. bei Flatow und bei Wongrowiec zu nahe bei einander. Auch die zweite Vermuthung, der wir uns oben angeschlossen, stößt auf Schwierigkeiten. Es fragt sich nämlich, warum die Schanzen in einer Gegend gezogen seien, welche als politische oder Naturgrenze nirgends hervortritt, und deren Wichtigkeit als militärische Position nicht ersichtlich ist. Es fallen jedoch diese Bedenken hinweg, wenn man in Erwägung zieht, daß gerade auf dieser Strecke eine merkliche Elevation des Bodens überhaupt stattfindet, welche auch auf neueren Karten verzeichnet ist. In Zeiten also, wo Sumpf und Wasser im Lande vorherrschten, war dieser Weg eine förmliche Brücke, welche von der Ostsee nach dem Schwarzen Meere führte. Auch diejenigen Erdwälle, welche eine von dem Hauptwalle verschiedene Richtung verfolgen, sind großentheils an jetzt noch bestehenden Sümpfen angelegt (z. B. der Erdwall bei Gromadden am großen Netzbruch). Es bildeten also diese Erdwälle für etwaige Sumpfbewohner eine so günstige militärische Position, wie nur möglich. Daß dann späterhin diese Riesenwälle (wolotówki, tumuli gigantum) als Wegezeichen galten und benutzt wurden, ist erklärlich genug.

Nach Abzug der Urbewohner haben in Westpreußen geraume Zeit Gothische Stämme gewohnt, zwischen und unter denen — vielleicht als Unterthanen, vielleicht als Bundesgenossen — schon vor der Völkerwanderung Slaven und Letten saßen. Bald nach Beginn der großen Völkerwanderung finden wir denn diese Slaven und Letten als die einzigen Bewohner vor, mit der Maßgabe, daß die Slaven links, die Letten aber rechts der Weichsel ihren Wohnsitz haben.*)

Vielleicht hieß dieser alte Weg wegen seiner verhältnißmäßigen Höhe der „helle (d. i. hohe) Weg," und wohnte hier bis zur Völkerwanderung derjenige Deutsche Stamm, welcher den Namen „Helveconen" trägt. Es mag ein Unterstamm der Burgunder gewesen sein.

*) So wie die später „Preußen" genannten Letten (Ostiaeer, Aisten, Aesthyer, Esthen) mit den Gothen gleichzeitig in Preußen saßen (schon 320 v. Chr. Geb. erscheinen sie neben den Guttones): so haben wahrscheinlich Slaven ebenfalls mit den Gothen gleichzeitig in Preußen gewohnt. Die erste authentische Nachricht darüber bringt Claudius Ptolemäus (ca. 170 n. Chr. Geb.), welcher neben den Gothen die Wilzen nennt. (Auch die Kossiner des Artemidor werden wohl Slaven gewesen sein.) Die Wilzen erscheinen also an der Preußischen (d. i. Pommerellischen) Küste, um dieselbe Zeit, in welcher man daselbst Germanen zu suchen berechtigt ist. Da sie gleich unter ihrem eigenen Slavischen Namen auftreten, so scheint es, als ob sie sich von einer Fusion mit Germanen fern gehalten. Vielleicht wohnten sie auch von ihnen abgetrennt, in der Art etwa, daß die Germanen nicht sehr weit westlich über die Weichsel hinaus wohnten und einen großen Theil der jetzigen Pommerellischen Küste frei ließen. Desgleichen: sollte „Witland", (die frische Nehrung) wie gar nicht unwahrscheinlich, ehemals eine große Insel gewesen sein, welche der Ostpreußischen Küste vorlag, so ist es möglich, daß diese Insel ganz von Gothen besetzt gewesen, während im ganzen Binnenlande südlich dieser Insel die Letten wohnten. Daß diese Letten noch bis ins 11. Jahrhundert hinein Gothen hießen, ist bekannt. — Als Gothische Unterstämme an den Weichsel-Ufern betrachten wir: die Ulmerugier (Holmrygr), Gepiden (nach denen das Weichselbelta Gepidojos hieß), die Widivarier (Withinge.) — Im Netzedistrict wohnten die Burgunder, welche, wie es scheint, erst nach den Gothen abzogen, ihr Land den in der Nähe wohnenden Lechischen Stämmen (Paluken, Kujaven u. a.) überlassend. In ihrem Lande lag Askaucalis, welches man für Nakel hält (der Name ist vielleicht aus „Askau" = „Schiffau" und „Kalis" = „Sumpf"

Mehr, als ein Jahrtausend, saßen hier diese Stämme, in größter Abgeschiedenheit von der übrigen Welt. Unberührt von den Raubzügen der Hunnen und Awaren, denen ihre südlicheren Stammesgenossen und Nachbarn zum großen Theile erlagen, unberührt von den Germanischen Rückstößen, welche sich nicht so weit nach Osten erstreckten, wenig beunruhigt von den Skandinavischen Seekönigen, welche es vorzogen, sich reichere Beute zu verschaffen, von dem Ehrgeiz der Polnischen Könige wenig geschädigt, welcher wegen mangelnder Einheit im Innern dauernd Erfolge zu erzielen außer Stande war — versunken im Heidenthum, ohne Bedürfniß einer Cultur, die sie nicht kannten — vegetirten sie von Jahrhundert zu Jahrhundert, bis endlich das Kreuz in ihren Grenzen erschien und in ihnen eine Gährung erzeugte, welche mit ihrer Civilisation oder Vernichtung schließen mußte.

---

zusammengesetzt.) — Die Reidgothen, welche nach dem Song of the Traveller (7. oder 8. Jahrhundert nach Chr. Geb.) mit den Hunnen im Kampfe liegen, möchten wir für Letten (Stamm-Preußen) halten, die um den Besitz des Weichseldelta's mit den Slaven (Ostwilzen oder Pommern) kämpfen. Daß die Slaven öfters mit den Hunnen verwechselt werden, ist anerkannt; daß die Stamm-Preußen „Reidgothen" genannt werden, wird Niemand auffallen, der da weiß, daß sie noch zur Zeit des Boleslaw Chrobri „Gothen" heißen. Der Kampf endigte zu Ungunsten der Stamm-Preußen, wie wir daraus ersehen, daß, als der Ritterorden nach Preußen kam, sich das Weichseldelta und Witland in der Hand der Slavisch-Pommerellischen Herzoge befand. — Befragt man die Idiome der Stamm-Preußen und Kassuben, so lassen diese eine Mischung mit Gothischen Elementen kaum erkennen. Auch das echte Polnische weist altgermanische Elemente nur in geringer Anzahl nach. Jedoch können wir uns der Vermuthung kaum entschlagen, daß die beiden räthselhaften Poln. Benennungen für „Fürst" und „Priester" „książę" und ksiądz" mit dem gleichnamigen Burgundischen „hendinos" und „sinista" zusammenhängen. Den Namen Reidgothen, der ursprünglich gewiß wirkliche Gothen bezeichnete, welche im „Ried" d. h auf schilfreichem Wiesengrunde wohnten, wie er an der Weichsel und Nogat gefunden wird, möchten wir mit „Greuthungen" zusammenstellen, welches wir von Gereuth = Ried ableiten (sonst wird es bekanntlich = Griuzing Höhlenbewohner oder Steppenbewohner gesetzt.)

Das Christenthum, auf der Spitze des Degens getragen, wie es damals Sitte war, drang zwar zunächst durch Vermittelung der von ihm schon früher ergriffenen Polen ein. Jedoch bedienten sich dieselben auf beiden Seiten Deutscher Hilfe, um es auszubreiten. Zwar links der Weichsel genügten Deutsche Mönche, das Land unter Polnischem Schutze zu christianisiren; auf der rechten Weichselseite aber sahen sich die Polen genöthigt, für das Bekehrungsgeschäft Deutsche Ritter heranzuziehn. Auf der rechten Seite griff eine völlige Germanisirung, auf der linken eine partielle Platz.

Die rechts der Weichsel belegenen Theile der Provinz Preußen wurden nach einem 53jährigen wechselvollen Kampfe (1230—83) christianisirt. Der Christianisirung folgte die Germanisirung auf dem Fuße nach. Beherrscht von Deutschen Kriegsmännern und überall durchsetzt von Deutschen Kolonisten, welche den Kriegsleuten in das Land folgten, konnte die besiegte und gedemüthigte Lettische Nationalität nicht mehr widerstehen; sie ging in der Deutschen auf. Zur Zeit der Reformation gab es nur wenige — meistens Samländische — Dörfer, wo die Altpreußische Sprache noch gesprochen ward; in dem Westpreußischen Landestheil scheint sie schon am Ende des 15. Jahrhunderts verschwunden zu sein. Als dieser Antheil (1466) Polnisch wurde, war er bis auf wenige Gegenden des Culmer Landes und der Löbau, wo auf dem Lande Polen saßen, ein rein deutsches Land.

Anders verhielt es sich mit dem links der Weichsel belegenen Pommerellen-Land.

Dieses Land hatte sich zum Christenthum in einer mehr friedlichen und allmäligen Weise schon vorher bekehrt. Bevor noch der Deutsche Orden seinen Fuß auf Altpreußischen Boden setzte, standen im Pommerellen-Lande Kirchen und Klöster, als deren Wohlthäter und Beschützer die Stammherzoge des Landes selbst auftraten. Während dieser Zeit beschränkte sich die Germanisirung des Landes auf Ansätze in den kleinen Städten, einige

klösterliche Districte und die Stadt Danzig, welche als Handelsstadt fremden Elementen am meisten bloß lag.

Erst mit der Occupation des Landes durch den Deutschen Ritterorden (1308) beginnt die Germanisirung im größeren Maßstabe. Die Deutschen Ansätze in den Städten erweitern sich zu einer Deutschen Gesammtbürgerschaft; neue Städte entstehen, von vorne herein mit Deutschen Einzöglingen besetzt. Die Weichselniederung erfüllt sich mit Deutschen, welche ihren Brüdern auf dem anderen Ufer die Hand reichen. Das platte Land im südöstlichen Theile, welcher unter dem 33jährigen Pommerellischen Kriege am meisten gelitten hatte, bevölkert sich mit Deutschen Colonisten, und viele wüste Slavische Dörfer erhalten völlig deutsche Bewohnerschaft.

Als das Land (1466) wieder polnisch ward, konnte man die Städte als völlig germanisirt betrachten. Von dem platten Lande war die Niederung entschieden deutsch, die Höhe getheilt zwischen Deutschthum und Slaventhum.

Während der Polnischen Herrschaft (1466—1772) wurden die Dörfer des Culmer und des (später) sogenannten Michelauer Landes (d. i. der Kreise Straßburg und Löbau) fast gänzlich polonisirt. Auch die Städte der beiden Landschaften nahmen Polnische Elemente in Menge auf. Bei der Preußischen Besitznahme fand man als rein-deutsche Districte hier nur noch das Gebiet der Stadt Thorn nebst der Thorn-Culmer Niederung vor.

Geringeren Erfolg hatten die Polonisirungsversuche in der Woywodschaft Marienburg. Die Städte Marienburg, Elbing, Tolkemit, Neuteich und Christburg waren, gleich dem sie umgebenden platten Lande, deutsch verblieben. Nur Stadt und Starostei Stuhm hatten eine bedeutende Polonisirung erlitten, da die ihnen vorgesetzten Starosten im 17. und 18. Jahrhundert zahlreiche Polnische und Kassubische Elemente hineingezogen hatten.

In Pommerellen bewirkte die Polnische Herrschaft, daß der Kampf zwischen den Deutschen und Slavischen Elementen,

welcher in dem Höhenlande nordöstlich der Brahe noch schwebte, zu Gunsten des Slaventhums ausschlug. Die Niederung dagegen und das Höhenland, welches südwestlich der Brahe liegt, blieben den Polonisirungsversuchen unzugänglich. Das Einzige, was man hier erreichte, waren geringe Ansätze des Polenthums in den kleineren Städten, sowie partielle — gewöhnlich durch Recatholisirung vermittelte — Polonisirungen Deutscher Edelleute*) und Bauern auf dem Höhenlande.

Den Netzedistrict betreffend, so hatte seine ethnographische Entwickelung mit derjenigen des südwestlichen Pommerellen die größte Aehnlichkeit. Ansätze von Deutschen in Städten und geistlichen Dörfern fanden hier zu gleicher Zeit, aber in größerem Maßstabe, als in Pommerellen, statt. Templer, Johanniter, Cisterzienser und Kreuzherren von Miechow hatten hier so gut vorgearbeitet, daß selbst die nationale Reaction des 15. Jahrhunderts hier nichts mehr ausrichtete. Polnische Gutsherrn und Prälaten setzten das begonnene Werk mit einem Eifer fort, der von demjenigen der Deutschen Ritter in Pommerellen kaum übertroffen ward. Zur Zeit der Reformation erhielten die Deutschen Elemente durch Colonisten aus Hinter- und Vor-Pommern, die wohl der drohenden Leibeigenschaft entgehen wollten, einen neuen Zuwachs und erstarkten in einem Grade, daß die nach den Schweden-Kriegen mehrfach eintretende national-polnische Reaction ihrer nicht mehr Herr wurde. Im Jahre 1772 war das Deutschthum in den Städten des Netzedistricts fast überall vorherrschend, auf dem platten Lande machte es einen achtbaren Bruchtheil aus.

---

*) Ein großer Theil des Deutschen Adels im Lande hat sich allerdings polonisirt. Doch muß man sich vor zu großer Verallgemeinerung des Satzes hüten. Da die Landessprache in Gericht und Aemtern während des 15. und 16. Jahrhunderts die Deutsche war, so erscheinen zuweilen Leute unter völlig deutschem Namen, welche entschieden Polen waren. Umgekehrt erscheinen im 17. und 18. Jahrhunderts wo die Gerichtssprache in den Groden polnisch war, oft Leute mit polnischen Namen, die entschieden der deutschen Nationalität angehörten.

Die Sprachen- und Nationalitätsverhältnisse lagen also zur Zeit der Preußischen Besitznahme etwa folgendermaßen:

Das Weichselthal sammt dem großen Delta war fast überall von Deutschen besetzt. Von der Höhe enthielten vorzugsweise deutsche Bevölkerung 1) das Land, welches im Norden der Ossa 2) das Land, welches im Südwesten der Brahe gelegen ist. Eine vorzugsweise Slavische Bevölkerung dagegen fand sich in den Complexen 1) südlich der Ossa 2) nordöstlich der Brahe vor.

In den vorzugsweise Deutschen Gebieten nördlich der Ossa bildete die Stuhmer Starostei, in welcher Polnisches Wesen vorherrschte, eine kleine Sprachinsel. In dem vorzugsweise Polnischen Gebiete nordöstlich der Brahe fanden sich kleine deutsche Sprachinseln um die Städte Danzig, Schöneck, Berent und Neustadt (Weyhersfrei), wo die schon frühzeitig angesiedelten Deutschen, durch Umstände begünstigt, der Polonisirung mit Erfolg widerstanden hatten.

Im Ganzen fand also noch immer dasselbe Verhältniß, wie 1466, statt. Die Niederung war deutsch, während die Höhe sich unter die beiden Nationalitäten vertheilte, mit der Maßgabe, daß hier die Polnische Nationalität numerisch überwog.

Unterscheiden wir Stadt und Land, so war die Deutsche Sprache in den Städten, die Polnische auf dem platten Lande vorherrschend. In dem vorzugsweise Polnischen Sprachgebiete südlich der Ossa und nordöstlich der Brahe konnten sämmtliche Städte als Deutsche Sprachinseln gelten, weil die Gerichts- und Umgangs-Sprache in ihnen vorzugsweise die Deutsche war.

Die Deutschen Complexe standen mit einander durch eine schmale Sprachbrücke, welche das Weichselthal von Thorn—Schulitz bis Graudenz—Warlubien bildete, in Verbindung; die vorzugsweise Polnischen Complexe waren durch die Deutsche Niederung von einander abgetrennt.

Unterscheiden wir die socialen Klassen, so war der Adel und der Bauernstand mehr polnisch, während im Bürgerstande das Deutschthum bei weitem vorwog.

Von der Gesammtbevölkerung Westpreußens d. h. des eigentlichen Westpreußens konnte man — wenn man die Städte Danzig und Thorn hinzugefügt — ziemlich die Hälfte auf die Deutsche Seite schreiben, während die andere Hälfte für das Slavische (Polnische oder Kassubische) Element verblieb.*)

Die Deutsche Bevölkerung in Westpreußen war im Ganzen mit der Einverleibung in die Preußische Monarchie wohl zufrieden. Der Deutsche Bürger und Bauer sah sich von den Bedrückungen des Adels und der Geistlichkeit, unter denen er geschmachtet hatte, erlöst; die wenigen Ueberreste des Deutschen Landesadels begrüßten eine Staatsveränderung, welche sie vor Religionsverfolgungen sicherte und ihnen das Recht auf Staatsämter wiedergab, mit Freuden. Alle Stände dieser Nation — so weit sie evangelischen Glaubens waren — konnten einer Regierung, die ihnen die größten Vortheile versprach, unmöglich abhold sein.

Es war aber ein Geist der Schlaffheit in den Deutschen Elementen des Landes, wie ihn nur eine jahrhundertlange Unterdrückung, gegen welche man stets vergeblich ankämpft, erzeugen kann.

Allerdings ging diese Ermattung damals durch das ganze Land, ja eigentlich durch ganz Europa, hin. Es war das

*) Nach Lippe I. I. S. 94 ff. wurde 1784 angenommen, daß sich die Catholiken in Westpreußen zu den Protestanten, wie 5 : 3, verhielten. Hierbei ist die (fast durchweg) lutherische Bevölkerung der Städte Danzig und Thorn nebst ihren Territorien nicht mitgerechnet. Setzt man diese hinzu und stellt dann die Zahl der Catholiken mit derjenigen der Polen, die Zahl der Evangelischen mit derjenigen der Deutschen gleich: so wird das Ergebniß von dem oben gewonnenen wenig abweichen. Ueber die Berechtigung dieser Identification werden wir weiter unten Rechenschaft ablegen. Hier bemerken wir, daß compacte Ansammlungen von Catholiken Deutscher Zunge nur in den Aemtern Tuchel und Dt. Crone (auch hier bloß in geringer Menge) vorhanden.

Zeichen einer absterbenden Zeit, welche keinerlei Galvanisationen mehr erwecken konnten. Erst mit der großen Revolution von 1789, welche, wie ein Gewitter, die politische Schwüle durchbrach, begann wieder neues Leben.

Trotz der Aufregungen des Conföderationskrieges war selbst die muntere, lebhafte, Polnische Nation in eine Art von paralytischem Zustand gerathen. Der beste Beweis ist, daß die Preußen eine Provinz von dem Umfange Westpreußens fast ohne Schwertstreich besetzen konnten. Selbst bei Errichtung der Grenzbäume und Aufhissung der Adler passirte nicht ein Exceß. Ein Theil des Polnischen Adels, ja sogar der Geistlichkeit, war Preußischen Reformen nicht abgeneigt. Es war die Zeit, wo Polnische Gräfinnen ihre Einverleibung in Preußen beantragten und Polnische Geistliche versicherten, daß ihr Blut „auf Preußischer Seite walle."

Bei den Deutschen zeigte sich diese universelle Erschlaffung in einem grelleren Lichte, da sie mit einer gräßlichen Demoralisirung gepaart erschien. Man wird sie begreifen, wenn man den eigenthümlichen Character der Polnischen Herrschaft in Erwägung zieht.

Gegen ein eisernes Joch, wie etwa das Türkische, wird eine starke, zähe Nation, wie die Deutsche, namentlich in dem hier vorzugsweise vertretenen Niedersächsischen Stamme ist, sich wild emporbäumen; es wird entweder biegen oder brechen müssen. Der intermittirenden Polnischen Tyrannei gegenüber, welche — dem weiblichen Character der Nation gemäß — bald pochte, bald schmeichelte, bald schlug, bald wieder besänftigte, befand sich der ehrliche, allen Ränken und Intriguen fernstehende Deutsche völlig ohne Waffen — sie verblüffte und verdummte ihn. Schloß ihm der catholische Parochus seine evangelische Kirche zu, zwang ihn der Starost, des verbrieften Rechtes nicht achtend, zu Hand- und Spanndiensten — so gerieth er vielleicht in Zorn und drohte mit Auswanderung. Kam dann aber eine freundliche, in die verbindlichsten Formen gekleidete, Andeutung, daß man den Tempel gegen einige Hüte Zucker oder Pfunde

Eibeben wieder öffnen würde; daß man auf die Hand- und Spanndienste gegen ein mäßiges unpräjudizierliches Geldgeschenk verzichte, so war der Deutsche Michel wiederum versöhnt. Bereitwillig glaubte er an die gemachten Versprechungen und leistete das geforderte Opfer in der Ueberzeugung, daß er fortan für alle Ewigkeit Ruhe haben werde. Aus dieser Ueberzeugung binnen Kurzem durch neue Bedrückungen wieder aufgeschreckt, wiederum bedroht und gehätschelt, ging er aufs Neue in die gestellte Falle; und so wiederholte sich denn dieser Prozeß ins Unendliche.

Hellere Köpfe unter den Deutschen, namentlich die Stadtbürger, zeigten einen größeren Ueberblick. Sie benutzten die Polnische Politik, deren Schwäche sie durchschauten, um ihre particulären Pläne durchzusetzen. Hieraus entwickelte sich jene Art von unmoralischer Pfiffigkeit, wie man sie in despotisch regierten Ländern, deren amtliche Organe Bestechungen zugänglich sind, sehr häufig findet. Damals war es, wo sich in den Westpreußischen Städten jenes philisterhafte Raffinement entwickelte, das sie von der durch einfache Geradheit berühmten, Ostpreußischen Art so unvortheilhaft unterscheidet.

Dazu kam, daß man — aus Rücksicht der Polonisirung — das Stadtregiment vielfach in Hände gelegt hatte, die ihm nicht gewachsen waren.

Um das Gesetz durchzuführen, daß eine gewisse Anzahl von Katholiken im Rath sitzen müsse, blieb nichts übrig, als ärmliche Handwerker, ja selbst Tagelöhner Polnischer Zunge — andere Polnische Elemente gab es in den meisten Westpreußischen Städten kaum — welche des Lesens und Schreibens unkundig waren, in die Versammlung der Stadtväter aufzunehmen. Wohlhabende und intelligente Deutsche Stadtkörper geriethen nicht selten in die Lage, einem armseligen Polnischen Töpfer oder Fischer gehorchen zu müssen, der seinen Namen nur mit Mühe schrieb. Die Niedergeschlagenheit, welche ein solcher Zustand anfangs erzeugte, wich bald der Erwägung, daß ein armer Pole viel leichter zu bestechen sei, als ein reicher.

Von welcher Beschaffenheit aber die Deutschen waren, welche von der Polnischen Regierung solcher Aemter für würdig gehalten wurden, läßt sich wohl denken. Es waren Abenteurer und Auswürflinge aller Art, die ihrer Nation Schande machten — von jener Sorte, welche noch gegenwärtig in Russisch-Polen grassirt, von jener Sorte, welche die Schuld trägt, daß sich der Pole vom Deutschen einen ganz falschen Begriff gebildet, indem er ihn — das Urbild der Geradheit und Einfachheit — für einen geborenen Mantelträger und Betrüger hält.

Ein Augiasstall war in den Städten auszumisten, welcher nicht schlimmer sein konnte. Die Bauern aber setzten allen Verbesserungsplänen des großen Königs die Kraft des passiven Widerstandes entgegen, welche unter der Polnischen Unterdrückung eher gestiegen, als gesunken war. Die einzigen Deutschen im Lande, welche den König in seinen Bestrebungen unterstützten, waren die Reste des Deutschen Adels: die Dönhof, die Goltz, die Borcke, die Rittberg, die Krockow und die Kayserlingk.

Die Polen nahmen dem gegenüber — mit Ausnahme des erwähnten Bruchtheils — eine direct feindliche Stellung ein.

Der Adel, welcher in dem Polnisch verbliebenen Antheil Güter hatte, verließ das Preußische Gebiet und betrachtete fortan seine in Preußen belegenen Besitzungen, wie ein Englischer Absentee-Lord seine Irischen Gründe — als Ausbeutungsstücke, deren Erträgnisse er sich nach Polen senden ließ, um sie dort zu verzehren. Die Kleinedelleute in der Tuchler Heide weigerten sich thatsächlich, als man auf Auslieferung ihrer Waffen drang; und es bedurfte erst einiger Husaren-Commando's, um diese Forderung durchzusetzen. Als später die Behörde sie aufforderte, ihre Söhne auf das Culmer Cadettenhaus zu bringen, suchten sie Ausflüchte, ja sie versteckten ihre Söhne, um sie vor einer Wohlthat zu bewahren, welche nach ihrer Meinung von „Danaern" angeboten ward. Nur die aus dem Bütow-Lauenburgischen stammenden Edelleute hatten sich rasch mit der Prußifizirung ausgesöhnt und traten gern in den Preußischen Kriegsdienst. Abgehärtet, tapfer, voll militärischen Geistes, wie er Familien

eigen ist, deren Ruhm und Wohlstand Jahrhunderte auf ihrem Säbel beruht hat, errangen diese Pommerellischen Edelleute unter dem schwarzen Adler Auszeichnungen, wie sie ihnen unter dem weißen kaum zu Theil geworden. Namen, welche wie Kriegstrompeten erklingen und dem Preußischen Heere noch jetzt zur Zierde gereichen: die York, die Malotke, die Helden-Sarnowski u. a. stammen aus diesen Heiden, aus denen berittene Schaaren sich so oft ergossen, als der Ruf: „wici na pospolite ruszenie“*) durch die Lande ging. Der größere Theil des Polnischen Adels aber verharrte in steter Opposition gegen die Regierung, die ihm so viele Vorrechte entzogen hatte. Denjenigen, die einst um den Königsmantel werben durften, schienen die Königlich Preußischen Epauletten kein hinreichender Ersatz zu sein.

Die Geistlichkeit schenkte der Milde und Schonung, mit welcher der große König sie behandelte, wenig Beachtung, sie hatte Sinn und Gedächtniß nur für dasjenige, was ihr entzogen war. Die ihr erwiesenen Wohlthaten nahm sie ohne Dank als selbstverständlich entgegen, während sie den ihr durch Säcularisirung der Bisthümer und Klöster zugefügten Schaden nicht vergessen konnte. Sie machte sich zum Hauptdepositär jenes patriotischen Grolles, der bald nach des Königs Tode in blutigen Aufständen zum Ausbruch kam. Leute, wie Krasicki, Fürstbischof von Ermeland, dessen unzweifelhaft patriotischer Schmerz durch des Königs Freundschaft gemildert ward, und der Abt von Poln. Crone, Scheunert, ein wirklich Preußischer Patriot, der 1806 die Aufruhr predigenden Briefe des Erzbischofs von Gnesen entzweiriß, gehörten schon damals zu den Ausnahmen.

Ein Polnischer Bürgerstand war kaum vorhanden. Die wenigen Ansätze dazu konnten es nicht verschmerzen, daß ihnen die zu Polnischen Zeiten übertragene Hegemonie entrissen war; sie standen dem unzufriedenen Adel, sobald er die früheren Zustände zurückrufen wollte, jederzeit zur Verfügung.

*) Beim allgemeinen Aufgebote wurden nach uralter Sitte Weidengerten (wici) herumgetragen.

Der Polnische Bauer, der großentheils leibeigen gewesen, befand sich in einem Zustande thierischer Verdumpfung, die ihm jede politische Bedeutung entziehen mußte. Auf den adligen Territorien, wo die Beibehaltung der Leibeigenschaft gestattet war, blieb er, wie zu Polnischen Zeiten, ein Spielball des Grundherrn. Die einzige Wirkung der Preußischen Herrschaft bestand für ihn darin, daß er sich gegen die Excesse grausamer Behandlung, die zu Polnischen Zeiten zwar nicht gerade das Gesetz, aber Sitte und Uebung gestattete, durch die Preußische Regierung geschützt wußte. Auf den Königlichen Domänen nahm er die ihm geschenkte Freiheit ohne Verständniß und Dank entgegen. Die einzige Aenderung, die hier eintrat, war die, daß er aus der unumschränkten Bevormundung des Starosten in diejenige des Geistlichen überging.

Das war das Material, mit dem der große König operiren mußte.

Richtete er Feuerkassen ein, so beutete man sie durch böswillig angelegte Brände aus. Wollte er verhindern, daß man den überflüssigen Dünger in's Wasser werfe, so fragte man, wo er denn sonst zu lassen sei? — Antwortete er, daß man ihn auf die Sandschellen bringe, so erklärte man es für Narrheit, Sandschellen zu cultiviren, während man schwarze Erde hätte. Verbot er, „meilenweit" auseinander zu säen, so säete man wieder zu dicht, so daß ein Halm den anderen ersticken mußte. Ließ er das Abtrennen des Heidekrautes verbieten, so wurde es getadelt, weil es die wilden Bienen schädige. Wollte er Sandschellen durch Lupinen befestigen, so tadelte man es, weil die Lupinen kein Vieh fressen wollte. Ließ er, um den Anbau der Kartoffeln zu befördern, ganze Scheffel davon an die kleinen Wirthe umsonst vertheilen, so schüttete man sie zu fünfzigen in große Löcher, um dann triumphirend sagen zu können, daß dieses giftige Zeug, welches man aus America importirt, weil es die Wilden dort nicht mehr essen wollten, hier zu Lande keine Art habe. Befahl er, die Gärten an den Häusern mit Obstbäumen, statt mit Weiden, zu bepflanzen, so fragte man höhnisch, wovon

man die Scheunen erbauen sollte, wenn nicht von Flechtwerk? — Ermahnte der König, solche Scheunen (deren Werth er pro Stück auf 1 Thlr. 16 gr. angab) künftig nicht mehr zu bauen, vielmehr ordentliche Scheunen von Holz oder Ziegeln aufzuführen: so klagte man, daß es an Ziegeln fehle. Ließ der König dann Ziegeleien errichten, so beklagte man sich, daß die Ziegel zu theuer wären. Bewirkte der König, daß die Ziegel im Preise fielen, so behauptete man, daß man auch zum Ankauf dieser billigen Ziegel kein Geld habe. Streckte der König auch das Geld vor, so verwendete man dieses Geld, wo möglich, in anderer Weise. Kurz: es wiederholte sich das alte Lied von dem widerwilligen jungen Mädchen, deren Topf ein Loch gekriegt hatte.

Trotz aller dieser Hindernisse, welche ihm die „Halbwilden" „Canadier" und „Irokesen," wie Friedrich der Große die damaligen Westpreußen in gerechtem Unwillen bezeichnet, bereiteten; trotz der verschiednen Ungunst, die er von Boden, Klima, Wind und Wetter erfahren mußte, brachte der große König seinen „Zipfel Anarchie" nicht bloß in Ordnung, sondern er schmückte ihn auch auf eine Weise aus, daß man ihn kaum wiedererkannte.

Wüsteneien wurden cultivirt, die Dörfer erhielten Schulen, die Städte Feuerspritzen. Man sah eine reguläre Polizei, eine prompte Justiz, welche man niemals gekannt hatte. Wo irgend eine Verbesserung anzubringen war, gab der König Geld dafür. Er stattete Handwerker aus, die sich in den Städten besetzen wollten; gab fleißigen Mädchen, welche zu heirathen wünschten, Mitgift. Keine größere Freude — wie er selber sagt — konnte ihm zu Theil werden, als wenn es ihm vergönnt war, dem armen Mann ein Haus zu bauen. Er empfing einen Trümmerhaufen und ließ einen Garten zurück. Wenn er nicht „der Einzige" hieße, müßte er „der Erbauer" heißen.

Dennoch hatte diese so glänzende Thätigkeit eine Schattenseite — eine Schattenseite aber, welche kein Sterblicher zu vermeiden im Stande war.

Es ist bereits oben bemerkt worden, daß das Zeitalter des großen Friedrich, das Zeitalter des aufgeklärten Despotismus,

ein Zeitalter absterbender Kräfte war, bestimmt, einem neuen Leben zu weichen. Die Operationen, welche damals aufgeklärte Fürsten mit ihren Völkern vernahmen, machen daher den Eindruck von galvanischen Erregungen, durch welche man kurzathmiges Scheinleben in einen Cadaver bringt. Eine Reform, be welcher sich das Volk so passiv verhält, wie angedeutet, wird dem Samen gleich, der auf steinigten Boden fiel, zwar rasch aufgehen, aber auch rasch verdorren, weil sie keine Wurzel hat.

Es ist eine alte Erfahrung, daß man den Werth einer Sache nicht zu schätzen weiß, die man geschenkt erhält. Wo das Volk gewohnt ist, Alles von der Regierung zu erwarten und selber Nichts thut, als dasjenige, wozu man es nöthigt; wo es die Regierung in keiner Weise unterstützt, ihr nirgend entgegenkommt: muß sich nothwendigerweise ein Zustand erzeugen, wie in der Ehe, wenn die Frau erkrankt, und der Mann, neben der ihm obliegenden Erledigung der Außengeschäfte, nun noch kochen, waschen und nähen muß.

Man hat von Friedrich dem Großen öfters mit Recht gesagt, daß seine Fehler diejenigen seines Zeitalters, seine Tugenden aber sein eigen waren. Grundsätze, wie sie seitdem die erste Französische Revolution in den Gang gebracht, und wie sie jetzt Jedermann geläufig sind, ruhten damals — zum Theil noch unausgesprochen — in der Zukunft Schooße. Viel weniger dachte irgend Jemand — selbst der kühnste Reformator — an ihre Einführung in die Wirklichkeit. Anschauungsweisen, welche gegenwärtig der conservativste Politiker für antiquirt erachtet, die Auffassung des Adels als Kriegerkaste, die haarscharfe Trennung von Stadt und Land, die Unzertrennlichkeit des Handwerkerwohles von der Zunftverfassung, das Werbungswesen, das Mercantilsystem, und ähnliche Dinge — waren damals selbst in der Theorie kaum angefochten, viel weniger in der Praxis.

Bei Friedrich dem Großen war es ein Glaubensartikel, daß nur Adlige sich zu Offizieren eigneten — wegen des angeborenen Ehrgefühls; daß alle aus der Fremde importirte Waaren eine hohe Steuer zahlen müßten, daß Handel und Wandel nur

in den Städten stattzufinden habe. Deßhalb war er auch „vor die Juden (die häufig auf dem Lande saßen) nicht portirt" (Lippe l. l. S. 93). Ebenso hielt er daran fest, daß directe Steuern sich für das Land, indirecte für die Städte eigneten.

Die Deutschen Zünfte waren während der Polnischen Herrschaft in Verfall gerathen. Dem Polnischen Staatswesen waren diese Deutschen Zünfte ein Dorn im Auge; man empfand sie, als einen Staat im Staate, und wollte sie beseitigen. Verschiedene Reichstagsgesetze erschienen, welche diese Zünfte geradezu verboten. Zwar wurden diese Gesetze, vielen andern gleich, theils wegen klingender Reklamationen, theils wegen Nachlässigkeit der Beamten, niemals ausgeführt; doch war dadurch die Existenz der Zünfte prekär geworden. Der allgemeine Verfall des Polnischen Wesens äußerte auch auf Handel und Verkehr seinen nachtheiligen Einfluß. Schließlich drängte die allgemeine Gährung, in welcher sich Europa kurz vor der ersten Revolution befand, auf eine Vernichtung des Zunftwesens hin.

Die Zünfte lagen in den letzten Zügen, als sie der große König in Aufnahme zu bringen trachtete. Auch hier wiederholte sich dasselbe Verhältniß, welches wir oben angedeutet, daß der König Alles allein that, ohne daß die Zunftgenossen, zu deren Gunsten dieses geschah, einen Finger rührten. Der König setzte Handwerker an, gab ihnen Häuser, Gelder, ja sogar Handwerkszeug. Er verbot die Mißbräuche, welche sich zu Polnischen Zeiten in die Zünfte eingeschlichen und stellte sie unter strenge obrigkeitliche Aufsicht. Er schützte sie gegen Pfuscher und „Böhnhasen," die früher gerade unter starosteilichem d. i. Königlichem Schutze ihr Wesen trieben; ja er verzichtete zu Gunsten der Städte auf bedeutende Einnahmen, indem er seinen Domänenbeamten und Pächtern das Brauen des Biers verbot.

Gewiß blieben diese Anstrengungen nicht unbelohnt. Die verarmten Städte hoben sich zusehends; Häuser erstanden aus ihren Trümmern wieder, bereits todtgeglaubte Nahrungszweige begannen wieder zu grünen und zu blühen. Aber der alte Wohlstand, wie er zur Zeit des D. Ritterordens geherrscht, konnte

unmöglich wiederkehren, weil sich die Zeiten völlig geändert hatten. Der Untergang der Zünfte konnte nicht mehr verhindert werden, man konnte ihn nur eine Weile aufhalten. Wie ein Schwindsüchtiger kurz vor seinem Tode noch einmal wieder auflebt, um endlich zusammenzubrechen: so flackerte das Lebenslicht der Zünfte, durch künstliche Mittel genährt, noch einmal empor, um dann für immer zu erlöschen.

Weniger üble Folgen hatte das in der Zeit liegende absolute Bevormundungssystem auf dem platten Lande. Denn hier diente es einer Sache, die damals im Ansteigen war, der Sache des freien individuellen Besitzes, welcher seit 1808 verallgemeinert ward. Die Schwaben-Colonien, welche der große König in Kassuben, im Netzedistrict und im Culmer Lande ansetzte, hatten gesegneten Fortgang und entwickelten sich zu einer kräftigen Blüthe, die noch gegenwärtig andauert.

Merkwürdigerweise waren gerade diese Colonien in einer Weise angelegt, welche den Ansichten des großen Königs über Germanisirung nicht entsprechend war.

Der König, überhaupt der Schule anhängend, die alle religiösen und nationalen Unterschiede für irrelevant erklärte, hatte an sich gegen die Polen kein Vorurtheil. Ihre militärischen Talente hat er oftmals im Ganzen, wie im Einzelnen, anerkannt. Doch galten sie damals für so schlechte Wirthe, daß sie bei Colonisirungen gar nicht in Betracht kamen. Um sie zu germanisiren, hielt es der König für passend, die Bevölkerungen zu mischen. Er befahl ausdrücklich, daß man Deutsche Ansiedler mit den Polen ins Gemenge setzen solle; „qui exempli sint,' wie Władysław Odonicz in seinen Urkunden sich ausdrückt. Von diesen sollten die Polen dann die Wirthschaft lernen. Im Uebrigen aber — meinte er — solle man mit den Polen keine Complimente machen; denn das verdürbe sie nur.

Die Schwaben aber erbaten sich ausdrücklich, daß man sie mit Polnischem Volke nicht „meliren" möchte. Der König war zwar Philosoph, jedoch kein abstracter Philosoph, sondern ein practischer. Das: „périssent les colonies plutôt, que le

principe" war keineswegs sein Grundsatz. Befürchtend, daß ihm diese fleißigen, ordentlichen Leute sonst entgehen würden, zog er es vor, ihnen zu willfahren, indem er sie unvermischt in eigenen Dörfern — jetzt noch Schwaben-Dörfer genannt — ansiedelte.

Gewiß hat er nichts dadurch verloren. Denn wäre sein System zur Ausführung gekommen, so hätte es sicher ganz entgegengesetzte Resultate gegeben, als er beabsichtigte. Die vereinzelten Deutschen Einsprengsel hätten dem geistigen Attractionsgesetze zu Folge, wonach die Anziehungskraft mit der Masse in gleichem Verhältniß steht, sich eher polonisirt, als daß sie die Germanisation der betreffenden Gegend befördert hätten. Die Zeiten, wo ein wenig Germanischer Sauerteig genügte, Massen Polnischen Süßteiges zu durchsäuern, war längst vorüber. Nicht mehr war es das Germanische Wesen, welches die Welt beherrschte: Romanische Einflüsse waren es, welche selbst mit dem großen Könige auf dem Throne saßen. Der weiche, verschwimmende, universelle Character des Deutschthums, wie er damals bis zu seiner höchsten Potenz ausgebildet war, eignete sich mehr zu Metamorphosen, als der scharf accentuirte, durch Unglück auf sich zurückgeworfene, nationelle Character des Polenthums.

Das einzige Mittel zur Germanisirung der hier wohnenden Polen — die Evangelisirung nämlich — lag weder in der Macht des großen Königs, noch in seinem Willen. Als Vorkämpfer der religiösen Toleranz hätte er einen Rath, der ihm in dieser Richtung gegeben worden wäre, mit Entrüstung von sich gewiesen. Aber auch — wenn er ihn hätte befolgen wollen — wäre er durch die Ungunst der Zeiten daran verhindert worden. Das Zeitalter Hume's, Voltaire's und Rousseau's, das Zeitalter der höchsten religiösen Verödung, dem es als Grundsatz galt, daß eine Religion so schlecht sei, als die andere, war nicht danach angethan, protestantische Mission zu machen.

Um so weniger, als gerade damals sich in Polen eine religiöse Krisis abgeschlossen hatte, mit einem Resultate, welches noch gegenwärtig andauert.

Bekanntlich hatte die Reformation während des 16. Jahrhunderts in Polen bedeutende Dimensionen angenommen, und es hatte damals eine Zeit gegeben, wo die große Majorität des Polnischen Adels ihr anhing. Da aber der gemeine Mann dem gegebenen Beispiele nicht folgte und katholisch blieb, ohne daß der Adel es hinderte: fühlte man sehr bald, daß dem ganzen Wesen die Basis fehle. Der evangelische Adel, obwohl zeitweise auf dem Reichstage in der Majorität, wagte es nicht, die Alleinherrschaft der von ihm adoptirten Confession zu decretiren: er begnügte sich, festzustellen, daß man sich gegenseitig dulde. Dieses Zugeständniß der Schwäche, welches von einer geringen Vertiefung des religiösen Sinnes eingegeben und begleitet war, hat man in unseren Zeiten irrthümlich für Toleranz gehalten und mit Lobsprüchen überhäuft, an welche es keinen Anspruch hat.

Im Laufe der Zeit stellte es sich immer mehr heraus, daß der echte Evangelismus dem Polnischen Nationalcharacter nicht sehr entsprechend war. Es zeigte sich immer deutlicher, daß einem leichtlebigen, munteren Volke der morose Ernst des Protestantismus widerstehen mußte; daß es sich dem bequemeren Abfindungssystem der alten Kirche zuneigte, deren Priesterschaft einen großen Theil der religiösen Bürden auf seine eigenen Schultern nahm.

Diesen nationellen Zug benutzend, brachten die Jesuiten die Rekatholisirung des Polnischen Adels mit einer Leichtigkeit zu Stande, welche ohne Beispiel ist. Während im 16. Jahrhunderte fast vier Fünftheile des Adels evangelisch waren, gab es zur Zeit der Conföderation von Bar, kaum 200 Jahre später, von protestantischen Dissidenten in diesem Stande nur einen geringen Ueberrest.

Man darf sich über diesen Umstand nicht dadurch täuschen lassen, daß die Theilungsmächte in ihren Manifesten von den Dissidenten in Polen so großes Aufheben machen, und daß in den Jahren 1767 von zwei großen Conföderationen der Dissidenten zu Thorn und zu Sluck (in Litthauen) die Rede ist. Zudem wird auch die Generalconföderation zu Radom, welche zum größten Theile aus Katholiken bestand, in vielen Deutschen Ge-

schichtsbüchern als Conföderation der Dissidenten bezeichnet, was sie keineswegs gewesen ist. Abgesehen davon, daß es im Interesse der Theilungsmächte lag, die Anzahl der Dissidenten zu vergrößern, sind in den betreffenden Angaben stets die Griechischen Dissidenten mitgerechnet, deren Zahl in den östlichen und südöstlichen Provinzen des Reiches allerdings beträchtlich war.

Die Masse der protestantischen Dissidenten in Polen, welche 1768 noch vorhanden waren, wurde von Bürgern und Bauern Deutscher Zunge und Nationalität gebildet, welche nach Polnischer Verfassung keinerlei Vertretung im Reichstage hatten, also als „Cives reipublicae" gar nicht galten. Vom Adel aber wird es schwer halten, viel mehr aufzutreiben, als die 120 Familien, von denen der große König erzählt, daß er sie als Flüchtlinge in seine Staaten aufgenommen.

Von diesen 120 Familien sind nach Polen nur wenige zurückgekehrt; die meisten sind im Deutschen Lande verblieben, wo sie sich in einer Weise germanisirten, daß man ihre Polnische Abkunft nur an ihren Namen erkennt. Von den zurückgekehrten aber nahmen die meisten den katholischen Glauben an.

So geschah das Merkwürdige, daß Polen das protestantische Element gerade im Momente seines Unterganges von sich abstieß, und daß es sich gerade in dem Augenblicke als spezifisch-katholische Macht bekannte, da man sich anschickte, es zu zerstückeln. Daß dies der Zeitpunkt, eine Reevangelisirung des Landes zu versuchen, nicht sein konnte, leuchtet ein. Die Germanisirung Westpreußen's konnte demgemäß nur eine mechanische Germanisirung sein; und was in dieser Beziehung zu leisten möglich war, hat Friedrich der Große geleistet.

Unter dem Nachfolger des großen Königs erlitt die Arbeit der inneren Civilisation fast einen Stillstand.

Der Aufstand, welcher sich an die beiden andern Theilungen knüpfte, beunruhigte die Bewohner und störte vielfach ihre friedliche Thätigkeit. Namentlich litt der Netzedistrict und das Culmer Land. Es gab eine Zeit, wo Dombrowski in Bromberg stand und der ganze Landstrich südlich der Netze in Pol-

nischen Händen war. Nach dem Ende des Aufstandes wandte sich die Aufmerksamkeit der Regierung mehr den neuen Erwerbungen, dem sogenannten „Südpreußen" zu, worüber man Westpreußen vernachlässigte.

Unter der Regierung Friedrich Wilhem's III. traten zunächst die bekannten Ereignisse ein, welche einen Rückschritt in der Germanisirung, wenigstens der abgetretenen Gegenden, zur Folge hatten. Westpreußen verblieb zwar im Allgemeinen Preußisch, verlor aber Danzig und Thorn, das Culm-Michelauer Gebiet und den größten Theil des Netzedistrictes, welche Landschaften (außer Danzig) zum Herzogthum Warschau geschlagen und einem Polonisirungssystem überliefert wurden, dessen geringe Erfolge nur aus der Kürze der ihm vergönnten Frist (1807—13) zu erklären sind.

Nach dem Frieden von 1815, welcher Westpreußen das Culm-Michelauer Land, aber nicht die 1807 abgerissenen Theile des Netzedistrictes wiedergab*), welche zu der neuformirten Provinz Posen geschlagen wurden, lenkte man zwar wieder in die alten Bahnen ein. In Folge der allgemeinen Abspannung jedoch, die sich als Reaction gegen die ungeheure Aufregung der Napoleonischen Weltkriege durch ganz Europa zog, wurden diese lange nicht mit der alten Energie beschritten, welche zu Zeiten Friedrich's des Großen üblich war. Erst seit dem russisch-polnischen Aufstande von 1830, welcher bei den Preußischen Polen Anklang und Unterstützung fand, wurden die Sehnen etwas straffer angespannt. Seit dem renitenten Auftreten des Erzbischofs von Posen (Dunin) überwachte man namentlich die katholische Geistlichkeit, in welcher man die Träger der antipreußischen Ideen und Umtriebe zu erkennen glaubte.

*) Einen geringen Zuwachs erhielt 1815 die Provinz Westpreußen durch den Hinzutritt der Stadt Thorn (die aus administrativen Rücksichten zu Südpreußen geschlagen gewesen war) und eines kleinen Territoriums an der linken Drewenz- und der linken Weichselseite, welches eigentlich zu dem Dobrzyńska-Lande, beziehungsweise zu Kujavien, gehörte.

Nach dem Tode des Königs Friedrich Wilhelm III. tauchte das Problem einer Versöhnung mit den Polen auf, an dessen Lösung man selbst seit den Aufständen von 1846 und 48 nicht verzweifelte. Man suchte die Polen in der Art zu befriedigen, daß man der katholischen Kirche in Polen, Westpreußen und Ober-Schlesien vollkommene Parität mit der evangelischen gewährte, namentlich der katholischen Geistlichkeit de facto — wenn auch nicht de jure — die Oberaufsicht über die katholischen Schulen gab.

Seit 1848 begann die Bevölkerung beider Zungen die bis dahin beobachtete passive Haltung mehr und mehr zu verlassen.

Die in Folge der Februar-Revolution von 1848 eingetretene allgemeine Bewegung, welche die Völker aus ihrem Schlafe rüttelte, erfaßte auch Westpreußen, welches bis dahin der Politik ziemlich ferne stand.

Die Deutsche Bevölkerung trat an jene abstracten politischen Fragen heran, welche damals auf der Tagesordnung standen. Man warf sich in politische Debatten, man schloß sich Parteien an. Ob die Revolution, ob die Reaction berechtigt sei, wurde scharf erörtert; und Jedermann mußte darüber Rechenschaft geben, ob er ein Aristokrat oder Demokrat von Grundsatz sei. Die allgemeinen politischen Themata wurden mit einem Eifer besprochen, wie ihn nur der Reiz der Neuheit erwecken kann.

Mitten in diesem politischen Wirbel trat an die Deutsche Bevölkerung eine ganz andere Frage heran, nämlich die Nationalitätenfrage.

Auch die Polen waren von der großen Bewegung erfaßt worden; auch sie hatten sich in Aristokraten und Demokraten unterschieden; auch sie handhabten die üblichen Tagesphrasen von Freiheit, Selbstbestimmung, Selbstregierung und ähnliche, mit Geläufigkeit. Die Märzrevolution in Berlin war ihnen sehr zu Statten gekommen, so sehr, daß man sie sogar als Miturheber derselben anklagte. Waren doch ihre Vorfechter, die Staatsgefangenen von 1846, durch die Revolution befreit worden; hatte

man sie doch im Triumph durch die Straßen gezogen. Kein Wunder also, daß die Polen vorzugsweise als Revolutionäre galten.

Allein sie faßten die Sache in einer weniger theoretischen Weise, als die Deutschen, auf. Die politische Frage wandelte sich ihnen sofort in eine nationale um. Während sich die Deutschen darüber die Köpfe zerschlugen, ob die Revolution vom 18. März 1848 eine wirkliche „Revolution," oder bloß ein „Aufstand" gewesen: organisirten die Polen in aller Stille die Insurrection, rissen den schwarzen Adler ab und proklamirten die Polnische Republik.

Dieses geschah in der Provinz Posen.

Versuche, den Aufstand nach Westpreußen hinüberzuspielen, mißlangen zwar, regten jedoch das Nationalgefühl der Westpreußischen Polen so weit an, daß sie bei den politischen Wahlen als geschlossene Partei auftraten. Die Deutschen geriethen also dadurch in die Nothwendigkeit, mehre Fragen zu gleicher Zeit zu beantworten. Man nöthigte sie nicht bloß zu erklären, ob sie Aristokraten oder Demokraten wären: sondern sie sollten sich auch zugleich darüber aussprechen, ob sie Deutsche oder Polen sein wollten.

Im Posener Netzedistricte, wo diese Frage bereits eine sehr praktische Natur angenommen hatte, da die Polnischen Insurgenten hier die Herren spielten, fanden die Deutschen sehr bald eine Antwort, indem sie vereint zu den Waffen griffen und erklärten, daß sie als Deutsche leben und sterben wollten. In Westpreußen — wo man noch fern vom Schuß war — wurden viele Deutsche von dieser Doppelfrage in einer Weise verblüfft, daß sie auf beide zugleich zu antworten sich weigerten. Es gab da Gegenden, wo sich die Deutschen Demokraten mit den Polen (bei denen die politische Trennung niemals eine Rolle spielte) coalirten, um über die verhaßten Reactionäre zu siegen; es gab auch Gegenden, wo die Deutschen Reactionäre Polnische Hilfe gegen die Demokraten suchten. Noch heute fast besteht dasselbe Verhältniß, daß die Deutschen über die stets wiederkehrende Durchkreuzung der politischen Frage durch die nationale verdrießlich werden, häufig

sogar die politische überordnen; während die Polen in Betreff des Vorzugs der nationalen Gesichtspunkte vor den politischen niemals im Zweifel waren. Sie verstehen es instinctmäßig, daß es nicht gerathen ist, sich über den Baustil des zu errichtenden Gebäudes zu zanken, während der Baugrund zu entweichen droht.

Es muß jedem unbefangenen Beobachter klar werden, daß die Polen nicht bloß größeres Nationalgefühl, sondern auch größeren politischen Tact bewiesen haben, als die Deutschen; sie wußten jederzeit, worauf es ankommt. Die ihnen so oft vorgeworfene Uneinigkeit schweigt sofort, wenn sie sich den Deutschen gegenüber sehen.

Ueberhaupt ist in der Polnischen Bevölkerung seit 1848 eine moralische Erhebung sichtbar. Schon vor dem Aufstande von 1830 bemühten sich die Polen, diejenige Bedeutung, die ihnen politisch versagt war, auf literarischem Gebiete zu erringen. Dichter und Gelehrte erstanden im Polen-Lande, wie man sie seit Jahrhunderten nicht gekannt hatte; klassische Werke gingen von ihnen aus, die man auch im Auslande beachtete. Namentlich erblühte die Alterthumswissenschaft und die Geschichte Der Polnische Knabe, der in den öffentlichen Schulen jedes Unterrichtes in der Polnischen Geschichte entbehren mußte, konnte jetzt, am väterlichen Heerde sitzend, sich an den Erinnerungen erquicken, welche der gewandte Griffel begabter Landsleute heraufbeschwor.

Man lernte seine Nationalfehler beachten und ging mit Ernst an deren Besserung. Man befliß sich der Landwirthschaft, die man bisher mit sprichwörtlichem Leichtsinn betrieben hatte; man suchte sich der angeborenen Verschwendungslust zu entziehen; die Fühlung mit dem Bauer, welche der Adel völlig verloren hatte, ward wiederhergestellt und gepflegt. Der Bauer entsagte dem Trunk, welchem er bisher im Uebermaße ergeben war; er legte das Gelübde der Enthaltsamkeit in die Hände des Priesters ab. Um dem Vorwurfe zu begegnen, daß man keinen Mittelstand aus sich heraus erzeugen könne, warf man sich auf Gewerbe und Handel mit wahrer Begeisterung. Man gründete Banken

und Vorschußvereine, unterstützte die Polnische Kunst, ermuthigte die Polnische Wissenschaft, verhinderte, daß Polnischer Besitz in Deutsche Hände kam. Das Wort der Grafen Titus Działyński, „daß große Verräther ihr Vaterland im Ganzen, kleine morgenweise verkaufen" machte die Runde durch alle Lande, die ehemals zum Polnischen Reiche gehört hatten. Von jetzt ab wurde jede Quadratruthe Polnischen Landbesitzes zu einem Bollwerke nationaler Abwehr.

Der Pole von heute ist nicht der Pole von 1772 mehr. Die Polnische Nationalität hat eine Intensität, eine Tiefe gewonnen, wie sie ihr niemals eigen war. Auch hat die in den neuesten Zeitläuften beliebte Demokratisirung des Wahlmodus viel dazu beigetragen, das Polnische Element der Bevölkerung zur Geltung zu bringen. Denn da es in den niederen Schichten numerisch am stärksten vertreten ist, mußte ihm die Einführung des allgemeinen Stimmrechts vorzugsweise zu Gute kommen.

Noch ein anderer Factor hat sich im Laufe der Zeiten eingefunden, mit welchem man früher nicht rechnete — nämlich die Juden.

In dem echten Westpreußen (Polnisch-Preußen) wurden während der Ordensherrschaft (bis 1466) grundsätzlich Juden nicht zugelassen. Auch unter Polnischer Herrschaft duldete man sie in den Königlichen Städten nicht; nur auf dem Lande und in den Vorstädten setzten sie sich unter dem Schutze der adligen Grundherrn oder des Königlichen Starosten an. Als Westpreußen an Preußen fiel, fand man in dem ganzen Lande kaum 1000 Juden vor. Anders im Netzedistricte, wo von Polnischen Zeiten her Massen von Juden saßen. Zwar ließ Friedrich der Große viele Tausend derselben, die ihr Domizilrecht nicht nachweisen konnten, über die Grenze schaffen; doch blieben noch mehr, als 20000 Köpfe, die man nicht ohne Weiteres verstoßen durfte.

Durch die spätere Gesetzgebung begünstigt, haben sich dann diese Juden vom Netzedistricte aus über ganz Westpreußen ausgebreitet. Nach dem Frieden von 1815 gewannen sie fast in allen

Städten des echten Westpreußen Häuser und Grundbesitz. Nachgehends siedelten sie sich auch auf dem Lande — als Händler und Schänker — an.

Auch bei den Westpreußischen Juden hat eine beträchtliche Aenderung des Volkscharacters stattgefunden. Als Westpreußen Preußisch wurde, bedienten sich die Juden im Netzedistricte genau derselben Tracht, welche noch gegenwärtig in Russisch- und Oesterreichisch-Polen üblich ist. Sie trugen lange, schwarzseidene Kaftane, lange Seitenlocken und hohe Pelzmützen. Sie beobachteten die Talmudischen Vorschriften mit derselben rigorosen Genauigkeit, wie die Russisch- und Oesterreichisch-Polnischen Juden noch gegenwärtig; sie führten ihre Bücher in Hebräischer Cursivschrift, hielten sich von jeder christlichen Bildung fern.

Zwanzig Jahre genügten, um sie gänzlich umzuwandeln.

Die Deutsche Tracht war das Erste, was sie von ihren christlichen Umgebungen annahmen. Alsdann gingen sie an die Deutsche Bildung, die sie sich um so schneller aneigneten — als auch zu Polnischen Zeiten ihre Umgangssprache die Deutsche (obwohl in einer mundartlich modifizirten Gestalt) gewesen war. Schließlich nahmen sie eine Revision ihrer Ritualgesetze vor, deren nicht wenige fallen mußten. Gegenwärtig ist der Westpreußische Jude (auch der Posener Jude) von dem eigentlich „Polnischen" Juden, wie man die Russisch- und Oesterreichisch-Polnischen Juden nennt, ein völlig verschiedenes Wesen. Der Letztere sieht ihn als eine Art von Ketzer, als einen halben Christen an, während dieser den Polnischen Juden wegen seiner Rohheit und seines Aberglaubens bemitleidet.

Im Jahre 1848 trat die Frage der politischen Emancipation an die Judenwelt mit noch viel größerer Schärfe heran, als an die Christen. Gleichzeitig wurden sie ebenfalls genöthigt, ihre nationellen Sympathien klar zu machen.

Daß sie sich in politischer Hinsicht auf die demokratische Seite schlugen, lag wohl nahe. Es war wohl selbstverständlich, daß sie die Consequenzen einer politischen Bewegung acceptirten,

die ihnen politische Gleichberechtigung mit den Christen theils verlieh, theils in Aussicht stellte. Die nationale Frage beantworteten sie auf verschiedene Weise. Bald schlugen sie sich auf die Deutsche Seite, bald auf die Polnische, jenachdem es ihren besonderen Interessen zusagte. Es konnte dies kaum auffallen, da ja die Deutschen selbst unter Umständen eine Coalition mit den Polen nicht verschmähten.

In ihrem Innern waren die Juden den Deutschen wohl geneigter als den Polen. Denn einmal verband sie mit den Deutschen ihre Muttersprache, dann aber sagte ihnen das protestantische Wesen stets mehr zu, als das katholische; die in Preußen herrschende strenge Gesetzlichkeit und Unbestechlichkeit der Beamten imponirte ihnen. Der Pole ließ sich zwar leichter behandeln, als der Deutsche; er war in Geschäften bequemer und freigiebiger. Aber er hatte sie zu oft mißhandelt, ihnen gar zu oft die schnödeste Verachtung gezeigt. Sie wollten sich nicht mit Fußtritten behandeln lassen, wie ehemals; sie mißtrauten ihm.

Seit dem Jahre 1861 beginnt — von Russisch-Polen ausgehend — eine andre Anschauungsweise Platz zu greifen.

Dieselbe Bewegung, welche sich in Westpreußen und Posen schon am Ende des vorigen Jahrhunderts vollzogen, trat in Russisch-Polen erst 1861 ein. So wie sich die Westpreußischen (und Posenschen) Juden damals germanisirt hatten, begannen jetzt die Russisch-Polnischen Juden ihren Polonisirungsprozeß. Sie verbündeten sich mit den Polen und nahmen thatsächlich an ihrem Aufstande Theil. Es bildete sich in ihnen der Gedanke aus, daß sie von einem wiedererstehenden Polen das erlangen würden, was sie von den Russen jemals zu erlangen verzweifelten.

Aehnliche Vorstellungen breiteten sich unter den Galizischen und unter den Posenschen Juden aus. Auch nach Westpreußen sind sie schon vorgedrungen; sie finden Eingang vorzugsweise bei der jüngeren Generation, während die ältere Generation dem Preußisch-Deutschen Wesen geneigter ist. Ob

sie durchdringen werden, hängt von Umständen ab, welche vorläufig noch außer Berechnung liegen.

Wir haben gesehen, wie sich die Westpreußische Bevölkerung historisch entwickelt hat. Betrachten wir jetzt ihre actuelle Beschaffenheit.

Die Slavische Bevölkerung von Westpreußen hat ihren Hauptsitz auf dem Pommerellischen Höhenlande, welches nordöstlich der Brahe liegt.

Die Slavischen Fürsten von Ost-Pommern hatten auch nach ihrer Bekehrung zum Christenthum ihre Nationalität bewahrt, während die Slavischen Fürsten von West-Pommern sich fast gleichzeitig mit ihrer Christianisirung derselben entäußerten. Der Hauptapostel von Ost-Pommern war ein Slave gewesen, während Westpommern durch einen Deutschen dem Heidenthum entrissen ward. In Ost-Pommern war von jeher Polnischer Einfluß vorwiegend, während West-Pommern Deutschen Einflüssen wiederstandslos anheimfiel.

Als das Deutschthum, von Westen eindringend, ganz West-Pommern durchzogen hatte, blieb es vor jenen finsteren Höhenzügen stehn, in deren Waldesdunkel der echte, unvermischte Slavismus seine letzte Zuflucht fand. Hier giebt es Stellen, wo noch gegenwärtig die Bewohner den Fremdling, welcher sie in Deutscher Sprache anredet, wild und trotzig anschauen, ohne ihn einer Antwort zu würdigen; giebt es Stellen der Erinnerung an das Heidenthum, die noch nie ein Deutscher Fuß betreten hat; Stellen, deren Bewohner — außer dem Gensdarmen und dem Steuererheber — niemals einen unslavischen Menschen zu Gesicht bekommen.

Das ist die sogenannte Kassubei oder „falsche Kassubei," wie man sie eigentlich nennen müßte (die wahre liegt in der

Provinz Pommern zwischen der Westpreußischen Grenze und dem Persantefluß).*)

Die Westpreußischen Kassuben oder Ost-Wilzen, wie man sie eigentlich nennen sollte, sind im Laufe der Zeiten dermaßen polonisirt, daß sie sich von den wirklichen Polen nur

*) Die wahre Kassubei, schon in Urkunden des 12. Jahrhunderts: vera terra Cassubiae genannt, ist das noch gegenwärtig landschaftlich existirende: Herzogthum Kassuben in der Provinz Pommern, dessen ehemalige Hauptstadt Belgard a. d. Persante (nicht zu verwechseln mit einem anderen Belgard a. d. Leba, welches zeitweise ebenfalls der Sitz eines Pommerischen Theilfürsten war). Der genannte Landstrich ist gegenwärtig vollständig germanisirt. Slavische Sprache findet man innerhalb der Provinz Pommern nur bei den Bewohnern weniger Dörfer zwischen der Piasnitza (an der Westpreußischen Grenze) und dem Lupow-Fluß. Sie heißen „Deutsche Kassuben," weil sie während der Reformationszeit die evangelische Religion angenommen haben und ihr treu verblieben sind. Noch heute muß ihnen polnisch gepredigt werden. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts hat man Einige von ihnen in der Provinz Posen angesiedelt, wo ihre Nachkommen noch heute sitzen. — Der Name „Cassubia" hat den Scharfsinn der Etymologen von jeher vorzüglich in Anspruch genommen, ohne daß es bis jetzt gelungen wäre, eine Erklärung davon zu geben, welche sich des allgemeinen Beifalls erfreut. Mrongovius leitet den Namen von kaszeb (Pelzträger) her, wie der jetzige Kassube sich selber nennt; Hanow von kasza (Grütze). Letztere Ansicht hört man hin und wieder auch von Polen aufstellen, welche darauf aufmerksam machen, daß die Kassuben von jeher als Grützschläger berühmt waren und noch jetzt mit Grütze bis nach Krakau hausiren gehn. Mrongovius Ansicht erhält eine Stütze in dem Namen Kabatten, der einst für einen Theil der Kassuben an der Küste üblich war. Es ist aber kabat eine roh construirte Pelzjacke, wie man sie dort ehemals allgemein getragen. — Es giebt noch viele andere Erklärungen, die jedoch mehr als Spielereien zu betrachten sind. Nur können wir nicht umhin daran zu erinnern, daß Artemidor einen Theil der Bewohner an der Preußischen Ostsee-Küste Kossiner nennt. Schließlich fällt uns auch noch eine andere Erklärung ein, nämlich diejenige von kusza, Armbrust, Wurfmaschine, Schleuder. Man denke sich von diesem ein Substantiv kuszab, kuszaba, der Schleuderer, welches allerdings im Polnischen nicht nachzuweisen, aber sonst fast regelmäßig gebildet ist. Da nun die Kassuben das a und u verwechseln, werden sie in ihrer Mundart kaszub sagen (nach Mrongovius nennen sie sich selbst kaszeb). Diese Vermuthung erhält durch öftere Erwähnung der Pommerischen „funditores" in den Grenzkriegen auch reale Stützen.

wenig unterscheiden. Auch ihre Mundart weicht nach dem Zeugniß der besten Slavisten vom Polnischen nur unerheblich ab. Der Stock spezifisch-kassubischer Wurzelwörter, wie sie Mrongovius und Cejnova verzeichnet haben, ist unbedeutend; desto größer die Anzahl der recipirten Germanismen, die allerdings ein echt-Polnisches Ohr beleidigen.

Der Pole pflegt zwar gegen die Deutschen, die seine Sprache radebrechen, sehr tolerant zu sein; er betrachtet ihre kindlichen Versuche, in seiner Muttersprache zu reden, als eine deren Vorzügen dargebrachte Huldigung, welche durch Spott oder Gelächter zu unterbrechen ebenso plump als unrecht wäre. Vielmehr bemüht er sich, dem Strauchelnden nach Kräften beizustehn und weiß den Irrenden mit ebenso viel Geschick, als Tact, auf den richtigen Weg zu bringen. Anders verhält er sich einem geborenen Polen gegenüber, der seine Muttersprache in incorrecter Weise handhabt. Diesen betrachtet er gleichsam als einen entarteten Sohn der allgemeinen Mutter, dessen innerlicher Abfall sich in seiner Sprechweise verleiblicht. Wenn der Westpreußische Kassube in die Gegend von Gnesen oder Posen kommt — wo man, wenn nicht das feinste, so doch das correcteste, Polnisch spricht — setzt man seinen Ansprüchen auf angeborenes Polenthum die ernstesten Zweifel entgegen und hängt ihm schließlich den Schimpfnamen: „Niemiec“ an. Was man bei dem wirklichen „Niemiec“ als Naturfehler entschuldigt, gilt bei dem falschen „Niemiec,“ dem Kassuben, als Capitalverbrechen.

Als 1807 die Polen, mit den Franzosen vereint, Westpreußen wieder einnahmen, wiesen sie an vielen Orten die patriotischen Liebesbeweise der Kassuben mit Verachtung von sich. Sie weigerten sich, mit ihnen zu fraternisiren; sie stellten sie in Betreff der Behandlung kaum den Deutschen gleich, die sie zwar haßten, aber nicht verachteten.

Sie hatten selbst den größten Schaden davon.

Als 1846 der Krakauer Aufstand sich nach Posen und Westpreußen verpflanzte, war es einem jungen Edelmanne bei Preußisch-Stargard gelungen, einige hundert Kassubische

Bauern um sich zu versammeln, mit denen er die schwarzen Husaren aus der Stadt vertreiben wollte. Wie es an die Ausführung dieses Planes ging, trat ein alter Kassubischer Schneider auf und ermahnte seine Brüder mit eindringlichen Worten, umzukehren. Er wisse sich noch sehr wohl zu erinnern — sagte er — daß einst die Polen, als sie mit den Franzosen in's Land kamen, die Kassuben mit Schlägen und Schimpfworten tractirt hätten, während sie mit den Deutschen in die freundschaftlichsten Verhältnisse getreten seien. Die Wirkung dieser Rede war, daß die Kassuben auseinanderliefen und den jungen Edelmann im Stiche ließen.

Gegenwärtig haben die Polen den damals gemachten Fehler eingesehen und sind nach Kräften bemüht, ihn zu repariren. Die Polnische Qualität der Kassuben, welche eine Thatsache ist, wird von den Polen der Neuzeit nicht mehr bezweifelt; der Pole reicht dem Kassuben jetzt unbedenklich die Bruderhand, welche der Kassube gerne annimmt. Denn auch in ihm hat die Erstarkung des Nationalgefühls, welche ein Kennzeichen der Neuzeit ist, Platz gegriffen; das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit Polen hat den Groll über ehemalige Zurücksetzung beseitigt. Weßhalb auch die in neuerer Zeit gemachten Anstrengungen der Panslavisten, eine eigene Kassubische Nationalität zu constituiren, die sich an Rußland, statt an Polen, lehnen solle, ohne Aussicht sind.

Ein Unterschied zwischen dem Polen und dem Kassuben ist allerdings vorhanden. Doch ist derselbe nicht so bedeutend, wie derjenige zwischen den Deutschen Hauptstämmen, als Franken, Schwaben, Baiern und Sachsen ist.

Der echte Kassube hat eine trübere und dumpfere Natur, als der Pole; es fehlt ihm etwas an der Elasticität und Munterkeit, welche den Polen auszeichnet. Ueberbleibsel des Heidenthums, welche in den Polnischen Provinzen schon längst geschwunden, finden im Westpreußischen Kassuben noch immer eine Stätte; abergläubische Gebräuche, die man in Posen nicht mehr kennt, werden hier noch gepflegt und gefeiert. Hier ist der

classische Boden, wo noch 1836 eine Hexenschwemmung veranstaltet ward, deren tragisches Ende (die „geschwommene" Hexe starb) die Urheber ins Zuchthaus führte. Hier ist es, wo man noch immer versucht, seine Feinde „todt zu singen." Hier ist es, wo man noch häufig die Gräber öffnet und den Todten, welche im Verdacht stehn „Vampyre" oder „Gierache" zu sein, die Hälse mit dem Spaten absticht. Viele der alten Ortsnamen in dem sogenannten Kassubenlande deuten auf eine Verehrung der Höllen- und Todtengötter hin. Der Name der Halbinsel Hela hängt höchst wahrscheinlich mit demjenigen der Germanischen Höllenkönigin zusammen, welche die Slaven etwa adoptirten; Piekel mit demjenigen des Todtengottes Pikollos, welcher bei den Slaven ähnlich hieß; Festnitz (Wieszczyce) im Tuchler Kreise war vielleicht der Sitz eines heidnischen Orakels, wobei man Todte citiren und sprechen ließ (wieszczyć poln. wahrsagen).

Auch die Sprache der Kassuben zeigt sich durch ihren Hang zu dumpfen Vocalen aus. So sagt der Kassube, „mum" für „mam" (ich habe), „zbon" für „dzban" (Krug), „Gdunsk" für „Gdańsk" (Danzig) und Aehnliches, was allerdings dem Patois überhaupt eigen ist.

Der Westpreußische Kassube ist in der Regel kleiner und schlechter genährt, als der Pole; aber er ist stark und ausdauernd, wie seine kleinen einheimischen Pferde, mit denen er seine kärglichen Producte nach der Stadt befördert. Der Heidebewohner (Burak) spannt vor den Haken, mit welchem er seine leichten Felder ackert, ein Pferd, eine Kuh und schließlich sich selber. Hat er den Sand gefurcht, so eggt er ihn, indem er über die rauhen Stellen mit einem abgebrochenen Kiefernstrauche dahinfährt. Wenn er alsdann gesät, so überläßt er der Vorsehung das Uebrige. Er murmelt ein frommes: „Pan Bóg daj roznąć"! (der liebe Gott gebe das Gedeihen) und geht nach Hause. Und was sollte er anders thun? — Wenn er Fleiß und Gottvertrauen behält, wo Thaer und Settegast verzweifeln könnten, so ist dies aller Ehren werth. Doch scheint es leider,

daß sich der Heidebewohner mit dieser Methode auch da behilft, wo eine intensivere Bearbeitung an der Stelle wäre.

Auf einzelnen Stellen der Tucheler Heide ist die Kargheit des Bodens so groß, daß sich die Bewohner den größten Theil des Jahres hindurch von Buchweizen und Kartoffeln nähren. Brot ist ein Leckerbissen, dessen sie sich nur selten erfreuen. Fehlen auch die Kartoffeln, und ist die Buchweizengrütze ausgegangen — so leben sie von Kohl, zu dem sie außer verschiedenen, nicht sehr verdaulichen, Gartenkräutern auch wilden Buchweizen (eine Art von Polygonum) nehmen. In der Nähe des großen Schwornigatzer See's befinden sich Dörfer, welche fast nur von Fischen leben. Kommt man in diese Gegend, so wittert man schon von weitem den allgemeinen Fischgeruch. Denn wie der Eskimo nach Thran, so riecht der Fisch-Kassube oft Zeitlebens nach seinen Fischen.

Die Erlaubniß, in Seeen zu fischen, ist entweder von Alters her ertheilt oder auch neuerdings für einen geringen Zins zu erlangen. Das Jagdrecht dagegen ist dem Besitzer des Grundes und Bodens reservirt, auf welchem sich das Wild vorfindet, wird eifersüchtig von demselben bewacht, ja selbst gegen gute Bezahlung nicht gerne abgetreten. Wer also eines Jagdgebietes entbehrt, wird, wenn er sich vom Wilde ernähren will, wildern müssen.

Das Geschlecht der Wildschützen ist deßhalb in keinem Theile der Monarchie so stark, wie hier, vertreten. Die Wildschützen (ehemals Kurpiki genannt wegen der Bastschuhe, die sie trugen*), bilden eine eigene Klasse von Bewohnern, welche mit dem Gesetze und dessen Wächtern, den Forstbeamten, in ewiger Fehde leben.

*) Der Ausdruck „Kurpiki" scheint jetzt an Ort und Stelle nicht mehr gebräuchlich zu sein. Die Wildschützen in Podlachien, welche den Russen während des Aufstandes 1830/31 lästig fielen, wurden ebenfalls „Kurpen" genannt.

Alle — auch anderwärts geübte — Wilddiebskniffe finden sich hier in ihrer größten Vollkommenheit.

Stellt man einen neuen Förster an, so wird er erst ausprobirt. Sieht man, daß er gelinde Saiten aufzieht, daß er Miene macht „fünf gerade sein zu lassen," so geht man ihm möglichst aus dem Wege und wildert in Gegenden, welche sich seines Besuches eben nicht erfreuen. Zeigt er sich streng und unbestechlich, so tritt man ihm frech entgegen, sucht ihn auch wohl hinter irgend einem Baum „wegzuputzen." Gelingt dies nicht, so schleicht man sich im Finstern an sein Haus, lockt ihn an's Fenster und erschießt ihn in seinem eigenen Zimmer. Tritt dann ein neuer Förster ein, so beginnt diese Tactik von Neuem, und so ins Unendliche.

Der Wildschütz dünkt sich weit erhaben über den armen Fischer, der kärglich sein Leben fristet. Er ist ein bewaffneter Mann, nicht selten ein Adliger. Das Nationalbewußtsein, das auch in dem armen Fischer wohnt, erscheint in dem Wildschützen als potenzirt; er kommt sich, wie der rothe Indianer auf dem Kriegspfade, vor; er ist ein Parteigänger, welcher den von seinen Landsleuten aufgegebenen Krieg gegen die Deutschen auf eigene Rechnung fortsetzt, ein Unversöhnlicher, welcher seine Söhne für einen größeren Krieg vorbereitet, wie ihn die Zukunft bringen wird.

Und diese „Kurpiken" waren es, die man 1806 zu Freicorps im Preußischen Interesse vereinigen wollte, um sie gegen ihre Landsleute, die mit den Franzosen vereinten Polen, zu führen. Natürlich gelang dies nicht. Sie liefen vielmehr zu den Polnischen Insurgenten über, welche unter Dombrowski die Weichsel hinunterzogen.

Als 1813 der Aufruf des Königs zur Erhebung gegen die Franzosen erscholl, auf welchen das Deutsche Volk auch in Westpreußen mit Begeisterung antwortete, versteckten sich viele der Heidebewohner in den Wäldern, um sich der Aushebung zu entziehen und leisteten hier theilweise bewaffneten Widerstand. Es bedurfte eines geordneten militärischen Kesseltreibens, wozu

der damalige Landsturm mobil gemacht wurde, um sie aus ihren Verstecken herauszuholen.*)

Außer dem Wildern ist bei den Kassuben der Tuchler Heide auch ein Gewerbe im Flor, das freilich auch die dort wohnenden Deutschen nicht vernachlässigen — nämlich der Holzdiebstahl. In Folge der Holzdefraudationen ist unter dem Kleinadel der Tucheler Heide zu Preußischen Zeiten stark aufgeräumt worden. Bekanntlich wird in Preußen der dritte Holzdiebstahl nicht mehr als Defraudation betrachtet, sondern criminell bestraft. Die Strafe zog den Verlust des Adels nach sich, wenn der Thäter von Adel war. Auf diese Weise haben Hunderte und aber Hunderte vom Kleinadel in der Tucheler Heide ihren Adel eingebüßt.

Trotzdem ist dieser Kleinadel (drobna szlachta) noch immer sehr zahlreich vertreten.

Man hat zuweilen danach geforscht, woher dieser zahlreiche Kleinadel der Tucheler Heide stamme; man hat allerhand Mährchen Glauben geschenkt, die darüber im Schwunge gehn; man hat neue Mährchen erdacht, um den alten Glauben zu verschaffen.**)

Die Anhäufung des Adels an dieser Stelle ist die Folge einer ganz naturgemäßen Entwickelung.

Der Slavische-Pommerellische Adel hat gleich dem Polnischen juridisch niemals ein Seniorat gekannt. Der Vater

*) 1776 war die Tuchler Heide noch so unsicher, daß, wenn ein vornehmer Herr durch dieselbe reisen wollte, militärische Commando's vor ihm her geschickt wurden, um wenigstens die Landstraßen nebst Umgegend von den „Vagabunden" zu reinigen.

**) Es geht eine Tradition, daß Johann Sobieski nach der Schlacht bei Wien (1683) ganze Regimenter berittener Kmethones (Bauern) aus der Tuchler Heide mit dem Adel belieh. Diese Tradition entbehrt jeder historischen Grundlage; sie beruht wohl auf einer Verwechselung mit dem Vorfall unter Gerhard v. Dönhof, welcher weiter unten erwähnt wird. — Eine andere Fabel läßt die Kleinedelleute aus den Hajduken (Leibsoldaten) entstehen, die Johann Sobieski in der Heide ansetzte. Als er nach Danzig fuhr (hieß es), warf er die Vorfahren der jetzigen Schlachta vom Schlitten, die ihn

vererbte daher sein Gut nicht an einen Sohn, welcher die andern abfand, sondern an alle Söhne. In cultivirteren Gegenden sah man sehr bald die Unmöglichkeit ein, dieses System durchzuführen. Waren die Güter bis auf ein gewisses Minimum herabgebracht, so übernahm sie Einer der Miterben für sich alleine, und fand die anderen mit angemessenen Summen ab. Wo aber so primitive Zustände herrschten, wie in der Tucheler Heide theilweise noch gegenwärtig, und wo so unfruchtbarer Acker war — lag eine Abfindung der Miterben durch Geldsummen außerhalb der Möglichkeit. Es blieb nur die Naturaltheilung übrig, da es am Gelde mangelte.

Auch die Werthlosigkeit des Objectes begünstigte die Naturaltheilung. Es ist ein großer Unterschied, ob man 1000 Morgen Gerstland 1. Klasse besitzt, oder 100. Ob man aber 1000 Morgen fliegenden Sandes besitzt, oder 100, oder 10 oder auch einen, ist ziemlich dasselbe.

Nun aber verlor der Polnische Edelmann gesetzlich zwar nicht sein Waffenrecht — dies mußte ihm immer bleiben — aber seine politischen Rechte, sobald er ein „non possessionatus" war. Konnte also ein Vater seinen Söhnen ihre politischen Rechte dadurch erhalten, daß er ihnen zu 10—15 Morgen solchen Landes vertheilte, das bei dem Westpreußischen Höhenwinde fast immer „unterwegs" war — warum hätte er dieses nicht thun sollen? —

Endlich hatten sich in diesen Gegenden vorzugsweise viel kleine Freie (Pane) erhalten, während in Gegenden von größerer Culturentwickelung die ärmeren Freien zu Leibeigenen herabsanken. Wer wenig braucht und sich leichter ernähren kann, mag seine

umheulenden Wölfe zu befriedigen. Doch retteten einige ihr Leben, von denen die jetzigen Kleinedelleute stammen. In ähnlicher läppischer Weise läßt die Fabel die neu zu creirenden Edelleute bei Wien in einen Sack stecken und vom Calenberge hinunterrollen. Der Sack riß, die Nobilitanden fielen heraus, und von dem Gegenstande, auf welchen Jeder traf, erhielt er den Namen.

Freiheit länger bewahren, als der Ueppige. Ueberdies muß Jemand, der sich zum Sklaven ergeben will, Leute finden, welche ihn in Besitz zu nehmen geeignet sind; was in einer armen Gegend ebenfalls schwierig ist.

Aus den Gemeinfreien ist aber überhaupt der Polnische Adel entstanden. Auch in anderen Gegenden Polen's, als im Dobrzyńska-Lande, in Masovien, in der Woywodschaft Bełcz finden sich von Alters her ganze mit Edelleuten besetzte Dörfer. Die „Nobiles pauperes e districtu Czluchoviensi" (Schlochau) kommen schon in einem Statut von 1505 vor. Sie wanderten wegen ihrer Armuth sehr oft nach den reicheren Polnischen Provinzen aus und traten hier als Leibsoldaten, Jäger, Verwalter und in ähnlicher Stellung bei Polnischen Magnaten ein. Bei einem andern Edelmanne zu dienen war keinem Polnischen Edelmann eine Schande; auch beanspruchte er keine andere Behandlung, als die nicht-adlige Dienerschaft. Selbst Schläge galten ihm nicht als unbedingte Beschimpfung; nur hielt er darauf, daß man ihn nicht auf der bloßen Diele, wie den „Chlop" (Bauer), sondern auf dem Teppich schlug. Gab es Krieg, so zeichneten sich die Edelleute aus der Tuchler Heide fast immer aus; so unter Gerhard v. Dönhof gegen die Türken, wofür ihnen der Deutsche Kaiser, dem sie Hilfe leisteten, das Recht verliehen haben soll, den Halbmond in ihr Wappen zu setzen. Viele von diesen Familien führen in der That (neben Anderem, z. B. dem Hufeisen) einen halben Mond im Wappen.

Daß Polnische Colonisationen in der Tuchler Heide eingetreten, ist nicht ganz abzuweisen. In der That hat es deren mitunter gegeben. So müssen in der Gegend von Schliewitz Polnische Soldaten, etwa nach glücklich beendigten Kriegen, angesiedelt sein; man spricht hier eine hochpolnische Mundart, welche von derjenigen der umwohnenden Heidebewohner verschieden ist. Jedoch haben diese Colonisationen niemals einen solchen Umfang gewonnen, daß sie den Character der Gegend dauernd bestimmen konnten.

Die Polnischen Bewohner des Netzedistrictes, welche von den Posenern ebenfalls Kassuben genannt werden, gehören großentheils zu dem Großpolnischen Stamme der Paluken, welcher sich gegenwärtig von den andern Großpolen nur wenig unterscheidet. Daß sie einige Kassubische Solöcismen angenommen, läßt sich nicht leugnen. So hört man hier die Kartoffeln „bulwi" nennen, welche bei dem echten Großpolen „kartofle" heißen (der südliche Posener Paluke sagt „perki"). Doch Ungeheuerlichkeiten, wie verpachtować (verpachten, statt wydzierżawic oder puścić w arędę), fensterladki (Fensterladen, statt okiennice) und ähnliche, wie man sie in der Kassubischen Schweiz zu hören bekommt, sind hier nicht gangbar.

Die auf dem Höhenlande südlich der Ossa wohnenden Polen stammen großentheils aus dem Dobrzyńska-Lande und der echten Polnischen Michelau*). An einzelnen Stellen schlossen sich der Polnischen Einwanderung auch Kujaven an. An der Südgrenze, wo sie fast noch im Zusammenhange mit der alten Heimath stehn, kann man diese Kujaven sehr leicht an ihren breiten Hüten von den Dobrinern und Michelauern, welche Spitzhüte vorziehen, unterscheiden. Weiter nördlich haben sich diese Unterschiede mehr verwischt. Der Polnische Bauer um Culm und Graudenz herum hat seine Nationaltracht abgelegt und sich den nichtssagenden modernen Formen anbequemt.

Sowohl die Dobriner, als auch die Michelauer, gehören zu den besten Stämmen ihrer Nation. Sie zeichnen sich namentlich durch größeren Fleiß und größere Sauberkeit aus. Der Dialect, welchen sie sprechen, steht dem Hochpolnischen nahe und enthält nur wenige Solöcismen.

Im Osten der Landschaft befinden sich bereits Masurische Elemente, wie sie im südlichen Ostpreußen vorherrschen. Die

*) Die echte Michelau ist ein kleines Ländchen zwischen Drewenz und Xiente, das zeitweise dem D. Ritterorden gehörte. Der Gebrauch des Namens „Michelau" für die Kreise Straßburg und Löbau kam erst im 18. Jahrhundert auf.

dort wohnenden Polen sprechen einen eignen Dialect, welcher keine geschliffenen Laute hat. So heißt bei ihnen das Kalb „celę“ statt „cielę,“ schwarz „carny“ statt „czarny,“ und dergleichen.

Masurischer Abstammung und häufig evangelischer Religion sind auch die in den ehemaligen Ostpreußischen Districten von Westpreußen wohnenden Polen. Sie scheinen sich daselbst schon zur Zeit des Ordens niedergelassen zu haben; als die Preußischen Herzoge die Reformation einführten, wurden sie mit evangelisirt. Ein bedeutender Nachschub Masurischer Protestanten, welche in Folge der Spezialgesetzgebung des Herzogthums Masovien ihres Glaubens halber das Land verlassen mußten, ließ ihre Zahl so anschwellen, daß sie das ganze südliche Ostpreußen überschwemmten, welches noch heute nach ihnen „Masuren“ heißt.

Ehemals gab es evangelische Polen auch außerhalb der Masurischen Districte in Westpreußen sowohl, als in anderen Polnischen Gebietstheilen. In Danzig, Stuhm und in vielen anderen Städten wurden eigene Polnische Prediger an evangelischen Kirchen angestellt, oder der evangelische Prediger hatte wenigstens die Verpflichtung, von Zeit zu Zeit polnisch zu predigen. In Danzig bestand die evangelisch-polnische Kirche bei St. Anna, an welcher bis in die 50er Jahre der berühmte Polnische Sprachforscher Mrongovius als Prediger wirkte. Die ehemals zahlreiche Gemeinde war schon damals dermaßen zusammengeschmolzen, daß er großentheils vor leeren Bänken predigte. Die evangelisch-polnische Diaspora kann gegenwärtig als ausgestorben betrachtet werden.

Auch unter den evangelischen Polen findet gegenwärtig eine Bewegung statt, welche dem Slavismus günstig ist. Häufige Bekehrungen zum Römischen Katholizismus, Sympathien mit den Russischen Polen, die früher nur spärlich vorhanden waren, antipreußische Gelüste, die sich mit der politischen Demokratie verschlingen, zeigen zur Genüge, daß auch hier die nationellen Interessen den religiösen sich überzuordnen beginnen.

Die Polnische Sprachinsel im Stuhmer Kreise ist, wie erwähnt, durch Kolonisation mit Kassubischen Elementen versetzt. Zwar haben diese keine selbständige Existenz gewonnen, aber ihre Einwirkung auf den dort herrschenden polnischen Volksdialect mußte um so größer sein, als sie einen Rückhalt an den links der Weichsel wohnenden Kassuben hatten.

Die Deutsche Bevölkerung in ganz Westpreußen ist Niedersächsischen Stammes. Nur in einem kleinen Districte an der Grenze von Ostpreußen — in dem sogenannten Oberlande — haben sich oberdeutsche Elemente concentrirt. Hier spricht der Bauer hochdeutsch, während man sonst auf dem Lande nur die plattdeutsche (niederdeutsche) Mundart hört.

Die Deutschen Einzöglinge kamen bekanntlich aus allen Theilen Deutschlands herbei; doch waren die Oberdeutschen in solcher Minorität, daß sie von den Niederdeutschen aufgeschluckt wurden. Die Antipathie zwischen Niederdeutschen und Oberdeutschen spielt auch in der Empörung von 1454 eine Rolle; denn man kann fast sagen, daß die Landeseinwohner Niederdeutscher Zunge und Race waren, während der D. Ritterorden vorzugsweise Oberdeutsche Mitglieder zählte.

Auch die Niederdeutschen kamen aus verschiedenen Gegenden, brachten verschiedene Sitten, Trachten und Dialecte mit.

Es ist in Westpreußen (wie auch im Netzedistrict) keine seltene Erscheinung, daß man in zwei an einander grenzenden Dörfern mitten im Lande zwei ganz verschiedene Niederdeutsche Dialecte hört. In dem einen Dorfe wird das Buch „Book," in dem anderen „Bauk" genannt; in dem einen Dorfe heißt die Reune „Nägen," welche Benennung, in dem Nachbardorfe ausgesprochen, schallendes Gelächter hervorruft, da man hier die Reune „Neigen" nennt.

Im Ganzen aber kann man festhalten, daß die Deutschen auf der Höhe südwestlich der Brahe dem Westphälischen, die Deutschen auf dem Höhenlande nördlich der Ossa, so wie auch die Niederunger dem Niedersächsischen Stamme im eigentlichen Sinne zugehören.

Die Niedersächsische Race zeichnet sich in ihrer Heimath durch Ausdauer und Zähigkeit aus; sie ist auch hier auf dem Preußischen Vorposten nicht ausgeartet. Wir haben bereits gesehen, mit welchen Schwierigkeiten die Leute hier in der Niederung zu kämpfen haben. Es sind vielleicht eben diese Schwierigkeiten, die ihnen die neue Heimath so werth machen. Der richtige Niederunger verläßt seine Niederung nicht, und sollte er Jahr für Jahr überschwemmt werden. Er will „lieber in der Niederung ersaufen, als daß er auf der Höhe verhungere."

Die Niederunger enthalten eine starke Beimischung Flandrischer und Friesischer Elemente, welche erst zu Polnischen Zeiten ins Land gekommen. Das sind die Mennoniten, welche im 16. Jahrhunderte, aus ihrem Vaterlande Holland vertrieben, hier eine Zuflucht fanden.

Zwar befehdeten sie sich untereinander, da sie in Religionssystem und Tracht von einander abweichen. Die Strengeren, welche noch lange altmodische Röcke mit Haken und Oesen trugen, hielten sich von den Neumodischen fern, die ihre Röcke mit Knöpfen zierten. Denn, wie es in dem bittern Spottvers heißt:

Dee mit Haken onn Oesen
Waard Gott erlösen —
Dee mit Knöpp' onn Taſken
Waard de Düwel erhasken! —

Sie waren jedoch darin einig, daß sie Sprache, Tracht und Sitten reindeutsch erhielten.

Die Mundart der Niedersächsischen Abtheilung im eigentlichen Sinne zeichnet sich durch einen gewissen Hang zur Verbreiterung, Verdumpfung und Verunreinigung der Vokale aus. Eigenthümlich ist ihr das unreine a (o͡a z. B. Ko͡an=Kahn), welches dem Schwedischen å entspricht; und das unreine e, welches fast wie aa gesprochen wird (z. B. Sparling=Sperling). Das kurze i wird regelmäßig zu e, und das kurze u ebenso regelmäßig zu o verflacht (z. B. spenne=spinnen, Thorm=Thurm).

Die Mundart der Westphälischen Abtheilung neigt sich im Allgemeinen zu helleren und reineren Lauten hin. Eigenthüm-

lich ist ihr die Aussprache des langen u, welches (ähnlich dem englischen ū und ew) wie ju lautet. Auch das lange o wird nach angelsächsischer Weise = eo gesprochen. So sagt man im Netzedistrict: dju statt du, Breot statt Brot, und dergleichen.

Die Deutschen Sprachinseln in Kassuben und im Culmer Lande bedienen sich theilweise noch immer des Schwäbischen Dialectes, den ihre Vorfahren in's Land gebracht. Sie können sich ihren Niederdeutschen Landsleuten kaum verständlich machen, so wie sie ihrerseits die Niederdeutsche Sprache schwer auffassen. Der Deutsche ist einmal harthörig, zumal, wenn es seinen Brüdern gilt. Es ist nicht ohne Beispiel, daß Deutsche Leute ein schlechtes Polnisch als das beste Mittel ansehen, sich unter einander zu verständigen.

Die plattdeutsche Mundart war ehemals als Umgangssprache (nicht als offizielle Sprache) auch in den Städten vorherrschend. Gegenwärtig verschwindet sie immer mehr, um dem Hochdeutschen (Schriftdeutschen) Platz zu machen. Als Umgangssprache der gemeinen Leute findet man sie noch in Danzig, Elbing und den kleinen Städten des Netzedistricts, so wie des südlichen Pommerellen vor. Der Deutsche von Bildung, gleichviel ob eingeboren oder eingewandert, spricht überall hochdeutsch.

Wo compacte Massen von Deutschen zusammensitzen, wo also eine Volkssprache wirklich vorhanden ist, wird die gebildete Umgangssprache von dieser Volkssprache vielfach beeinflußt. Hier kann man von einer Hochdeutschen Mundart sprechen, die der sie umgebenden und unter ihr durchgehenden Volkssprache parallel läuft. Der gute Beobachter wird den gebildeten Niederunger unschwer herausfinden, weil er das lange e (=aa) ganz wie sein plattdeutsch redender Nachbar, spricht. Den gebildeten Bewohner des Netzedistrictes wird man an den Slavismen (s. unten), die er von seinem plattdeutsch redenden Nachbarn entlehnt, sehr leicht erkennen.

Wo aber die Deutschen nur sporadisch vorkommen, wo sie aus aller Herren Länder eingewandert und durcheinander ge-

rüttelt sind, hat sich ein fast dialektfreies Schriftdeutsch als gebildete Umgangssprache eingebürgert, wie es reiner kaum in einem echtdeutschen Lande zu finden ist. In Thorn und den kleinen Städten des Culmer Landes hört man aus dem Munde der Gebildeten ein so correctes Deutsch, wie man es nur irgend verlangen kann. Auch auf den Höhen von Nord-Pommerellen ist die gebildete Umgangssprache der Deutschen ohne erhebliche Provinzialismen.

Die Westpreußischen Juden sprechen, wie alle Juden des ehemaligen Polnischen Reiches, einen Schwäbischen, mit Hebraismen durchsetzten, Dialect, wie man ihn ganz ähnlich in Würtemberg und Baden hört. Von den Polnischen Juden im eminenten Sinne unterscheiden sie sich durch die wenig gutturale Aussprache des ch (so sagen sie iche für ich, während die Russisch- und Oesterreichisch-Polnischen Juden iach sagen), so wie durch reinere Aussprache der Vokale (so sagen sie Polisch für Polnisch, während die Polnischen Juden Pölisch sagen). Der letztere Umstand trennt sie auch von den echt-deutschen Juden, welche das a wie o und das ei wie öi sprechen. Die Gebildeten unter ihnen geben ein völlig reines Deutsch zu hören, das sich von dem Normaldeutsch nur durch eine überscharfe Accentuation unterscheidet. In einigen Gegenden, wo sie sich vorzüglich heimisch fühlen, und woselbst sie sich mit Deutschen vielfach vermischt haben, wie in Elbing und Danzig, haben sie selbst diese Accentuirung abgelegt, so daß sie an der Sprache nicht mehr von Deutschen Christen zu unterscheiden sind.

Einen winzigen, aber merkwürdigen, Theil der Gesammtbevölkerung von Westpreußen bilden die Zigeuner, welche in einigen Dörfern des Netzedistrictes seit 1772 seßhaft sind. Sie haben die christliche Religion in derjenigen Form angenommen, die an ihren Wohnsitzen herrschend ist, sich sofort mit Deutschen gemischt und werden — da sie unter Deutschen Namen in die Gemeindelisten eingetragen sind — in kurzer Zeit bis zur Unkenntlichkeit germanisirt sein. Abgesehen von den körperlichen Eigenthümlichkeiten, die noch lange nicht verwischt sind, unter-

scheiden sie sich von den echten Deutschen noch jetzt durch einen Hang zu vagabondirender Lebensart. Es giebt im Netzedistricte Westpreußischen, wie Posener Antheils, mehre Dörfer, die von Wandermusikanten, athletischen Künstlern und Kesselflickern erfüllt sind.

Werfen wir unser Auge auf dasjenige, was die Nationen durch ihren wechselseitigen Verkehr während mehrerer Jahrhunderte von einander angenommen haben: so fällt uns ein reichlicher Austausch von Formen bei spärlicher Annäherung des Wesens auf. Die Formen sind oft nur der Niederschlag verunglückter Ausgleichungsversuche, die man ad acta legte. Sie werden — der Scheidemünze gleich — gegenseitig als Verkehrsmittel gebraucht und dann verachtet. Nicht selten müssen sie der gegenseitigen Neckerei und Verhöhnung dienen.

Die Deutsche Natur hat vermöge ihrer nationalen Universalität und Weichheit gar Manches von den Andern angenommen.

Der Deutsche in Westpreußen unterscheidet sich von seinen Stammgenossen in Ostpreußen im Allgemeinen durch größere Gewandtheit und Lebhaftigkeit, welche häufig mit leichterem Sinne verbunden ist. Auch zeichnet ihn vor dem Ostpreußen größere Streitlust und Prozeßsucht aus. Wo die Bevölkerungen sich so vielfach mischen, wie in Westpreußen, sieht sich der Einzelne, auch in Friedenszeiten, als eine Art Posten an, der zur Beobachtung des Feindes Wache steht. Jede Miene, jede Handbewegung des Andern wird scharf bekrittelt, jedes Wort auf die Goldwage gelegt. Die gerichtliche Statistik weist in den Westpreußischen Districten, wie auch in den Posenschen, eine Unzahl von Injurien- und Bagatell-Prozessen nach. Nirgends werden die Behörden mit einer solchen Unzahl von Denunziationen überschüttet, wie in Westpreußen und seiner Nachbarprovinz; nirgends machen die Rechtsanwälte so vortheilhafte Geschäfte.

Eine Ausnahme von dieser Westpreußischen Spezialität bilden die Niederunger. In compacten Massen wohnend, von vorzugsweise zähem Character, wie sie sind, haben sie sich von

der Westpreußischen Rabulisterei in demselben Grade ferne gehalten, als sie der Westpreußischen Lebhaftigkeit ermangeln. Man könnte sie die Deutschesten der Deutschen in der ganzen Provinz benennen, weil bei ihnen Slavische Einflüsse am wenigsten zu bemerken sind. Demgemäß sind auch die Niederunger Frauen Hüterinnen deutscher Zucht und Sitte; dazu „frisch, wie die Rosen" nach dem Ausdrucke des alten Napoleon. Die echte Niederungerin altert langsam; sie ist noch immer schön, wenn ihre Colleginnen anderen Stammes längst abblühten.

Wo jedoch die nivellirenden Mächte der Neuzeit bei den Niederungern die Oberhand gewonnen haben, macht sich allerdings eine starke Zerfahrenheit geltend, die mit der moralischen Festigkeit der Vorfahren stark contrastirt.

Bei weitem stärker treten Polnische Einwirkungen bei den Deutschen Bewohnern der Süd-Pommerellischen Landschaften und des Netzedistrictes hervor.

Hier findet man bei den Deutschen noch gegenwärtig gewisse polnische Umgangsformen, als die gegenseitige Begrüßung näherer Bekannten durch Doppelkuß auf die Wangen; die, sich namentlich in vielen Handküssen, äußernde, gesteigerte Galanterie der jungen und alten Herrn gegenüber den Damen; und Anderes, das sie ihren Polnischen Nachbaren abgesehen.

Zwischen Tuchel und Conitz in dem Lande südwestlich der Brahe befindet sich ein Bruchtheil von katholisirten Deutschen, welche von ihren Nachbaren, Polen wie Deutschen, mit dem räthselhaften Spitznamen „Koschnewier" (s. unten) belegt werden. Es sind dies echte Deutsche, die von ihren evangelischen Nachbarn Deutscher Zunge nur wenig verschieden sind. Von den Katholiken Polnischer Zunge unterscheiden sie sich durch dunkle Trachten. So pflegen z. B. ihre Frauen dunkelfarbige Strümpfe zu tragen; erst in neuerer Zeit bemerkt man, daß sie denselben hellfarbige Keile einsetzen.

Seit dem 14. Jahrhundert in der Tuchler Comthurei angesessen, traten sie zur Zeit der Reformation insgesammt dem evangelischen Glauben bei. Nach ihrer im 17. Jahrhundert be-

werkstelligten Rekatholisirung nahmen die Männer zwar Polnische Tracht und Haltung an; sie trugen Röcke nach Polnischer Art gemacht (mit Haken und Oesen, statt der Knöpfe), Schärpen und Leibbinden, schnitten Haare und Bart bis auf den Schnurrbart ab, hielten sich jedoch sonst von Polnischer Sprache und Sitte fern. Nach der Preußischen Occupation (1772) verschwand die Polnische Tracht allmälig bis auf die letzte Spur; es trat eine Reaction nach der Deutschen Seite hin ein, welche auch in heftiger Abneigung gegen alle Polnischen Schilderhebungen zu Tage kam. Neuerdings hat wieder eine Annäherung an das Polenthum stattgefunden, die sich in Mischheirathen mit National-Polen und in Coalitionen mit der nationalpolnischen Partei bei den politischen Wahlen äußert.

Bei den übrigen, meistens evangelischen, Deutschen, welche in Süd-Pommerellen und im Netzedistricte wohnen, hat eine Annahme polnischer Tracht und Haltung niemals stattgefunden. Desto zahlreichere Spuren polnischen Einflusses treten in der Sprache hervor.

Zwar die Gebildeten haben ihre Sprache von Polnischen Wurzelwörtern ziemlich rein erhalten; bei ihnen pflegt der Polnische Einfluß sich mehr im Accent und Betonung zu zeigen. Wer einen gebildeten Deutschen aus dieser Gegend seine Muttersprache gebrauchen hört, glaubt oftmals einen Polen zu hören, welcher gut Deutsch gelernt. Er bemerkt ein Verkürzen der Vokale, ein Zerhacken der Silben, einen Hang zur Accentuirung der paenultima, einen Betonungsmangel, der nur durch eine Berührung mit Polnischen Elementen zu erklären ist. In gewissen Gegenden, namentlich der ehemaligen Comthureien Schlochau und Tuchel, kommt dazu eine Neigung, die Gaumlaute zu erweichen, welche sich bis zur wirklichen Schleifung potenziirt. Nicht genug, daß man dort g vor e und i (auch vor ne und ni) erweicht, wie in Norddeutschland wohl allgemein geschieht: man spricht es in einzelnen Gegenden völlig = dj aus. Abweichend von jeder Deutschen Mundart wird das k vor e und i (auch vor ne und ni) stark erweicht; das ch aber hinter e und i dermaßen geschliffen,

daß es = sch lautet. Die Positionslänge, welche dem Genius der Deutschen Sprache so sehr zuwider ist, wird bei gewissen Vokalen und Diphthongen, wie u und ü, welches letztere man aber = ie spricht, deutlich wahrgenommen. So spricht man in der Gegend von Pr. Friedland: djern für gern, K'erl für Kerl, Böttscher für Böttcher; in Conitz und Umgegend wird man öfters Bū-tter für Butter, Schlie-ssel für Schlüssel hören.

Bei dem gemeinen Manne war diese Einwirkung noch realistischer. Während er Accent und Betonung rein erhielt, versetzte er seine Umgangssprache mit zahlreichen Polonismen (wie Katsch=Ente, Schmand=Sahne, Wunzen=Schnurrbart), welche noch immer gang und gäbe sind. Behufs der Aussprache machte er sich sogar einen für die Deutsche Sprache neuen Laut zurecht = dem Französischen j, welchen Laut Weinhold mit sch' figurirt (z. B. Lesch'ak=Leichtfuß).

Polnische Wendungen und Endungen pflegt der gemeine Mann namentlich zu gebrauchen, wenn er hochdeutsch redet. Das Hochdeutsche, das er nicht gern spricht, steht ihm als eine fremde Sprache gegenüber; es kommt ihm als eine Art Polnisch vor. Die Beschränkung des Relativs auf die Neutralform „was" (z. B. der Vater, was krank war), die Diminutivformen auf usch und usche, und andere Polonismen, kann man vorzugsweise bei Ungebildeten, die sich im Hochdeutschen versuchen, wie bei Halbgebildeten vernehmen. Mit den Diminutivendungen wird namentlich von zärtlichen Müttern und Ammen ein Spiel getrieben, welches echtdeutsche Ohren beleidigt. Die Polen haben nämlich viel reichere und mannichfachere Diminutivformen, als wir Deutschen; und diesen Umstand machen sich die guten Mütter zu Nutze. Hierdurch bildet sich eine eigene Kindersprache von so vielen Eigenthümlichkeiten, daß kein Uneingeweihter sie verstehen kann. Von der häufigen Wiederkehr des diminutiven „usch" in derselben könnte man sie die Usch-Sprache nennen.

Von den Juden haben die hiesigen Deutschen einige (meist hebräische, also besonders characteristische) Wörter angenommen,

welche in neueren Zeiten, nachdem die Juden in der Tagesliteratur eine wichtige Stellung eingenommen, auch in weiteren Kreisen bekannt geworden sind. Vor etwa fünfzig Jahren dürfte man in Berlin z. B. vergebens nach einem Deutschen geforscht haben, der gewußt hätte, was: „Pleite" ist. Seitdem hat man den Namen — und leider auch die Sache — so gründlich kennen gelernt, daß keinerlei Zweifel darüber mehr obwalten.

Dem Wesen nach haben die hiesigen Deutschen von den Juden nichts angenommen; es müßte denn der unhistorische, practische, nüchterne, allen Idealen abholde Sinn, der unter ihnen herrschend ist, auf Rechnung des Verkehrs mit den Juden zu setzen sein. Doch hängt wohl diese Eigenschaft mehr noch mit dem ursprünglich colonialen Character der hiesigen Ansiedlungen inmitten einer feindlichen Bevölkerung zusammen.

Der hiesige Deutsche, selbst der Eingeborene, dessen Vorfahren Jahrhunderte lang auf derselben Scholle saßen, hat nicht die mindeste Tradition von alten Zeiten; kaum, daß er weiß, was zu Zeiten seines directen Erzeugers sich zugetragen. Die ganze Vergangenheit kommt ihm als ein Polnisches Tohu va bohu vor, welches man vergessen müßte, wenn man es zufällig wissen sollte.

Das Letztere ist indessen nicht zu befürchten. Die Unwissenheit der eingebornen Deutschen in allen Polnischen Angelegenheiten, selbst den actuellen, gegenwärtig bestehenden, befindet sich auf einer Höhe, welche kaum überschreitbar scheint. Und doch wird sie von der Unwissenheit der gebildeten Einzöglinge, namentlich der meisten, aus den westlicheren Provinzen hierher versetzten, Beamten, in Betreff der hiesigen Eigenthümlichkeiten, noch bei weitem übertroffen.

Die Heimathskunde, welche man den Elementarschülern überliefert, bezieht sich gewöhnlich auf Ostpreußen, Brandenburg, Pommern und alles Mögliche, nur nicht auf Westpreußen. Alles, was Westpreußen insbesondere betrifft, wird mit einer bewunderungswürdigen Geschicklichkeit umsegelt. Das kommt daher, daß die Lehrmeister selbst nicht das Mindeste davon

verstehen. Und woher sollten sie es auch kennen, da es ihnen Niemand beigebracht? —

Auf Gymnasien und höheren Bürgerschulen ist zwar ein Cursus in der vaterländischen Geschichte von der Oberbehörde angeordnet. Es wiederholt sich hier aber eben dasselbe Spiel, wie in der Elementarschule; die Westpreußische Geschichte glänzt auch hier durch ihre Abwesenheit, weil der Lehrer selber sie weder kennt, noch kennen zu lernen die Mittel hat. In allen Schulbüchern ist von ihr nur beiläufig einmal die Rede; sie wird mit wenigen Worten abgefertigt, in welchen noch obenein oft Falsa enthalten sind.

Auf den Preußischen Universitäten findet der junge Student ebenfalls kaum Gelegenheit, seine Wißbegierde über diesen Gegenstand zu befriedigen. Derjenige Professor, welcher über Preußische Geschichte liest, kann oft über Westpreußen wenig sagen, da ihm die Polnische Geschichte selber unbekannt. Polnische Spezialisten giebt es nur auf einer Universität des Staates, welche von Westpreußen deutscher Zunge fast nie besucht wird. Kurz: es vereinigt sich Alles, um das Dunkel, in welches besagter Landestheil seit langer Zeit gehüllt ist, zu verewigen.

Es ist daher kein Wunder, wenn sich selbst die gebildetsten Leute über den beregten Punkt im Unklaren befinden. Nun aber fordert der Geist der Neuzeit, daß Jeder Alles wisse. Man füllt daher diese wissenschaftliche Leere mit Hypothesen aus, welche das Gelächter des Kundigen erregen würden, wenn nicht diese Sache ihre sehr ernste Seite hätte *).

Als die ersten Preußischen Beamten in's Land kamen, gingen sie ernsthaft an dessen Germanisirung, indem sie die achtbaren Ueberreste des Deutschthums daselbst in Form und Wesen ermu-

*) Viel verbreitet ist der Irrthum, daß links der Weichsel alte Preußen gesessen hätten. Er wird eben so schwierig auszurotten sein, wie der noch immer in Deutschland grassirende Aberglaube, daß jeder Russische Czar nach 25jähriger Regierungszeit „souverain" werde, weßhalb man ihn gewöhnlich um diese Zeit herum vergifte.

thigten. Auch gab es damals noch Beamte, evangelische Polen oder eingeborene Deutsche, welche mit den Polnischen Verhältnissen vertraut waren. Friedrich der Große kannte die Polen wohl und wußte sie angemessen zu behandeln.

Anders wurde die Strömung unter dem folgenden Könige, Friedrich Wilhelm II., welcher einen größeren Complex Polnischen Landes acquirirte. Die Polnischen Elemente traten jetzt dem aus Deutschen Provinzen stammenden Beamten so massenhaft gegenüber, daß er, an deren Bewältigung verzweifelnd, sich damit begnügte, sie mechanisch zu reglementiren. Gewöhnt an Accuratesse, glaubte er das am besten ausführen zu können, wenn er das Polnische in der correctesten Form beließ. Ja es bildete sich unter den damaligen Beamten die Ansicht aus, daß Se. Majestät von Preußen in den Polnischen Antheilen keinerlei Deutsche Mission mehr habe. So gab man neuen Ansiedlungen geflissentlich Polnische Namen; v. Holsche führt in seinem geographischen Werk über diese Antheile den König als Polnischen Besitzer auf.

Nach der großen Katastrophe in den Jahren 1806 und 7, als das nationale Bewußtsein der Deutschen in Westpreußen und Posen mehr erstarkte, ging man zu dem entgegengesetzten Fehler über, von welchem man auch gegenwärtig nicht frei ist. Man glaubte die Polnischen Formen zu germanisiren, sobald man sie nur verdarb. Wenn beispielsweise der Name Koszyce von Deutschen Behörden Koschitz oder Koschütz geschrieben wird, so ist dies eine regelrechte Germanisirung, eine dem Deutschen mundgerechte Form, über welche sich die Polen mit Recht nicht beschweren können, da sie während der Zeit ihrer Herrschaft die Deutschen Ortsnamen regelrecht polonisirten. Es muß einer Deutschen Regierung gestattet sein, die ihr gehörigen Ortschaften deutsch zu benennen; und es kann einer Regierung Niemand verübeln, wenn sie eine Form wählt, welche dem Genius ihrer Sprache conform erscheint. Würde aber eine solche Behörde Koschicz oder Koschycz oder Koschücz schreiben, so wäre dies einmal eine tactlose Halbheit; zweitens aber wären die Polen

im Recht, wenn sie darüber Klage erhöben. Denn es wäre eine förmliche Verhöhnung ihrer Sprache, zu welcher eine Veranlassung nicht vorliegt.

Solche läppischen Germanisirungen und frivolen Corruptionen können nur dazu beitragen, die Abneigung zwischen den beiden Nationen unnützerweise zu vermehren.

Seit der Mitte des 17. Jahrhunderts etwa hat ein Austausch von Sprachelementen zwischen den beiden Nationen nicht mehr stattgefunden. Nimmt der Deutsche jetzt noch Polnische Wörter auf, so läßt er sie völlig unverändert; er nennt dann eine Wirthinn oprzętna, einen Pferdeknecht fornal, einen Schweinejungen świniarek und dergleichen; was da beweist, daß er sich von dem Polnischen Wesen abgewendet und sich dasselbe fern zu halten entschlossen ist.

Diese Abwendung vom Polnischen Wesen zeigt sich auch in der allgemeinen Antipathie, welche unter den Deutschen gegen die Polnische Sprache herrscht. Gebildete Deutsche, welche sich die Polnische Sprache aneignen, sind selbst in Städten mit gemischter Bevölkerung recht selten. In einer Stadt Westpreußen's, welche über 300 Jahre unter Polnischem Scepter stand, lieferte man vor einigen Jahren einen unbekannten Mann, als „verrückt" den Behörden ein. Die nähere Untersuchung ergab, daß der Wahnsinn des Mannes in nichts Anderem bestand, als daß er „Polnisch" sprach. In der ganzen Stadt, welche allerdings nicht viele Bewohner zählte, befand sich nur ein einziger Mann, der dies zu constatiren im Stande war.

Es ist zwar wahr, daß die Deutschen im Allgemeinen die Polnische Sprache schwerer erlernen, als die Polen die Deutsche. Dagegen gestehen die Polen selbst, daß viele Deutsche sich diese Sprache in einer Weise aneignen, daß man sie von echten Polen nicht unterscheiden kann. Allerdings werden dies nicht Sachsen, Schwaben, Franken, Baiern, sondern Schlesier oder sonstige Ostdeutsche sein, die in ehemals Slavischen Gegenden geboren sind. Aber selbst diese Deutschen, denen die Erlernung der Polnischen Sprache verhältnißmäßig leicht wird, lassen sich jetzt nur ungern dazu herbei.

Die Entfernung vom Polnischen Wesen, oder, wie Carl X. zu den Conitzern sagte, „geschwebten Unwesen," ist das Product der allgemeinen historischen Entwickelung, so zu sagen: ein Naturereigniß, gegen welches Mittel, selbst wenn man sie suchte, nicht zu finden wären. Wenn sich aber diese Entfremdung bis zu einer indolenten Unkunde der Polnischen Verhältnisse steigert, welche selbst einem Engländer, den Hindu's gegenüber, Ehre machen würde — so ist dies ein bedenklicher Fehler, gegen welchen Abhilfe zu suchen und — zu finden ist. Wen man nicht kennt, den vermag man auch nicht zu beherrschen.

Es kann sich der Deutsche in dieser Beziehung am Polen ein Beispiel nehmen. Die Sympathie der Polen mit den Germanen ist niemals groß gewesen, in neuerer Zeit ist sie aus allgemein bekannten Gründen auf ein Minimum herabgesunken. Der Pole fühlt jetzt gegen das Deutsche Wesen eine Abneigung, welche diejenige des Deutschen gegen das Polnische Wesen bedeutend übertrifft. Man wird es also begreifen, wenn er die Deutsche Sprache mit nicht sehr günstigen Augen betrachtet; auch ist bekannt, daß er sich derselben, als offizieller und Umgangssprache, nach Kräften zu entziehen trachtet.

Dennoch wird es ihm niemals einfallen, auf die Erlernung der Deutschen Sprache zu verzichten. Er weiß, daß sie ihm im Verkehr nöthig ist; er weiß, daß er jede Fühlung mit den Deutschen verliert, wenn er nicht Deutsch versteht. Er würde eine Waffe weniger zu haben glauben, wenn er der Deutschen Sprache nicht mächtig wäre.

Freilich erlernt er wegen seines „muntern Ingeniums" (wie Friedrich der Große sagt) und des Slavischen Nachahmungstalentes, welches ihm eigen ist, die schwere Deutsche Sprache leichter, als der Deutsche die ungleich leichtere Polnische Sprache lernt. Die abstracte Unterscheidung zwischen Form und Wesen, die dem Deutschen nicht geläufig ist, liegt ferner im Nationalcharacter. Mit Unrecht klagen die Polen, daß ihnen mit der Deutschen Sprache gleichsam ein Deutscher Geist gewaltsam eingehaucht werde. Kein besseres Mittel giebt es gegen

fremde Sprachgifte, als Milch aus einer Polnischen Mutterbrust.

„Was ist die Sprache?“ — denkt der Pole — „ein Hauch, der verschwindet, sobald der Mund geschlossen ist. Sprechen wir, in welchem Idiom es sei: wenn nur die Muttersprache in unserm Herzen wohnt!“ — Anders der Deutsche, welcher für solche Abstractionen zu plump und zu ehrlich ist; weßhalb er auch die in ihm aufsteigende Lachlust, dem das Deutsche radebrechenden Fremden gegenüber, nicht bändigen kann. Der Deutsche, wenn er gut Polnisch spricht, hat gewöhnlich auch Polnische Anschauungen mit eingesogen; der Pole kann das Deutsche mit der größten Geläufigkeit handhaben, ohne an seiner Nationalität einzubüßen.

Aber, wenn dem Deutschen diese Abstraction auch schwerer wird, als dem Polen, so wird sie ihm doch nicht unmöglich sein. Der Deutsche kann Alles, wenn er es ernstlich will. Es fehlt keineswegs an Deutschen, welche die schlausten Diplomaten sind. Wird ihnen ja doch von fremden Nationen (die immer die Einwanderer vor sich sehen) vorgeworfen, daß sie doppelzüngig und hinterlistig seien.

Nun wolle zwar Gott verhüten, daß wir den Ruhm unsrer Einfachheit in die Schanze schlagen; hüten wir uns aber, diese Eigenschaft auf eine Spitze zu treiben, wo sie in Einfalt übergeht! —

Der Pole hat von dem Deutschen zu den Zeiten, als sich die Nationen noch näher standen, eine Unmasse von Wörtern angenommen, die er mit Geschick polonisirte. Fast alle auf Handel und Gewerbe bezüglichen Wörter im Polnischen Lexikon sind aus dem Deutschen entlehnt und auf eine Weise zugestutzt, daß der Genius der Sprache darunter nicht gelitten hat. So heißt der Maler malarz, der Bauer browar, die Schürze fartuch, und dergleichen. Ja selbst jetzt, da er die Deutsche Sprache scheel ansieht, nimmt er dennoch von ihr Wörter an, für welche er eine passende Bezeichnung im Polnischen nicht findet. Denn er ist kein Sprachpedant; er gehört zu denen, die, wie Friedrich der Große, „nedifficultent jamais pour la forme.“ So nennt er den Bahnhof banhof, die Eisenbahn ejzenban, ja selbst den

Fortschrittsmann fortrzycman und dergleichen. Manche von diesen Ausdrücken verschwinden, so wie sie kommen; andere setzen sich für längere Zeit, noch andere für immer fest.

Von den Juden hat der Pole im Wesen nichts, in der Sprache viel weniger, als der Deutsche, angenommen. Die Polnischen Judaismen beschränken sich auf rein-jüdische Verhältnisse, die mit dem betreffenden hebräischen Worte bezeichnet werden. So heißt die Judengemeinde kahal, ein Judenjunge bachor, die Seitenlocken pejsy u. dgl.

Die Juden in Polen trugen in früheren Zeiten Polnische Nationaltracht und behielten dieselbe zum Theile bei, als sie bei den Polen selber verschwunden war. Wir haben bereits gesehen, daß die Juden in Westpreußen und dem Netzdistrikte seit 1772 Deutsche Tracht anlegten und sich den Gebräuchen und Ritualgesetzen wie sie in Russisch- und Oesterreichisch-Polen bestehen blieben, allmälig entzogen. Von Polnischen Wörtern haben sie in ihrem Deutschen Dialekte einige wenige eingeführt, welche allmälig aus der Mode kommen. So heißt die Fleischkasse Krubka, das Bett Puche, und Aehnliches. Desgleichen haben sie sich, wie die Deutschen, der Diminutivendung „usch" (in Leybusch, Dobbrusch und andern Personennamen) bemächtigt. Auch an den Polnischen Ortsnamen pflegen sie mit großer Zähigkeit festzuhalten. Sie lernten dieselben zuerst in der Polnischen Urform kennen, und fühlten — da ihnen die Sprache eine gleichgiltige ist — nicht dasselbe Bedürfniß wie die Deutschen, die Form zu verändern. Wo sie dies aber für angemessen erachten, schlugen sie darin einen eigenen Weg ein, der von demjenigen der Deutschen abwich. So nennen sie noch jetzt die Stadt Vandsburg „Venselborg" (ehemals Więsowno) Lobsens „Lobsch'enitze", Chodziesen „Chescheisch" und Aehnliches. Das Dorf Wda in der Tuchler Heide wird von ihnen die „Awde" genannt.

Im Uebrigen lernen die Juden das Polnische ziemlich leicht und sprechen es dann fast eben so geläufig, wie ihre Deutsche Muttersprache. In Folge der berührten Zeitströmung ist es sogar nicht unmöglich, daß sie in gewissen Gegenden die Polnische Sprache

an Stelle der Deutschen setzen. Bisher fand dieser Umsturz erst bei einigen gebildeten Judenfamilien in Russisch-Polen statt.

Gehen wir zu einem realeren Austausche — dem Austausch des Personenstandes — über: so finden wir im Allgemeinen, daß die Deutschen an die Polen viel mehr abgaben, als die Polen an die Deutschen. Denn sie verloren in Westpreußen an die Polen fast ihren ganzen Landesadel, sowie einen nicht unbeträchtlichen Theil des Bürger- und Bauernstandes. Dem gegenüber verloren die Polen nur ihre geflüchteten Dissidenten, welche sich in Danzig und anderwärts, wo sie sich sicher fühlten und niederließen, in echte Deutsche verwandelten. Man erkennt ihre Nachkommen leicht an ihren polnischen Namen, welche sie großentheils unverändert beibehielten; nur daß sie zuweilen die Endsilbe ki in ky verwandeln, welcher Anblick einem echten Polen Uebelkeit verursacht.

Der Austausch des Personenstands zwischen Juden und Polen war niemals von Bedeutung, obwohl im alten Polen jedem Juden, der sich taufen ließ, der Adel geboten ward. Zwischen Deutschen und Juden dagegen haben Vermischungen in neueren Zeiten an vielen Orten und vielfach stattgefunden, gewöhnlich in der Art, daß der jüdische Theil sich vor der Verbindung taufen ließ. Seit dem Jahre 1848, wo das Verbot eines Uebertrittes zum Judenthum verschwand, ist auch das umgekehrte Verhältniß hie und da eingetreten, jedoch nur in seltenen Fällen.

Fragen wir schließlich, welches das ethnographische Resultat des mit den Jahren 1772 beginnenden Entwickelungsprozesses sei, so wird dies in Zahlen auszudrücken, einigermaßen schwierig sein.

Zu der Zeit, als Westpreußen der Preußischen Monarchie incorporirt wurde, haben statistische Erhebungen, welche die Nationalität der Bewohner feststellten, niemals stattgefunden; man begnügte sich mit der Angabe des religiösen Bekenntnisses. Auch in der Folge stieß die Ermittelung der Nationalitäten auf manches Hinderniß.

In einem Lande, wie Siebenbürgen, wo die verschiedenen Nationen in compacten Massen neben einander wohnen, mag man die Nationalität des Einzelnen wohl leicht unterscheiden können. Wo aber, wie in Westpreußen, die Nationalitäten großentheils in unentwirrbarer Weise durch einander gerüttelt sind: wird für diese Unterscheidung Scharfsinn, Ueberblick und ein Bildungsgrad erfordert, welcher bei den mit diesem Geschäfte betrauten Beamten gewöhnlich nicht vorhanden ist.

Den größeren Städten im Lande präsidiren allerdings Bürgermeister von academischer Bildung, die den genannten Anforderungen wohl genügen würden. Doch ist es naheliegend, daß sie eine geschäftlich so untergeordnete Sache, wie die Klassifikation nach Nationalitäten, Subalternen überlassen, welche in der Regel dazu nicht befähigt sind. In den kleineren Städten pflegen sich dieser Sache zwar die Bürgermeister selbst zu unterziehen; leider aber stehen sie meistens auf einer Bildungsstufe, welche sie dazu nicht befähigt. Noch schlimmer steht es mit den Dorfschulzen, die häufig von demjenigen, was die Behörde verlangt, keine Ahnung haben.

Als die Behörden mit den statistischen Erhebungen in dieser Richtung den Anfang machten, formulirten sie die Frage derartig, daß sie die Sprache eines jeden Bewohners, als das sicherste Kennzeichen seiner Nationalität, zu wissen wünschten.

Diese Anordnung war sehr weise. Denn hätten die Behörden etwa die Categorien „Deutsche" und „Polen" in das Formular gesetzt, so hätten sie in den meisten Gegenden eine nackte Wiederholung der Categorien „Evangelische" und „Katholische" erhalten, nicht bloß, weil in den meisten Gegenden die religiösen Unterschiede mit den nationalen sich decken, sondern weil die Listenverfertiger selbst beim besten Willen die Begriffe „Evangelisch" und „Deutsch" auf einer Seite, und „Katholisch" und „Polnisch" auf der andern Seite, nicht zu unterscheiden wußten.

In welchem unauflöslichen Verbande hier die genannten Begriffe stehen, möchte einem Bewohner der reindeutschen Provinzen fast unglaublich erscheinen.

Nicht selten erklären hier Leute mit ernsthaftem Gesicht vor dem Richter, daß sie „katholisch" sprechen können. Kinder fordern Bücher mit „katholischen" Linien (um nämlich „polnisch" darin zu schreiben); katholische Rheinländer, welche einwanderten, werden als „Polnische" aufgeführt; ein Katholik, welcher den evangelischen Glauben annimmt, ist „Deutsch" geworden. Der gemeine Pole ist meistens überzeugt, daß der Papst „Polnisch" spreche. Einst soll ein Pole geweint haben, als ihm sein eigner Parochus dies bestritt.

Da nun die Behörde einen Nachweis über die Sprache verlangte, griff wieder ein anderes Mißverständniß Platz.

Die meisten Ortsvorsteher meinten, daß es der K. Regierung darum zu thun sei, die Sprachtalente eines jeden Bewohners kennen zu lernen*) Wo sie selbst Deutsche waren, führten sie jeden Polen, welcher einige Deutsche Sätze im Zusammenhange sprechen konnte, als einen Deutschen auf; waren sie Polen, so setzten sie jeden Deutschen, den sie vielleicht einmal hatten polnisch schimpfen hören, auf die Polnische Liste.

Auf diese Weise ergaben schließlich die statistischen Listen in diesem Punkte ein so widersinniges Resultat, daß die Behörden zu neuen Maßregeln genöthigt waren, um die Wahrheit kennen zu lernen. Man verlangte nicht mehr die Sprache des Einzelnen zu wissen, sondern die Familiensprache.

Nach dieser Methode ist nun allerdings ein annähernd richtiges Ergebniß gewonnen worden; jedoch laufen noch immer garstige Irrthümer mit unter (vgl. meine Schrift über den Kreis Flatow S. 158), und werden auch nicht verschwinden, so lange die Vorbildung der Dorfschulzen und Bürgermeister in den kleinen Städten sich auf der jetzigen Stufe befindet. Richtige statistische Angaben wird man nicht eher erhalten, als bis man in Dorf und Stadt Maßregeln getroffen haben wird, den Verwaltungs-

*) Ein Dorfschulze schrieb: „N. N. spricht deutsch, kann auch französisch und lateinisch sprechen."

beamten auf ein höheres Niveau zu bringen, damit nicht mehr Personen von untergeordneter Bildungsstufe zu Aemtern gelangen, für welche theilweise schon zu Polnischen Zeiten eine academische Vorbildung erfordert ward. Erst wenn sich der wissenschaftliche Gesichtskreis der Gemeindebeamten erweitert hat, werden sie den Anforderungen, welche die Oberbehörde an sie stellt, genügen können.

Jedoch — selbst dieses vorausgesetzt — wird man über die fragliche Angelegenheit schwerlich ins Klare kommen, so lange man die Juden ohne Weiteres zu den Deutschen zählt.

1772, wo dieser Modus wegen geringerer Anzahl der Juden viel ungefährlicher war, stellte man für die Juden besondere Listen auf. Bei ihrer damaligen exceptionellen Stellung war das selbstverständlich. Auch konnte man sie — da Sprachcategorien in den damaligen statistischen Listen fehlten — nirgend anders unterbringen.

Als man mit Feststellung der Nationalitäten einen Anfang machte, waren die Juden aus ihrer Ausnahmestellung herausgetreten; sie waren Staatsbürger, nicht mehr Schützlinge, wie ehemals. Sie wurden also — da sie allerdings Alle deutsch sprachen — in das Deutsche Rubrum eingetragen; man vergaß gänzlich, daß die Ermittelung der Sprache nicht Selbstzweck, sondern nur ein Modus zur Feststellung der Nationalitäten sei. Daß sich bei den Juden ausnahmsweise nicht Nationalität und Sprache, wohl aber Nationalität und Religion decken, hätte man wissen sollen.

Um eine Vergleichung der Nationalitätsverhältnisse von 1772 und jetzt anzustellen, bleibt nur das oben gedachte Verfahren, daß man — nach Abzug der Juden — die Katholiken mit den Polen, die Evangelischen mit den Deutschen identisch setzt, als das approximativ-richtigste übrig. Dieses angewandt aber ergiebt, daß in dem eigentlichen Westpreußen sich die beiden Nationalitäten noch immer die Waage halten.

Die Ursachen dieses, den Deutschen ungünstigen Ergebnisses sind in den obigen Erörterungen bereits sporadisch angedeutet.

Die Schlaffheit der eingeborenen Deutschen unter Friedrich dem Großen, die Mißgriffe der Regierung unter seinem Nachfolger, die Unterbrechung der germanisirenden Civilisationsarbeit durch die französische Invasion von 1806 und deren Folgen, die Begünstigung des Polenthums und des mit ihm verbundenen Katholicismus unter Friedrich Wilhelm IV — vor Allem aber die sittliche Erhebung des Polnischen Nationalcharacters seit 1848 — sind als die Hauptveranlassungen zu obiger Thatsache hervorgetreten.

Zu einer genügenden Erklärung derselben würden sie vielleicht allein zureichen. Es treten jedoch noch andere Gründe hinzu. Um diese zu erkennen, müssen wir uns mit der socialen Entwickelung der Bevölkerung näher beschäftigen.

Die Städte, welche als Hauptquartiere des Deutschthums im Lande gelten konnten, hatten ihre Hauptnahrung ehemals theils aus dem Seehandel, theils aus der Fabrikation von Tuch- und Eisenwaaren gezogen, welche sie nach Rußland absetzten.

Als Friedrich der Große seinen Antheil an Polnischen Territorien erhielt, wurden ihm durch den Neid der andern Theilungsmächte gerade die beiden Pforten des Verkehrs — Danzig und Thorn — entzogen. Was er auch für Maßregeln ergreifen mochte, um diesem Uebelstande abzuhelfen: sie hatten keine andere Wirkung, als den Wohlstand der beiden genannten Städte zu vernichten, ohne dadurch eine entsprechende Blüthe derjenigen Preußischen Städte, welche an ihre Stelle treten sollten (Culm und Elbing) herbeizuführen.

Die Zeiten der Polnischen Handelsblüthe waren überdies vorüber.

Zwar das Holz- und Getreide-Exportgeschäft, welches seit Jahrhunderten von Polen nach England über Danzig betrieben wurde, hatte eine zu solide und natürliche Basis, um nicht immer wieder von Neuem aufzuleben. Der Landhandel

nach Rußland aber lag bereits in den letzten Zügen, als Westpreußen an Preußen fiel. Namentlich war das früher schwunghaft betriebene Tuch-Export-Geschäft nach Rußland in Verfall gerathen. So z. B. fabrizirten fast alle Städte des Netzedistrictes grobe Tuche, welche die Conitzer Kaufleute appretirten und nach Rußland absetzten. Jetzt aber bezogen die Russen ihre Tuche theils aus England, wo man sie seit Erfindung der Maschinen billiger lieferte; theils ließen sie dieselben im Inlande verfertigen, wo neuangesetzte Deutsche Tuchweber ihnen bald ein eben so gutes Fabrikat lieferten, als das bisher importirte Polnische.

Die Tuchfabrikation belebte sich zwar einigermaßen wieder, als der König, rastlos um ihre Hebung besorgt, ihr binnenländische Märkte eröffnete; doch konnten diese bei der von Westen her geübten Concurrenz die Russischen Abnehmer nicht ersetzen. Andere Betriebszweige, die der König hervorrief oder begünstigte, als Leder- und Leinenindustrie, konnten wegen Mangels an natürlicher Basis oder Absatz nicht aufkommen. Die Städte sanken immer mehr zu Ackerstädten, zu einer Art von großen Dörfern herab; namentlich im Netzedistrict, wo man nach Polnischer Weise viel zu freigebig mit Ertheilung des Stadtrechts gewesen war.

Die französische Invasion gab diesen Städten den Gnadenstoß. Als der zweite Pariser Frieden geschlossen ward, befanden sie sich in einem Zustande, welcher fast an denjenigen von 1772 erinnerte.

Die einzige Klasse von Bewohnern, welche vermöge der Natur ihrer Geschäfte durch den Krieg gewonnen hatte, waren die Juden.

Als daher die städtischen Grundstücke wegen Verarmung ihrer Besitzer unter den Hammer kamen, gingen sie der Reihe nach in die Hände der Juden über. Die Juden bemächtigten sich zunächst des Handels, der ihnen (wenigstens in dem echten Westpreußen) bisher verschlossen war; dann warfen sie sich auch auf die einträglicheren Gewerbszweige, die man ihnen — bei inzwischen eingetretener Gewerbefreiheit — nicht mehr streitig

machte. In weniger als einem Decennium sahen sich die christlichen Großbürger und Meister auf den Ackerbau zurückgeworfen, welchen die Juden wegen des kärglichen Ertrages, den er damals brachte, so wie aus nationaler Antipathie vernachlässigten. Viele von den Deutschen Stadtbürgern sanken auch zu Tagelöhnern und Handlangern herab; und ihre Söhne und Töchter mußten sich herbeilassen, den einst verachteten „Schutzjuden" als Knechte und Mägde zu dienen.

Die einzigen Stadtbewohner, die damals das Deutschthum würdig repräsentirten, waren die Königlichen Beamten, meistens Einzöglinge, die aus den westlicheren Provinzen in's Land gekommen. Vermöge ihres festen Gehaltes, das bei dem damals allgemeinen Geldmangel und der fabelhaften Billigkeit der ersten Lebensmittel gegen die Jetztzeit gehalten mindestens den vierfachen Werth hatte, erfreuten sie sich inmitten einer verarmten Bevölkerung einer gesicherten Existenz; ja sie konnten ohne Unehrlichkeit ein kleines Vermögen sammeln, mit dem sie den verarmten Gutsbesitzer auskauften. Mit tiefster Verachtung sahen sie auf den elenden Pfahlbürger herab, der zum Häusler oder Tagelöhner degradirt zu werden im Begriffe stand; mit tiefster Verachtung auf den armen Handwerker, der sich kaum mehr ernähren konnte, wenn er nicht Ackerbau nebenbei betrieb.

Das Selbstgefühl des Deutschen Stadtbürgers war selbst durch die Städteordnung nicht mehr zu wecken. Auf selbständige Thätigkeit verzichtend, von welcher er so wenig Früchte sah, ging er entweder in Privatdienste, oder — wenn es möglich war — suchte er auf der untersten Staffel der Beamten-Pyramide Platz zu nehmen, welche ihm Brot und Nahrung zu versprechen schien. Glücklich pries er sich, wenn er den elendesten Posten als Bote, Executor oder als Lohnschreiber erhaschen konnte, den heute der ärmste Gewerbtreibende — selbst angeboten — verschmähen würde.

Ein Kanzellist galt damals als ein Holz, aus dem man Alles schnitzen könne. Kanzellisten wurden Bürgermeister und Kämmerer; Kanzellisten kauften sich Rittergüter. Ja es gab

Beispiele, daß Kanzellisten zu Richtern und Räthen wurden. Jeder Regierungs-Feldmesser von einigen ökonomischen Talenten hatte damals die Anwartschaft auf ein Rittergut. Bei den damals massenhaft provozirten Separationen konnte er (ohne eine Spur von Unehrlichkeit) in wenigen Jahren soviel erwerben, wie damals ein mäßiges Rittergut kostete. Es war das goldene Zeitalter für die Schreiberwelt.

Daß diese Zeitströmung einer Verbreitung des Deutschthums nicht günstig war, leuchtet ein.

Allerdings ward hie und da ein Polnischer Land-Besitzer durch einen Beamten Deutscher Zunge ausgekauft; auch ging wohl manches städtische Grundstück aus den Händen eines verarmten Polnischen Bürgers (die Polnischen Bürger litten natürlich unter demselben Zeitendruck, wie die Deutschen) in Deutsche Beamtenhände über. Doch konnten diese vereinzelten Besitzveränderungen für den finanziellen und moralischen Verfall des Bürgerthums in den kleinen Städten keinen Ersatz leisten.

Der nicht angesiedelte Beamte aber hatte noch weniger Einfluß. Er flog, wie ein Zugvogel, hin und her und konnte also im Lande nicht Wurzel fassen. Und er wollte keine Wurzel fassen. Denn bei dem damals herrschenden kosmopolitischen Sinne in dieser Sphäre hatte er mit dem Deutschthum, das er verachtete, jede Fühlung verloren. Eher fraternisirte er noch mit den Juden, deren Reichthum ihm imponirte, oder auch mit den Polnischen Geistlichen und Edelleuten, deren Deutschenhaß damals noch unter einer glatten und freundlichen Außenseite, wie die Schlange unter Rosen, verborgen lag.

Mit den vierziger Jahren begann eine Umwälzung.

Die Preise der Lebensmittel gingen in die Höhe, und die Beamtengehälter fielen in demselben Maaße unter ihren bisherigen Werth. Dieselben Beamten, die ehemals ohne Unredlichkeit Schätze zu sammeln vermocht hatten, sahen sich plötzlich in eine Lage versetzt, die derjenigen der Stadtbürger in den 20er Jahren ähnlich war: sie mußten um ihre Existenz kämpfen. Demokratische Strömungen, welche damals die Luft erfüllten, nahmen ihnen ihren

Nimbus. Der Bürger, obwohl noch immer arm, aber in Folge des allgemeinen gewerblichen Aufschwunges nicht mehr so bettelarm, wie ehemals, begann zu fühlen, daß Selbständigkeit und Freiheit eine Wohlthat sei, die der Beamte entbehren müßte. Besaß er gar Acker (der gewaltig im Preise gestiegen), so gelangte er zu einer Wohlhabenheit, auf die er nicht mehr gerechnet hatte. Je mehr sich Zweithalerstücke in seinen wollenen Strümpfen anhäuften (denn diese primitive Aufbewahrungsart war damals bei der Seltenheit des Geldes nicht ungebräuchlich), desto mehr begann er zu fühlen, daß er eine Bedeutung für sich habe, und daß er nicht um des Beamten willen vorhanden sei.

Das steigende Selbstgefühl des Stadtbürgers trat in Kleidung, Haltung und Lebensweise deutlich hervor. Namentlich äußerte es sich darin, daß er dem Laster des Schnapstrinkens entsagte, dem er aus Armuth und Verzweiflung anheimgefallen. Was keine Mäßigkeitsvereine hatten zu Stande bringen können, ward jetzt von dem fortschreitenden Zeitgeiste ins Leben gerufen. Damals war es, wo König Gambrinus, über König Schnaps triumphirend, auch in diesen Landen den Einzug hielt. Es schien, als habe die alte Zeit sich todt getrunken, und die neue fange nun nüchtern und vernünftig an.

Nach 1848 sah man — wie bereits angedeutet — dieselbe Metamorphose auch bei den Polen in Scene gehen; aber viel nachhaltiger, da sie eine religiöse und nationale Basis hatte, die ihr bei den Deutschen mangelte. Der Polnische Bürger, der bisher im Verborgenen vegetirt hatte, kam jetzt plötzlich an das Tageslicht. Bisher war er bloß Fischer oder Töpfer gewesen; brachte er es zum Schuhmacher, Schneider, Tischler oder Böttcher — so ward dies als ein Zeichen großer Begabung und besonderer Schicksalsgunst angesehen. Den Gipfel seiner Wünsche erreichte er, wenn es ihm gelang, einen kleinen Kramladen oder einen Obsthandel anzulegen. Jetzt aber wurde er Alles. Die neu erfundenen Maschinen sagten ihm besser, als dem Deutschen zu, der seiner Natur nach Alles individualisiren will; der fabrikmäßige Betrieb des Handwerks, dem sich der Deut-

sche nur widerwillig gefügt hatte, war seinem, mehr auf mechanische Nachahmung gerichteten, Wesen entsprechender. Er sah sich plötzlich auf gleichem Niveau mit dem Deutschen, den er vorher niemals erreichen konnte. Schließlich gewann er Mittel, er ging zum Handel über. Das Polenthum erstarkte in den Städten, während das Deutschthum nicht vorwärts schritt.

Sehen wir nun, wie sich die Verhältnisse auf dem platten Lande gestalteten.

Der Polnische Adel in Westpreußen zeigte sich — bis auf den genannten Bruchtheil kriegerischer Geschlechter aus der Heide — germanischem Wesen sehr abgeneigt. Wir haben bereits gesehen, daß Viele aus diesem Stande, um der Preußischen Herrschaft zu entgehen, in diejenigen Distrikte auswanderten, welche Polnisch verblieben waren. Diejenigen, welche zurückblieben, verarmten zu einem großen Theile unter dem Einflusse der allgemeinen Bodenentwerthung, und ihre Güter gingen in die Hände von Deutschen, vorzüglich von bürgerlichen Beamten, über. Der Polnische Adel ist auch heute in Westpreußen numerisch unbedeutend (freilich auch der Deutsche); die meisten Rittergüter werden von Bürgerlichen Deutscher Zunge und Nation besessen.

Wer jedoch hieraus auf eine nachhaltige Germanisirung des Landes schließen wollte, würde sich irren.

Der neue Deutsche Grundherr umgab sich zwar mit einem Generalstabe von Deutschen Inspektoren, Wirthen und Schäfern, ließ aber die Polnischen Instleute auf dem Gute sitzen, weil ihm keine anderen zur Hand waren. Nachgehends, wo sich vielleicht Gelegenheit fand, diese Polnischen Leute mit Deutschen zu vertauschen, fühlte er zu diesem Tausche kein Bedürfniß mehr.

Die Aufhebung der Leibeigenschaft auf den Adligen Territorien (1808; auf den Königlichen hatte sie schon 1772 stattgefunden) hatte nicht, wie in rein-deutschen Gegenden, das Emporkommen von freien Tagelöhnern im Gefolge, auf welche der größere Besitzer zählen konnte. Bei dem unruhigen, unbe-

rechenbaren Charakter der Bevölkerung riskirte er, daß sie ihn gerade zu der Zeit im Stiche ließen, wo er sie am meisten brauchte — nämlich zur Erntezeit. Nun aber zieht sich diese, wie wir sahen, gerade in Westpreußen, auf einen beispiellos kurzen Zeitraum zusammen. Es blieb also nichts übrig, als fest engagirte Tagelöhner, sogenannte Instleute (Ratheier und Komorniks) anzusetzen, denen man Haus und Garten gegen die Verpflichtung stetiger Dienstleistungen miethweise übergab.

Zu diesem abhängigen Verhältnisse qualifizirt sich der Pole wegen geringeren Freiheitssinnes und größerer Unterwürfigkeit viel mehr, als der Deutsche. Der Deutsche Tagelöhner suchte seine Freiheit, auf die er stolz war, so lange, als möglich, zu bewahren; zu einem Instverhältniß ließ er sich nur herbei, wenn er heruntergekommen war und die Noth ihn drängte. Hatte er sich binden lassen, so zeigte er sich mürrisch, halsstarrig und widerhaarig; er konnte es nicht vergessen, daß er ehemals ein freier Mann gewesen. Namentlich aber ließ er sich keinen Schlag gefallen, wie ihn der Pole in verhältnißmäßiger Gemüthsruhe entgegennahm. So wurde er dem Gutsherrn unbequem; und da er die Arbeit widerwillig leistete, machte er sie schließlich ebenso leichtfertig, wie der Pole; er kam in den Ruf eines schlechten Arbeiters, während er ehemals als guter Arbeiter bekannt gewesen. Dazu lebt der Deutsche Arbeiter, wegen seines höheren Kulturzustandes und seiner nationalen Eßbedürftigkeit theurer, als der Polnische, der mit Wenigem zufrieden ist. Zwischen den beiden Nationen in diesem Stande ist ungefähr derselbe Unterschied, wie zwischen dem Englischen Arbeiter und dem Irischen, von denen der erstere mehr leistet, aber kostspieliger ist, als der zweite. Endlich läßt sich zu dem Instverhältniß überhaupt nur der Ausschuß der Nation herbei, während sich von den Polen gerade die besseren Elemente diesem, ihnen vorzugsweise zusagenden, Zustande der Halbfreiheit zuwenden. Auch hat bei ihnen die Preußische Zucht nachgewirkt, so daß sie jetzt wirklich besser als früher arbeiten. Das Sprichwort, welches früher in Jedermanns Munde war, daß eine Deutsche Magd mehr

arbeite, als zwei Polnische Knechte, hat gegenwärtig einen Theil seiner Wahrheit eingebüßt.

Aus diesem Grunde ist es Sitte geworden, auf größeren Gütern nur Polnische Leute zu halten; ja es giebt Deutsche Besitzer, welche vorgefundene Deutsche Arbeiter geflissentlich durch Polen ersetzen.

Es leuchtet ein, daß auf diese Weise das Adlige platte Land sich niemals germanisiren wird. So lange das System der Instleute andauert, werden die Gutsbesitzer Deutsche Arbeiter perhorresziren; und so lange sie dieses thun, wird die Verwandlung polnischer Ortsnamen in Deutsche — wie sie gegenwärtig um sich greift — keine realen Folgen nach sich ziehn.

Günstiger für die Deutschen liegt die Sache auf den Königlichen Domainen. Hier haben seit 1772 mannichfache Parzellirungen und Kolonisationen stattgefunden, welche lediglich den Deutschen zu Gute kamen. Hier sind auch jene Schwäbischen Enklaven mitten in stockpolnischer Gegend entstanden, von denen wir schon gesprochen. Die großen Pachtstücke aber, welche den Stock der Domainen bilden, werden genau wie Rittergüter behandelt, und findet hier also ganz dasselbe Verhältniß statt, welches wir beschrieben haben. Auch hier bedient man sich lediglich Polnischer Instleute; man würde Deutsche zurückweisen, wenn sie sich meldeten.

Gegen das Institut der Polnischen Instleute kann der Deutsche freie Tagelöhnerstand an den wenigen Stellen, wo er zahlreich vorhanden ist, nicht aufkommen. An Stellen aber, wo er vielleicht aufkommen könnte, fehlt die numerische Stärke. So in der Deutschen Niederung, wo man bei steigender Vervollkommnung der Bewirthschaftung, fortwährend Polnische Tagelöhner heranzuziehen genöthigt ist, so daß sich dort gegenwärtig ganze Landstriche mit Polnischer Bevölkerung füllen, deren sie selbst zu Polnischen Zeiten ledig waren.

Der Deutsche Tagelöhner sinkt entweder zum Lump herab, oder er geht mit einem kleinen, sauer ersparten, Kapitale nach der neuen Welt, wo er seine Arbeit besser verwerthen und zu-

letzt auskömmliches Eigenthum erwerben kann. Gerade die bessern Elemente dieses Standes, welchen sich die in ähnlichen Verhältnissen befindlichen Eigenkäthner und Kleinbauern anschließen, gehen dem Staate durch Auswanderung verloren. Auf ihre Rückkehr ist fast nie zu hoffen, weil sie — wenige Ausnahmen abgerechnet — das in Amerika gesuchte Glück zu finden wissen.

Ganz anders der Polnische Daniker.

Daniker sind auf Land regulirte ehemalige Scharwerksbauern, welche neben den Gütern oder auch innerhalb der Güter, denen sie ehemals zu Hofdiensten verpflichtet waren, ihren Wohnsitz haben. Sie sind nicht in Dörfern, sondern in eigenen Gehöften angesetzt.

Eine so individualisirte Existenz konnte den Polen nicht zusagen. Der Pole wohnt nicht gerne isolirt; er zieht — vermöge seiner muntern geselligen Natur — das Leben im Gemenge vor. Nach einigen Versuchen, sich seiner jungen Freiheit im **dolce far niente** zu erfreuen, fand er sie langweilig Er bot seine Scholle dem Gutsherrn, welchem sie ehemals gehörte, zu Kaufe an; der Gutsherr, begierig, einen Nachbar los zu werden, von welchem er keinen Nutzen, dagegen recht vielen Schaden hatte, zahlte sofort den geforderten Preis, mit welchem der Ex-Daniker in die Stadt wanderte, um ihn los zu werden. Nachdem ihm dieses in einem fabelhaft kurzen Zeitraume gelungen, sank er entweder zum städtischen Tagelöhner herab, oder trat als ein Instmann ein, wie Polnische Leute in seinen Verhältnissen gewöhnlich thun.

Jedenfalls aber blieb er im Lande und wanderte nicht, wie der Deutsche Eigenkäthner, nach Amerika. Der Pole hat ein viel stärkeres Heimathsgefühl, als der Deutsche; um ihn seine Heimath verlassen zu machen, ist hoher Zwang nöthig. Die Qual eines Polnischen Herzens, das aus seinem Vaterlande verbannt ist, kann trotz aller Sentimentalität keine Deutsche Brust ermessen.

Ist auch der Polnische Dankerstand seinem Ende nahe, so hat doch das Polenthum numerisch nichts dadurch verloren.

Das Deutschthum aber verliert täglich durch Auswanderung.

Namhafte Verluste fügen dem Deutschthum auch die gemischten Ehen zu. Das Zeitalter des allgemeinen Unglaubens und der Gleichgiltigkeit gegen positive Religionsformen ist längst vorüber. Von seinen Nachwehen hat sich aber der Römische Katholizismus — vermöge seiner strafferen Disziplin — eher erholt, als der Protestantismus, auf dessen Gebiete sich — durch die zweifelhafte Stellung des Kirchenregiments begünstigt — der krasseste Unglaube noch häufig geltend macht. Neuerdings ist dieser Unglaube, der ehemals nur im Kreise der Gebildeten grassirte, hin und wieder auch in die niederen Schichten hinabgedrungen.

Trifft nun das indifferente protestantische Element in der Mischehe auf das eifrigere katholische — so ist die natürliche Folge, daß es in den Kindern unterliegt. Selbst in dem Falle, daß der katholische Theil die religiöse Indifferenz seines protestantischen Gatten theilen sollte (was allerdings vorkommt) neigt sich die Wagschale auf die katholische Seite, da gewöhnlich der katholische Geistliche mehr Einfluß auf seine Pfarrkinder übt, als der protestantische. Die Kinder, von dem katholischen Theile der katholischen Kirche zugeführt, ohne daß der protestantische Theil es hindert, beginnen damit Katholiken zu sein und endigen damit, daß sie sich zu Polen machen. Auf diese Weise ist in neueren Zeiten die früher völlig Deutsche Ortschaft Danziger Heisternest durch Mischheirathen mit den Katholiken von Putziger Heisternest polonisirt worden.

Dem Deutschthum sind auf diese Weise Tausende entzogen worden. Der Deutsche Theil hat sich, ohne es zu wollen und ohne es zu bemerken, zum Werkzeuge der Polonisirung hergegeben, indem er die Katholisirung seiner Kinder zuließ. In vielen Fällen bedurfte es selbst dieses Umweges nicht. Der Deutsche Theil litt es geduldig, daß seinem Kinde selbst die Deutsche Sprache vorenthalten wurde, und daß man es von

vorn herein zum Polen aufzog. Ja es gab Fälle, wo sich der Deutsche Theil zur Gesellschaft mit polonisiren ließ.

Entgegengesetzte Fälle, daß der katholische Theil von dem protestantischen aufgeschluckt wird und sich den Verhältnissen gemäß — wenn polnischer Zunge — germanisirt, kommen nach dem Abschlusse der Ronge-Czerskischen Bewegung, fast gar nicht vor. Die alt-katholische Bewegung hat diesen Gang der Dinge bisher in keiner Weise beeinflußt.

Auf diese Weise sind in Westpreußen ganze Gegenden, in denen der Sieg des Deutschthums nicht mehr zweifelhaft schien, wiederum streitiger Boden geworden; ja in manchen derselben, wo sich zufällig katholisch-polnische Beamte in größerer Anzahl zusammenfinden, neigt sich der Sieg jetzt mehr nach der Polnischen Seite zu.

Die ganze soziale Entwickelung der Neuzeit — agrarische, volkswirthschaftliche, religiöse — ist den Polen zu Statten gekommen. Fügen wir dies zu den obigen Gründen hinzu, so werden sie ausreichen, eine so auffallende Erscheinung, wie den aktuellen Stillstand in der Verdeutschung der Westpreußischen Bevölkerung, zu erklären.

Gehen wir jetzt auf Spezialitäten über, so fällt uns zunächst die große Isolirung der Städte in den gemischten Distrikten auf.

In den rein-deutschen Gegenden pflegt die Hauptstadt als Blüthe der sie umgebenden Dorfbevölkerung, als Concentration der in ihr vertretenen Elemente zu erscheinen. Der in der Umgegend reich gewordene Landherr läßt sich in ihr nieder; er bringt ihr, neben den gesammelten Schätzen, seine Sports, seine ritterlichen Gewohnheiten zu; während er von der Stadt nicht nur den verfeinerten Lebensluxus, sondern auch die Potenziirung des geistigen Lebens empfängt, die von ihr ausgeht.

In den gemischten Gegenden dagegen beschränkt sich der Austausch zwischen Stadt und Land oft nur auf das Allernoth-

wendigste. Der Landmann führt natürlich seine Produkte in die Stadt, wo er sie am Besten verwerthen kann; er tauscht dafür die Bedürfnisse des Luxus ein, welche ihm sein Dorf nicht bietet. Sonst aber betrachtet er die Stadt dem Wilden gleich, der aus seinen Urwäldern in die Verkaufsstätten der civilisirten Welt gerathen ist. Er fühlt sich in ihr unbehaglich und verläßt sie, sobald es nur thunlich ist. Auch der gebildete Gutsherr, wenn er polnischer Zunge ist, steht mit der Hauptstadt seines Distriktes nur in rein materiellen Beziehungen; ihrer geistigen Temperatur bleibt er geflissentlich fern, weil sie seinem nationalen wie religiösen Bewußtsein zuwider ist. Seine Kinder läßt er nicht in der Stadt, sondern zu Hause, oder vielleicht hundert Meilen weiter in einer der Anstalten erziehen, welche seinen Gesinnungen mehr zusagt. Gestatten es die Verkehrsverhältnisse, so führt er selbst seine ländlichen Produkte weit hinweg und löst so auch noch das letzte Band, durch welches er ehemals mit seinem Städtchen zusammenhing.

In Pommern ist der Kleinstadtbürger dem benachbarten Landmann oft zum Verwechseln ähnlich; Tracht, Sitte und Sprache des Kleinstädters pflegt derjenigen des benachbarten Dörflers auf ein Haar zu gleichen. In Westpreußen hat der Kleinbürger mit dem Einwohner des benachbarten Dorfes oft keine Verwandtschaft; in Kleidung, Benehmen und Mundart stellt er ein ganz anderes Wesen dar. Städte, die durch hohe Bildung und Intelligenz ihrer Bewohner glänzen, liegen oft in Distrikten, deren Rohheit und Unkultur verschrieen ist. Städte, die durch Deutsche Gesittung hervorleuchten, müssen oft ihren Namen einer Gegend leihen, deren Bewohner dem Slaventhum im eminenten Sinne anhangen.

So wird der nationale und religiöse Gegensatz noch durch den Gegensatz zwischen Stadt und Land geschärft; und die Neckereien zwischen Städtern und Dörflern, wie sie wohl in der ganzen Welt vorkommen, nehmen dadurch einen gehässigeren Charakter an. Der Städter ruft dem vorübergehenden Bauern sein „Bossack" oder „Heufresser" mit einer gewissen prägnanten

Betonung zu, aus welcher der Kundige heraushört, daß es sich hier um mehr, als den Mangel an Schuhen und Strümpfen oder zweckmäßiger Nahrung handelt; der Dörfler wirft dem durchreisenden Städter sein „Jude" oder „Tuchmacher" mit einer Miene nach, die auf eine ungewöhnliche Vertiefung seines Lokalgrolles schließen läßt.*)

Auch andere in Westpreußen übliche Neckereien haben einen nationalen Beigeschmack. Die Caminer (Stadtbürger) betiteln beispielsweise ihre Nachbarn, die Gr. Zirkwitzer (Dorfbewohner), wenn sie mit ihnen in Streit gerathen „Harnassen", welches geheimnißvolle Wort die Gr. Zirkwitzer mit dem nicht weniger mystischen „Kaptschug's" erwidern. Kein Mensch weiß mehr die Bedeutung dieser Injurien, welche schon so Manchem von beiden Theilen zu einem blauen Auge verhalfen. Wahrscheinlich stammen sie aus der Ordenszeit, wo die auf der Ordensseite wohnenden Gr. Zirkwitzer im Harnisch (Polnisch = harnas) dienten, während die auf der Polnischen Seite wohnenden Caminer sich mit Lederjoppen (Polnisch steht kapciug = Beutel) begnügten.

Die genannten Gr. Zirkwitzer gehören zu der erwähnten Klasse von Deutschen Bauern, welche im 16. und 17. Jahrhundert durch die Jesuiten sind rekatholisirt worden. Der Spitzname „Koschnewier", welchen sie tragen, kommt vielleicht von koszonosz (Korbträger). Es wird nämlich erzählt, daß der König Casimir IV., als er gegen Ende des 13jährigen Krieges Conitz belagerte, die in der Gegend der Stadt wohnhaften Bauern zusammentrieb und sie zu schanzen zwang. Die dabei gebrauchten Schanzkörbe mögen dann wohl von dem benachbarten Kassubischen Adel ins Auge gefaßt und zum Vehikel der Beschim-

*) Bosak = Barfüßer. Dem Dörfler erscheint alles Fremdartige als „jüdisch." Vor einiger Zeit gingen einige protestantische Christen auf ein Dorf, woselbst sie die katholischen Bewohner (da es ein Heiligentag war) in Feierkleidern antrafen. Auf ihre Anfrage, was denn gefeiert würde, erhielten sie die Antwort, daß „Juden" dies nicht zu wissen brauchten. Der Name „Tuchmacher" bezeichnet noch jetzt im Posenschen einen „Spießbürger."

pfung für die ihnen verhaßten Deutschen Freibauern genommen worden sein.*)

Zahlreich sind die Scherze, womit die Armuth des Kleinadels in der Tuchler Heide gegeißelt wird.

Auch anderwärts in dem ehemaligen Polen fehlte es nicht an Spöttereien über diesen Stand. „Acht Edelleute von Oßmiana führen eine Ziege zum Markt" war ein Polnisches Sprichwort. „Setzt sich ein Hund auf das Gut eines Ritters" spottete der Reussische Bauer, „so reicht sein Schweif auf den Grund des Nachbarn." In Westpreußen erfand man — um seinen Witz zu ergießen — jene läppischen Fabeln, die oben angedeutet. Vielfach wird auch eine Anekdote erzählt, welche zu Zeiten des Ober-Präsidenten v. Schön sich zugetragen haben soll.

Schön, der ein vorzügliches Gedächtniß besaß, hatte es sich angemerkt, daß in einem gewissen Dorfe der Tuchler Heide ein Graf wohne. Als er nun in Gesellschaft des Kreislandraths dieses Dorf passirte, fragte er, ob sie nicht bei dem hier wohnenden Grafen v. X.-Ypsilonski ein Frühstück einnehmen wollten. „Da sitzt der Graf auf seinem Dache" sagte der Landrath, auf einen ärmlich gekleideten Bauern zeigend, welcher sein löcheriges Strohdach ausbesserte.

Allen Spöttereien gegenüber verhält sich der Kleinedelmann in der Regel gleichgiltig; er setzt ihnen ein Selbstbewußtsein entgegen, welches nicht zu erschüttern ist. Er erinnert sich mit Stolz, daß „Szlachcic na ogrodzie" einst jedem Woywoden im Range gleichkam. Die Möglichkeit, zum Könige von Polen gewählt zu werden, tröstet ihn für alle Entbehrungen der Armuth, für alle Unbilden des Schicksals, die er erleiden muß; das Andenken an die Vorrechte, die ihm zu Polnischen Zeiten eigen waren, verleiht ihm eine gewisse Würde, welche von dem

*) Aus der gedachten Gegend ist der Schriftsteller August Semrau (gegenwärtig in Breslau) hervorgegangen. Er hat sich u. a. durch plattdeutsche Gedichte im Dialekte seiner Heimath, in neuerer Zeit auch durch ein reizendes Idyll, welches in der Umgegend von Conitz spielt, bekannt gemacht.

Bettelstolz der Spanischen Hidalgo sehr verschieden ist, da sie die realen Verhältnisse respektirt.

Der Deutsche macht sich von der Natur des Polnischen Adels überhaupt ganz falsche Vorstellungen. Der Polnische Adel ist nicht aus dem Feudalismus, sondern aus der Gemeinfreiheit entstanden, welche in den Germano-Romanischen Staaten zu Grunde ging. Der Polnische Adel ist daher keine Aristokratie, sondern eine Demokratie von Landedelleuten, welche sich zur Zeit, als das Polnische Reich noch bestand, juridisch gleich waren. Die Titel Graf, Baron, Marquis, Chevalier und dergleichen waren amtlich verboten; die Fürstentitel auf wenige Familien beschränkt. Weil diese höheren Adelstitel offiziell nicht geführt werden durften, waren sie gleichsam vogelfrei. Man nannte sich Graf, Baron, Marquis, ohne im Geringsten dazu berechtigt zu sein. Von Majoraten und Fideicommissen war, außer in den gedachten Fürstenfamilien, fast nie die Rede. Ebenso war der Begriff der Mißheirath völlig unbekannt. Wollte sich ein adliger Knecht standesgemäß verheirathen, fehlte es ihm nicht an adligen Dienstmägden, die er freien konnte. Es verdachte ihm jedoch Niemand, wenn er eine Bürgertochter freiete, die ihm an Reichthum und Bildung überlegen war. Dasselbe konnte sich auch der wohlhabendere Edelmann erlauben, ohne auf den Widerspruch des Gesetzes oder auch nur der öffentlichen Meinung zu stoßen. Um König von Polen zu werden, mußte man wenigstens den Adel haben; den Platz der Königin konnte jede beliebige Magd ausfüllen. Man weist gewöhnlich auf die Macht der Polnischen Magnaten hin; aber jeder Knecht konnte eben dieselbe Macht ausüben, wenn er auf irgend eine Weise in den Besitz der ihr zu Grunde liegenden Güter kam. Allerdings mußte er sich im Besitze des Adels befinden; doch diesen zu erlangen — war eine Kleinigkeit. Bürger und Bauern konnten jederzeit unter geringen Förmlichkeiten in Adlige verwandelt werden; der getaufte Jude war sogar ipso facto ein Edelmann. Jeden der Polnischen Verhältnisse Kundigen kommt bei dem in Deutschland oft gebrauchten Ausdrucke

der „Polnischen Feudalen" ein Lächeln an. Gerade das ist das unterscheidende Kennzeichen des Polnischen Adels, daß er sich nie bis zum Feudalismus entwickelte.

Der Bewohner der Tuchler Heide (gleichviel ob Edelmann oder Bürgerlicher, Pole oder Deutscher) gilt den Umwohnern überall als ein „Halbwilder." Will man Jemandes Rohheit geißeln, so stellt man die Vermuthung auf, daß er aus der Tuchler Heide sei.

Scherze der Deutschen gegen einander kommen nicht viele vor. Theodor Schmidt erwähnt das unhöfliche Sprüchlein in Betreff Baldenburg's:

In de Ball —
Da wohne de Schelme all.*)

Es stammt aus dem benachbarten Pommern, dessen Flüchtlinge zu Polnischen Zeiten nach Baldenburg gingen, wo sie — als auf Polnischem Boden hausend — sicher waren. Seitdem Baldenburg mit dem übrigen Polnischen Preußen preußisch geworden, hat das Sprichwort seine Bedeutung verloren. In Westpreußen war es niemals üblich; auch in Pommern kommt es allmählich außer Gebrauch.

Bei einem so streitigen Character, wie er in Westpreußen üblich, können dumme Menschen nicht aufkommen; ein dummer Mensch hat in Westpreußen keine Berechtigung. Westpreußen hat kein Schöppenstädt, kein Abdera; wird ein solches postulirt, so muß das Ostpreußische Domnau vorhalten. Selbst die Exemplification für „Hinterland" in Westpreußen ist schwach vertreten.**)

*) Eine neue Versur lautet höflicher:
I' de greine Ball
Da is't all'.

**) Ein leichtfertiger Versuch, das Städtchen Kauernick, welches allerdings fast nur aus einem Ringe (Markt) besteht, zum Westpreußischen Krähwinkel zu stempeln, ist an der Wahrheitsliebe des Publikums gescheitert. Es hat dieser Ort gerade in neuern Zeiten durch das von dem verstorbenen Dekan Hunt daselbst gegründete Privatgymnasium einen guten Ruf erlangt.

Westpreußen besitzt gar viele Oerter, wo sich „die Füchse gute Nacht sagen" und „die Nachtigallen auf Strümpfen gehen." Die Tuchelsche Heide bietet dergleichen in großer Fülle dar. Aber die Tuchelsche Heide ist zu einförmig. Wo das Auge auf 50 Quadratmeilen nichts als Sand und Kiefern sieht, bleibt ihm kein Ruhepunkt; es entbehrt des Kontrastes, welcher zur Unterscheidung nöthig ist. Westpreußen sucht daher sein „Buxtehude" nicht in der Tuchler Heide, wo gleichsam Alles „Buxtehude" ist; sondern dicht neben den lachenden Auen des Werders, wo sich hinter dem frischen Haffe ein Sandstreifen, „die frische Nehrung" benannt, ins Meer erstreckt. Das Dorf Pröbbernau auf der Nehrung muß dafür büßen, daß es, den Vergleich herausfordernd, neben den üppigen Marschländern des Weichseldeltas belegen ist. Würde man es mit einem der Heidedörfer vergleichen, welche zwischen Tuchel und Berent „in vera Tucholiensi terra" belegen sind: so würde es einen andern Eindruck machen.

Die Isolirung der Städte, welche in Pommerellen schon zur Ordenszeit vorhanden war, trat auf dem rechten Weichselufer erst unter Polnischer Herrschaft ein. Nur die in der Woywodschaft Marienburg belegenen Städte Elbing, Marienburg, Tolkemitt, Neuteich und Christburg, blieben mit ihren rein-deutschen Umwohnern in Zusammenhang. Die Stadt Elbing war außerdem mit einem nicht unbeträchtlichen Territorium beliehen, welches von Deutschen bewohnt wurde. Desgleichen besaßen die Städte Danzig und Thorn ein bedeutendes Stadtgebiet, in welchem sie nach Belieben schalten konnten. Den damaligen Zeitgrundsätzen gemäß, hatten sie ihre Territorien evangelisirt und dadurch eine Umgegend gewonnen, welche mit ihnen moralisch im Einklang stand.

Die drei großen Städte Danzig, Elbing und Thorn waren bis 1772 resp. 1793 zwar nicht freie Reichsstädte unter

Dieses Privatgymnasium wurde demnächst nach dem nahe gelegenen Kreisorte Neumark verlegt und schließlich vom Staate übernommen.

Polnischem Schutz — wie Manche ihrer jetzigen Bewohner anzunehmen geneigt sind (es waren bloße Königliche Landstädte, andere gab es im alten Polen nicht) — aber sie hatten allerdings eine exceptionelle Stellung. Während die kleineren Städte seit dem Ende des 17. Jahrhunderts gar nicht vertreten waren, durften die drei großen Städte den Polnischen Reichssenat beschicken.

Sie machten jedoch von diesem Vorrechte, das ihre Incorporirung in das Polnische Reich besiegeln sollte, keinen Gebrauch, und nahmen ihre Rechte bei Hof und Reichstag durch ständige Residenten in Warschau wahr. Sie verfielen dadurch demselben Schicksale, wie die kleinen Städte; denn da ihre Gesandten einer diplomatischen Anerkennung sich nicht erfreuten, so kamen sie auf dieselbe Stufe mit den kleinstädtischen Deputirten, welche hin und wieder die Hauptstadt besuchten, um einem speziellen Mandate zu genügen.

Freilich waren die drei großen Städte den kleineren durch Macht und Reichthum weit überlegen (hatte doch die Stadt Danzig allein gegen die ganze Polnische Republik gekriegt); und als die kleineren Städte in ihrer Isolirung sich eine besondere Verfassung gaben, ordneten sie sich den drei größeren Städten freiwillig unter. Die drei großen Städte wurden die Quartierstädte, jeder Quartierstadt wurde dann die bedeutendste der kleineren Städte als ausschreibende adjungirt, auf deren Impuls die kleineren Städte ihre Vertreter wählten („auf das Gremium deputirten"). So entstand folgende merkwürdige Organisation:

I. Quartierstadt Danzig.

Ausschreibende Städte: Dirschau für Mewe, Neuenburg, Schwetz und Putzig.
Stargard für Schöneck und Berent.
Conitz für Baldenburg, Pr. Friedland, Tuchel, Hammerstein, Schlochau und Landeck.

II. Quartierstadt Elbing.

Ausschreibende Stadt: Marienburg für Christburg, Stuhm, Neuteich und Tolkemitt.

III. Quartierstadt Thorn.

Ausschreibende Stadt: Graudenz für Strasburg, Lessen, Neumark, Rehden, Gollub, Lautenburg und Schönsee.

Nur die geistlichen Städte: Culm, Culmsee, Löbau und Kauernick, wie die einzige adlige Stadt Neustadt (Weyhersfrei), waren von dieser Organisation ausgeschlossen.

Von dieser naturwüchsigen Verfassung hat die Polnische Republik niemals Notiz genommen. Auch davon nicht, daß die evangelischen Stadtbürger ihre Geistlichen meistens im Auslande (Ostpreußen oder Pommern) prüfen und ordiniren ließen, ja sich ausländischen Kirchenbehörden unterordneten. Städte und Ketzer galten eben in Polen nur als geduldetes Nebenwerk. Man betrachtete sie, wie die Ameisen die Blattläuse, als ein nützliches Ungeziefer, das man auspressen, aber nicht vernichten müsse. Daß man sich eingehend um dieselben kümmere, schien zu viel verlangt.

Die Hegemonie der Westpreußischen Städte führte Danzig; ein nicht unbedeutender Theil derselben erkannte auch das Geistliche Ministerium in Danzig als oberste Behörde in geistlichen Dingen an.

Danzig ist einmal das Deutsche „Venedig" genannt worden; wegen seiner Umgegend könnte man es mit größerem Rechte das Deutsche „Neapel" nennen. Wer diese grünen Gefilde gesehen hat, die sich zwischen den blauen Bergen von Nord-Pommerellen und den ebenfalls blauen Wogen des Baltischen Meeres — der Semiramis hängenden Gärten gleich — dahinziehen, wird sie wohl nie vergessen.

Man sollte glauben, daß, wer in einem solchen Stücklein Nordischen Paradieses geboren ist, ein Heimathsgefühl ohne Gleichen besitzen müsse. Doch Danzig ist eine Seestadt, seine

Bewohner sind Deutsche. Von Deutschland losgerissen — war es in Polen isolirt. Mit England stand es in beständigem Verkehr, mit den Skandinavischen Staaten nicht minder. Kein Wunder, daß hier die Universalität der Deutschen Nation auf ihre Spitze getrieben wurde, wo sie in Kosmopolitismus übergeht.

Danzig war eine Weltstadt, und seine Bürger betrachteten sich als Weltbürger schon in den frühesten Zeiten. Seine Gelehrten, Künstler, Dichter beschränkten sich nie auf ihre Stadtmauern, sie trugen ihren und ihres Vaterlandes Ruhm durch alle Zonen hin. Die Namen Hevelius, Fahrenheid, Cluver, Lengnich, Archenholtz, Falk, Chodowiecki u. A. sind im Auslande fast bekannter, als in ihrer Vaterstadt. Danzig stellte noch in der neuesten Zeit einen berühmten Reisenden (Radde); von seinem Ueberflusse an Naturforschern, Aerzten, Aesthetikern, Historikern zeugt so manche Akademie, so manche Hochschule, welche geborene Danziger zu ihren höchsten Zierden zählt.*)

Andrerseits haben viele Söhne des Mutterlandes die Fackel ihres Genius am Heerde Danzigs angezündet, welcher inmitten

*) Von Gelehrten, welche während unseres Jahrhunderts aus Danzig hervorgegangen, nennen wir den Philologen Marquard, die Juristen Hambrooke und Kowalzig, die Alterthumsforscher E. Förstemann, C. Strehlke und Mannhardt, die Historiker Röpell, Th. Hirsch und Foß, den Sanskritforscher P. Goldschmidt, den Ethnographen v. Frantzius, die Mediziner Baum, Götz, Krause und A. Hirsch, die Aesthetiker Gruppe und Schnaase. Als Dichter ist R. Reinick, als Prosaist R. König, der Herausgeber des „Daheim", bekannt. — Für jeden Freund der Westpreußischen Geschichte bietet Danzig mehr, als jede andere Stadt im In- und im Auslande. Die Danziger Stadtbibliothek und das Danziger Stadtarchiv enthalten Schätze, die man in der Fremde besser zu würdigen weiß, als in der Heimath. Auch das Museum (in dem ehemaligen Franziskaner-Kloster) wird dem Alterthumsforscher von Nutzen sein. Auf der Bibliothek des städtischen Gymnasiums befindet sich eine beachtenswerthe Münzsammlung. Um die provinzielle Münzen-, Siegel- und Wappenkunde machte sich der 1869 verstorbene Autodidakt Voßberg (Beamter der Seehandlung), auf welchen die Provinz ebenfalls einen Anspruch hat, in hohem Grade verdient. Von den in Danzig geborenen Künstlern ist Hildebrand, der ältere Meyerheim und L. Pietsch zu nennen.

Slavischer Finsterniß allezeit leuchtete. Die berühmten Namen eines Opitz, Gryphius, Hoffmannswaldau, Hermes, Ewald v. Kleist sind auf immer mit Danzig verkettet. Fichte's unsterblicher Geist sog an den Gestaden Danzig's jene Gefühle der Unermeßlichkeit und Schrankenlosigkeit ein, auf denen sein welterschütterndes Ich erwuchs. Eichendorf's Muse fand in den Umgebungen Danzig's mannichfache Anregungen. E. Kossak und Hans Wachenhusen verdanken einen Theil ihrer Schulbildung der Stadt Danzig.

Auch die zarteren Gestalten einer Schopenhauer*), einer Mnioch, der Adelgunde Culmus (verehelichten Gottsched), tauchen aus dem Meere der Danziger Erinnerungen hervor. Danzig umschließt das Grab des schon erwähnten Polnischen Sprachforschers Mrongovius, evangelischen Predigers bei St. Anna, mit dem das ältere — den Deutschen freundlicher gesinnte — Polenthum von uns Abschied nahm.

An Ruhm und Ehren ist Danzig reich genug. Daher kennt man es auch in allen Welttheilen. Es giebt — sogar in dem gelehrten Sachsen — so manchen Jüngling, der nicht genau weiß, wo Westpreußen gelegen ist: aber nicht zu wissen, wo Danzig liegt, würde er für eine Schande halten.

Und doch nistet unweit dieses Gartens Deutscher Kultur Kassubische Finsterniß; ja, dieser Garten selbst ist auf dem Grunde Niedersächsischer Rohheit und Brutalität erbaut, die in den niedern Klassen — genährt durch die Berührung mit auswärtigem Matrosenthum — üppig wuchert. Dieselbe Radaune, welche die Deutschen Ordensritter kanalisirten und welche, durch moderne Kunstwerke gereinigt, die Stadt durchzieht, bildet an ihrem oberen Laufe die Sprachgrenze zwischen Deutschthum und Kassubenthum.

Die eigenthümliche Stellung, welche die Stadt während der Polnischen Herrschaft behauptet hat, ist schon früher erwähnt worden. Danzig, obwohl es de jure nur Königliche Landstadt

*) Ihr Sohn, Arthur Schopenhauer, der berühmte Philosoph, ist ebenfalls in Danzig geboren (1788).

war (daher die „Königliche Stadt Danzig"), fühlte sich vermöge seines Reichthums und seiner Macht, auch vermöge seiner Zugehörigkeit zur Hanse, doch stets als Freistaat. Obgleich ganz deutsch und protestantisch durch und durch, glaubte es dennoch, die Polnische Herrschaft jeder andern vorziehen zu müssen: einmal, weil sie die meisten Vortheile für den Handel versprach; dann aber, weil sie wegen ihrer Schwäche für die Freiheit der Stadt am wenigsten gefährlich schien.

Aus diesem Grunde war man im hohen Grade erbittert, als man 1793, ohne gefragt zu werden, an Preußen kam; ja selbst die großen Handelsvortheile, welche diese Veränderung mit sich brachte (die Preußische Herrschaft erstreckte sich seit 1772 bis an die Thore der Stadt und belästigte den Verkehr der eigentlichen Stadt auf jede Weise) waren nicht hinreichend, diesen Groll zu sänftigen. War nicht die Stadt damals in solcher Ohnmacht, wie nie zuvor: so kam es ohne Zweifel zu blutigen Auftritten, als der schwarze Adler auf ihre Thore gepflanzt wurde. So aber verblieb es bei einer kindischen Verschwörung, die ein Student, Namens Bartholdy, anzettelte.*)

Obwohl sich während der folgenden 13 Jahre der Preußischen Herrschaft die Verkehrsverhältnisse besserten, kehrte jedoch — aus Gründen, die mit der Regierungsveränderung nicht zusammenhingen — die alte Handelsblüthe nicht zurück; und geneigt zu murren, wie man schon immer war, sah man nur die Härten der Preußenherrschaft, ohne für ihre mannichfachen Verdienste ein Auge zu haben.

Da kam die Katastrophe von 1806, welche der Stadt Dan-

*) Während der 40er Jahre stand bei einem Danziger Lokalblatt als Redakteur ein anderer Bartholdy, welcher wegen seines eigenthümlichen Schicksals Erwähnung verdient. Zur Zeit des Polnischen Aufstandes von 1863 wurde er nach Warschau geschickt, um Korrespondenzen für ein Süddeutsches Blatt zu liefern. Bartholdy war den Polen eher geneigt, als feindlich. Trotz dem wurde er von der damaligen geheimen Nationalregierung für einen Spion erklärt und in dem großen Europäischen Hotel, wo er logirte, durch einen Hängegensdarmen erstochen.

zig in einer 49tägigen Belagerung durch die Franzosen fühlbar wurde.

Dem Anschein nach wandte sich die Sache zu Danzigs Vortheil. Im Tilsiter Frieden wurde Danzig als wirklicher Freistaat anerkannt, was früher niemals — selbst nicht zu Stephan Bathory's Zeiten — geschehen war. Danzig schien am Ziel seiner Wünsche; aber bald hatte es zu fühlen, was ein Freistaat von Napoleon's Gnaden zu bedeuten hatte. Es wurde einer Militärdespotie überliefert, gegen welche die eiserne Preußische Disciplin ein mildes Pflaster war; es wurde auf eine abscheuliche Art ausgesogen, es verlor in Folge der Continentalsperre seinen gesammten Handel. Das Unheil zu krönen, kam noch eine langwierige Belagerung durch Russen und Preußen dazu.

Was alle Wohlthaten Preußen's nicht vermocht hatten, das brachte diese Freistaatzeit zu Wege: die Danziger waren von ihrer Souveränitätsschwärmerei gründlich und für immer curirt. Als die Preußische Herrschaft wiederkehrte, betrachtete man sie schon im milderen Lichte. Der Wohlstand hob, der Handel belebte sich; man fand, daß die Preußische Herrschaft erträglich, daß sie im Ganzen doch nicht so übel sei. Die Vorliebe für Polen begann platonisch zu werden; die Ereignisse von 1830 und 46 erschütterten selbst diesen Platonismus. Um 1848 herum war Danzig eine so gut preußische Stadt, wie je eine im Lande stand.

Und eine solche ist es auch geblieben, obwohl die revolutionären Strömungen der Neuzeit in ihr vielleicht größere Aenderungen hervorgebracht haben, als anderwärts. Der conservative Zug, der früher durch alle Schichten der Danziger Bevölkerung ging, ist vielfach dem nivellirenden Fortschrittsprincip gewichen, welches die alten Eigenthümlichkeiten zu opfern kein Bedenken trägt. In den niederen Schichten aber hat — theils in Folge der allgemeinen Verhältnisse, theils in Folge der Freizügigkeit — ein Anwachsen der ultramontanen Elemente stattgefunden, welches man kaum für möglich gehalten hätte.

Nördlich von Danzig finden wir das Kloster Oliva, den Friedensort, wo 1660 über die Geschicke Ost-Europa's entschieden

ward. Neben dem Kloster steht der Abteipalast (gegenwärtig der Sitz einer Prinzessin von Hohenzollern) mit einem Parke, der durch Anlagen von seltenem Reize sich auszeichnet; oberhalb des Dorfes der bewaldete Carlsberg, von dessen Gipfeln der Blick über zwei Meere (das Putziger Wiek und die Ostsee) schweift.

Oestlich des Weichsel-Deltas liegt die Stadt Elbing, Danzig's Nebenbuhlerin in alter und neuer Zeit.

Elbing's Umgebungen sind mit Reizen versehen, welche kaum denjenigen der Umgegend Danzig's weichen. Einzig in ihrer Art ist die Aussicht von den Panklauer Höhen, von welchen man ebenfalls zwei Meere (das frische Haff und die Ostsee) überschauen kann; zwischen ihnen das Seebad Kahlberg, gleich Armida's Gärten, auf einen Sandstreifen der Frischen Nehrung hingezaubert. Unterhalb der Panklauer Höhen sieht man das Kloster Cadienen, in dessen herrlichem Parke eine tausendjährige hohle Eiche, wahrscheinlich eine alte Opfereiche, steht, deren unteren Theil man zu einem wohnlichen Zimmer eingerichtet (vor Jahren hauste ein nachgemachter Eremit darin).

Die Bewohner Elbing's haben mit denjenigen Danzig's nicht geringe Aehnlichkeit. Was namentlich den Kosmopolitismus betrifft, so ist er in Elbing nicht weniger vertreten. Dazu kam früher noch eine Antipathie gegen Preußen, welche der in Danzig bestanden habenden überlegen war. Sie stammte aus den Zeiten, wo Preußen, als naher Grenznachbar, sich den Elbingern vorzugsweise durch Grenzzölle und Handelserschwerungen aller Art bemerklich machte. Während sich aber diese Antipathie in dem, von der Regierung bevorzugten, Danzig unter den erwähnten Umständen verflüchtigte: nahm sie in dem, von der Regierung hintangesetzten, Elbing größere Schärfe an, die sich zu Zeiten — durch demokratische Strömungen geschwellt — bis zur Sympathie mit den Polen steigerte.

Wie Danzig die germanisirte Kassubei in sich aufgenommen hat, so hat sich Elbing durch die germanisirten Stammpreußen vergrößert, welche sich an dem Borne seiner Deutschen Wissen-

schaften erlabten. Unter diesen nimmt eine hervorragende Stellung der gelehrte Friedrich Zamehl ein, der von dem treuen Preußen Samile stammt. Neben ihm nennen wir den, von Freunden Preußischer Geschichte wohlgekannten, Stadtrath Neumann, welcher leider vor einiger Zeit gestorben ist. Ihm verdanken wir ein altpreußisches Glossar, das unsre geringe Kenntniß altpreußischer Sprache wesentlich bereichert hat. Aus diesem Grunde gehört er mit Zamehl zusammen, von dem ihn sonst fast zwei Jahrhunderte trennen.

Die Schönheit der Elbinger Frauen ist eine mehr, als provinzielle Berühmtheit. Aber auch durch Bildung und Geist haben sie sich von jeher ausgezeichnet. Unter den literarischen Berühmtheiten Elbing's ragt die J. Satori (Neumann) sowohl durch die Fruchtbarkeit ihres Genius, als auch durch Reinheit und Adel der Gesinnung hervor. Von männlichen Schriftstellern, die in Elbing geboren, nennen wir Achenwall, den Vater der Statistik. Aus neueren Zeiten ist Philipps zu nennen, der sich, gleich seinem Gesinnungsgenossen und Landsmann, dem Danziger Jarcke, zu Goerres Schule schlug.

Gleich Danzig, hat Elbing mit der großen Germanischen Welt, der seine Bürger entstammen, stets Fühlung behalten.

Als es sich um Einführung der Reformation handelte, gab es dem aus Königsberg und Culm vertriebenen gelehrten M. Hoppe eine sichere Zuflucht. Es hielt ihn unter manchen Gefahren von 1555—1558, wo er als Rector gymnasii nach Danzig ging. Gegen Ende des dreißigjährigen Krieges erhielt hier der ehrwürdige Bischof der Böhmischen Brüder, Amos Comenius, der berühmte Verfasser des „Orbis pictus," welcher damals von religiösen Gegnern, wie ein Wild, gehetzt wurde, eine erwünschte Ruhestätte, wo er an seinen epochemachenden Werken in Muße zu arbeiten im Stande war. Sein Aufenthalt in Elbing, das er 1649 verließ, hat ungefähr sechs Jahre gedauert.

So wie Friedrich der Große, da er Danzig nicht erhalten

konnte, Elbing an dessen Stelle zu setzen beflissen war: wurde Elbing auch von den Schwedenkönigen, welche in Polnisch-Preußen Fuß zu fassen gedachten — bei dem hartnäckigen Widerstreben Danzig's — als Vorort angesehen.

Zwar unter Gustav II. Adolf erhielt der Hochmeistersitz Marienburg den Vorzug. Er gab hier den Evangelischen die ihnen entrissene Pfarrkirche wieder, trieb die Jesuiten aus der Stadt, confiscirte ihre Güter und ließ in der Pfarrkirche evangelischen Gottesdienst halten. Auch beabsichtigte er, in Marienburg ein evangelisches Consistorium zu gründen und den Prediger Andreas Willenius (war früher Schwedischer Feldprediger, auch Prediger in Christburg) zum Vorsitzenden zu machen. Aber Carl X. Gustav, nachdem er Elbing genommen, setzte dort 1657 ein evangelisches Consistorium ein, welches für die Woywodschaft Marienburg gelten sollte und bestellte den bisherigen Erzpriester Kluge aus Saalfeld in Ostpreußen zum Official desselben, so wie zum ersten Prediger an der Nicolaikirche in Elbing. Auch Carl XII. hielt sich mehre Tage in Elbing auf und ordnete von hier aus die preußischen Angelegenheiten. Er wies den General-Superintendenten von Pommern, Dr. Meyer, an, die Rechte der Protestanten in Poln. Preußen wahrzunehmen und setzte es dann 1705 bei der Polnischen Republik durch, daß durch einen eigenen Vertrag die Rechte der Dissidenten gewährleistet wurden. Auf seinem Durchzuge nach Sachsen zwang er sogar den Deutschen Kaiser, die Verfolgungen der Evangelischen in Schlesien einzustellen; sonst aber enthielt er sich jeder Beschädigung der Katholiken, so daß die Jesuiten später rühmten, daß „miles Gothicus" ihnen mehr Gast, als Feind gewesen sei.

Die dritte unter den Westpreußischen Großstädten ist Thorn, die Vaterstadt des Copernicus, um den sich nicht Städte, wie um Homer, sondern Nationen streiten; Deutschland's Eintritts- und Ausfallspforte, Deutschland's Vorburg, deren Deutschthum man einst in seinem Blute zu ertränken suchte. Kaum unter des schwarzen Adlers Flügeln, ward es zum zweiten Male dem weißen

Aar zur Beute. Thorn ist von Preußen theuer erkauft, denn es hat Leipzig gekostet.*)

Aber es hat Dank für unsre Sorge abgetragen. Sein Deutschthum blüht und grünt, heut' wie vor Jahrhunderten. Trotz schwerer Zeiten richtete es dem größten seiner Söhne ein Denkmal her; es bewies und behauptete dessen Deutschthum vor aller Welt trotz Slavischer Verlockungen. Noch heute bringt es seinen Deutschen Gefühlen beständig Opfer dar und — verschmerzt sie.

Und Deutschland bleibt seines Schmerzenskindes eingedenk. Sollte es je seiner vergessen — hat man mit Recht gesagt — so würden die Kinder am Christbaum es daran mahnen; denn wo in Deutschland dürfen am Christbaum die Thorner Pfefferkuchen fehlen, die einst der Pole mit Stolz sein eigen nannte? —

Toruńskie pierniki — Warszawskie trzewiki —
Poznańskie likeri — Gdańskie wódki **) —

das waren im 16. Jahrhundert die vier Wunder des Polnischen Reiches.

Trotz seines regeren Preußisch-Deutschen Patriotismus mangelt jene den Westpreußischen Großstädten eigene Universalität auch dem Thorner nicht. Noch unter Polnischer Herrschaft tauschte Thorn mit der übrigen Welt fortwährend Kräfte aus. Es gab ihr Copernicus, Linde (den Slavisten), Soemmering; lieh von ihr Kries und Willamow (aus Mohrungen). Von dem benachbarten Ostpreußen bezog Thorn auch den gelehrten Hartknoch, dessen „Altes und neues Preußen" noch heute als eine unerschöpfliche Fundgrube vaterländischen Wissens gilt. ***)

---

*) Um die ärgerlichen Streitigkeiten wegen der Sächsischen Theilung auf dem Wiener Congresse zu beendigen, willigte der Russische Kaiser endlich darein, Thorn an Preußen zu geben, wenn Preußen auf Leipzig verzichte. Thorn sollte nämlich nach der ursprünglichen Bestimmung an Rußland fallen.

**) Thorner Pfefferkuchen — Warschauer Schuh' —
Posener Liköre — Danziger Schnaps (Goldwasser).

***) Von Thorner Gelehrten unseres Zeitalters, welche in weiteren Kreisen bekannt sind, nennen wir die Gebrüder L. u. A. Prowe, von denen

Der Thorner ist wegen seiner Grenzlage gewandter, als die übrigen Westpreußen, er lernt das Polnische leicht und spricht es besser, als die Küstenbewohner es jemals sprechen lernen. Seiner reinen Deutschen Mundart ist schon gedacht worden. Seine frühere oppositionelle Gesinnung war, wie in Elbing, die Folge zeitweiliger Vernachläßigung durch die Regierung. Um mit den Polen wirklich zu sympathisiren, wie die Elbinger zuweilen thaten, kommt er zuviel mit ihnen in Berührung.

Nicht bloß, daß die Polen aus dem Königreich (Congreß-Polen) in Massen nach Thorn kommen, um dort Geschäfte abzuwickeln, (was eben den Hauptverkehr der Stadt bildet): sondern in neuerer Zeit haben die Polen diese Stadt besonders in's Auge gefaßt, um aus ihr — ähnlich den Kreuzrittern — das Thor zu machen, durch welches sich Polnisches Wesen und Polnische Sitte in Westpreußen verbreiten soll. Das gesammte Polnische Vereinswesen hat in Thorn seinen Mittelpunkt; mit großem Geschick benutzen die Führer die neuere Gesetzgebung des Deutschen Reiches — namentlich die Freizügigkeit — um eine Verstärkung des Polnischen Elements auf friedlichem und legalem Wege herbeizuführen. Die Erfolge, welche sie bis jetzt aufzuweisen haben, sind so bedeutend, daß sie die Aufmerksamkeit der Regierung erregten, welche zu überlegen scheint, ob einer solchen Systematik gegenüber nicht eine andere Systematik erforderlich sei.

Seltsam, daß gerade diejenige Stätte, welche mit dem Blute der Märtyrer von 1724 benetzt ist, zum Versuchsfelde für Bestrebungen erkoren wurde, die der von jenen Märtyrern ver-

---

der erstere als der wissenschaftliche Vorkämpfer für das Deutschthum des Copernicus gelten kann (auch führt er im Copernicus-Verein den Vorsitz); der andere hat sich als Pädagoge und auch durch Leistungen auf dem belletristischen Gebiete einen Namen gemacht. Beide sind geborene Thorner, auch Zöglinge des Thorner Gymnasium's. Als Zöglinge des Thorner Gymnasiums sind Werner Hahn und Franz Hirsch die Literarhistoriker, und Julius Löwenberg, der Geograph, zu nennen.

fochtenen Sache so wenig günstig liegen. Die religiöse Auffassung der Dinge ist zwar unter dem Einflusse der Neuzeit in Thorn, wie anderwärts, recht sehr abgeschwächt. Wohl wenige von denen, die an dem Rammblocke vorbeigehen, wo des ehrwürdigen Bürgermeisters Rösner Haupt gefallen, mögen sich ein richtiges Bild davon machen, wofür er gestorben sei. Ihm war Begnadigung angeboten, wenn er seinen Glauben wechselte: aber er wollte nicht . . .

Thorn ist zu Polnischen Zeiten für die Bestrebungen der Dissidenten ein Vorort gewesen. Der Conföderation von 1767 zu geschweigen, welche auch zu Gunsten der Acatholiken in Polen zusammentrat, aber sonst ein rein-politischer Act war — wurden in Thorn zwei merkwürdige Versammlungen abgehalten, die General-Synode von 1595, und das Religionsgespräch von 1645.

Die Generalsynode von 1595 hatte den Zweck, die Union der drei evangelischen Religionsparteien in Polen: der Lutheraner, Reformirten und Böhmischen Brüder, welche 1570 zu Sendomir abgeschlossen war (Consensus Sendomiriensis) zu befestigen und formell zu bestätigen. Sie dauerte sechs Tage und lieferte das Resultat, daß man eine Gesandtschaft von praecipuis membris (vornehmen Edelleuten) an den König schickte, ihm die Beschwerden der Dissidenten zur Abhilfe vorzutragen. Gegen die Bestätigung der Union erhob sich Widerspruch nur von Lutherischer Seite. Der Prediger Geritz aus Posen, der bei dem Widerspruch beharrte, wurde feierlich abgesetzt. Bezeichnend ist es, daß einer der anwesenden reformirten Edelleute gegen Geritz, als wäre es auf dem Reichstage, den Säbel zog.

Der zweite religiöse Act, der in Thorn veranstaltet wurde, war das sogenannte Colloquium charitativum von 1645, vom Könige Wladyslaw IV. eigends dazu veranstaltet, um den Versuch zu machen, ob die drei Religionsparteien der Römisch-Katholischen, Griechisch-Katholischen und Evangelischen in Polen nicht zu vereinigen seien. Bekanntlich sind solche wohlgemeinten Veranstaltungen, große tief-einschneidende Fragen durch bloßes Hin- und Herreden zu lösen, stets mißlungen; aber dieser Thornsche

Versuch war nicht einmal wohl gemeint. Der König Władysław IV. hatte einen Günstling, Namens Nigrinus, der ehemals evangelischer Prediger in Danzig gewesen, dann aber heimlich zu den Socinianern (Leugnern der Dreieinigkeit) übergegangen war. Dieser bestimmte seinen Herrn und Meister, das Religionsgespräch anstellen zu lassen, um zu versuchen, ob man nicht bei dieser Gelegenheit die Socinianer, welche aus Polen verbannt waren, unter die übrigen Dissidenten einschwärzen könne, denen der Aufenthalt in Polen gestattet war. Die Dissidenten sowohl, als die Katholiken, waren zwar beiderseits von vorn herein überzeugt, daß an einen Erfolg nicht zu denken sei; doch wollten sie dem, bestimmt ausgesprochenen, Willen des allgemein beliebten Königs nicht entgegen sein. Natürlich verlief sich das Gespräch im Sande, wie alle übrigen. Als besonders auffallend muß hervorgehoben werden, daß die Polnischen Edelleute, die diesem Gespräche beiwohnten, auch die evangelischen, plötzlich polnisch zu sprechen begannen, obwohl man in der Versammlung, welche fast international zu nennen war (selbst der Kurfürst von Brandenburg hatte Theologen dahingeschickt) sich — nach damaliger Gewohnheit — der lateinischen Sprache bediente. Wenn nun Einer der Deutschen Theologen gegen den Gebrauch der polnischen Sprache protestirte, erhielt er zur Antwort: „Discat Dominatio Vestra Polonicam linguam!“ —

Thorn's Lage als Handelsplatz war immer sehr vortheilhaft; jedoch datirt sich seine mercantile Wichtigkeit erst von der Zeit des D. Ordens her. Vor Ankunft der Kreuzritter nahm Culm in dieser Beziehung seine Stelle ein. Um Thorn für seinen Abfall vom Orden zu belohnen, verlieh ihm der König Casimir IV. 1485 ein Stapelrecht, vermöge dessen die von Polen nach Danzig gehenden Waaren erst in Thorn sollten gelagert werden. Doch hatte die Stadt davon keinen sonderlichen Nutzen, weil unter dem Schutze verschiedener Magnaten auch andere Wege eingeschlagen wurden, um Thorn zu umgehen. So z. B. im Jahre 1486, als eine ganze Caravane von Wagen über Nakel und Tuchel fuhr. Die Thorner, um ihr Stapelrecht zu wahren, eilten ihnen mit

Kriegsmacht nach, nahmen 16 Wagen, die schon in Nakel ihren Zoll bezahlt hatten und führten dieselben gewaltsam nach Thorn zurück. Stanisław Jakowicki, der Vice-Starost von Nakel, an seiner Ehre dadurch gekränkt, überfiel dafür den Nachtrab mit Truppen, erschlug einige und führte andere gefangen fort. Bei dieser Gelegenheit soll auch der Vater des Copernicus gefallen sein. Die Kaufleute forderten 70000 Gulden Schadenersatz; und da dieser nicht geleistet wurde, wandten sie sich an Straßenräuber, die jetzt einen guten Vorwand hatten, die Thorner zu schädigen. Schließlich schlugen die Kaufleute eine andere Route über Frankfurt, Stettin, Stolpe und Lauenburg ein, für deren Bequemlichkeit und Sicherheit der Kurfürst von Brandenburg, so wie die Herzoge von Pommern, Sorge trugen.

In Thorn's Nähe, hart an der Polnischen Grenze, liegt Maciejewo. Es ist die Stelle, wo Westpreußen's Dzierzon, Emil Hilbert, Bienen züchtet. Er hat sich namentlich durch Mittel gegen die Faulbrut der Bienen bekannt gemacht.

Es liegt dies Maciejewo in dem kleinen Westpreußischen Vorstoße am linken Weichselufer, der ehemals zu der Comthurei Nessau gehörte.

Als nämlich die Deutschen Ritter nach Preußen kamen — so heißt es — baute ihnen der Herzog Conrad v. Masovien das Schloß Vogelsang hart an der Weichsel. Herman Balk hielt dies nicht für genügend, sondern legte — ebenfalls am linken Ufer — das Schloß Nessau, außerdem aber auch das Schloß Eiche, unweit des vorigen an. Dann erst wagte er sich auf das rechte Ufer und baute das Schloß Thorn (Alt-Thorn bei Gurske) auf.

Von dem Schloß Eiche sind allerdings die Trümmer noch recht erkennbar. Sie liegen bei dem jetzigen Dybau (d. h. Dembau, Dembowo, von dąb die Eiche). Nessau aber und Vogelsang sind nicht mehr aufzufinden. Nessau ist schon im 15. Jahrhundert gebrochen und nicht wieder aufgebaut. Die dabei

liegende Stadt Neffau oder Dybau ließ der König von Polen 1555, den Thornern zu Gefallen, abbrechen, und die Einwohner zerstreuten sich. Ein Theil derselben siedelte sich oberhalb des alten Neffau auf einem Berge an und gründete hier eine kleine Stadt, welche jetzt Podgórz (= Amberg) heißt.

Das Schloß Vogelsang verfiel bald nach seiner Gründung; es wurde im Anfange der Kriege gegen die heidnischen Preußen als Krankenhaus für verwundete Krieger benutzt. Vielleicht stand es an der Stelle, wo das Grüne Fließ — einst um das Jahr 1000 n. Chr. Geb. der Grenzfluß zwischen Polen und Pommern — in die Weichsel fällt. Bedingungen für den Vogelsang, als Wald, lebendiges Wasser und Weide, finden sich hier reichlich vor, und konnten sich die armen Verwundeten gewiß daran erquicken. Das rechts der Weichsel belegene Gut Folsong (dessen Name allerdings früher Vogelsang gelautet) liegt auch am fließenden Wasser; es hat auch früher viel Wald gehabt, da von hier bis zum Culmsee nichts als Wald gewesen. Doch kann es — seiner Lage nach — das vorhin erwähnte Vogelsang unmöglich sein.*)

An Vogelsang erinnert vielleicht der Ort Kluczyk (Schlüsselmühle), da kluczyk Schlüsselchen oder kleiner Schlüssel heißt. Schlüssel aber nannte man bis in unser Jahrhundert hinein einen geschlossenen Gutsbezirk. Da nun das Gebiet des Schlosses Vogelsang demjenigen von Neffau einverleibt wurde, so bildete er gleichsam einen kleinen Schlüssel innerhalb eines großen.

---

*) Gleiche Ortsnamen in nächster Nähe an einander kommen sehr häufig vor. Es wird gemeldet, daß im Culmerlande ehemals ein Schloß Turno gelegen. An der Stelle dieses Schlosses sollen die D. Ritter Thorn erbaut haben; daher der Name. Nun kommt zwei Meilen von Thorn der Ortsname Turzno (also in der älteren Sprache Turno) vor; er bezeichnet ein Rittergut, in dessen Nähe der jetzige Bahnhof Tauer liegt. Wer aber daraus schließen wollte, daß dieses das genannte Turno sei, da so nahe an einander gleiche Ortsnamen nicht vorkommen, möchte leicht irre gehen. Das Wort Turno ist von tur (Auerochs) herzuleiten.

Der See Slemmo, an welchem der Preuße Pipin den Rittern entgegentrat, existirt nicht mehr. Wahrscheinlich lag er in der Gegend des später genannten Pippingesee (jetzt Pigrza), wo noch heute der Name Słomowo (Rüdigsheim) an ihn erinnert. Vielleicht ist es der Platz, wo jetzt die Ortschaft Koryt steht (was einen Trog bedeutet). Es ist dieses Slemmo (welches wir nicht für eine bloße Erfindung Grunau's halten möchten) nicht mit dem Slemmo zu verwechseln, welches Grunau selber für Garnsee (Gardensee d. i. Burgsee) erklärt. Diese (neuerdings sehr durch Brand geschädigte) Stadt liegt unweit Marienwerder in dem ehemaligen Pomesanien. Sie ist nicht mit Gransee (in der Mark Brandenburg) zu verwechseln.

Nächst Thorn steht im Culmer Lande die Stadt Graudenz, als die bedeutendste. Ehemals der Schauplatz tumultuarischer Landtage, wo sich die Polnisch-Preußischen Deputirten ohrfeigten und mit Säbeln schlugen, ist sie jetzt ein Hauptsitz des Binnenhandels in Westpreußen. Ein reges, geistiges Leben durchströmt die Einwohnerschaft, in welcher Deutsche Gründlichkeit mit Polnischer Lebhaftigkeit gepaart erscheint. Unweit der Stadt Graudenz befindet sich die Festung Graudenz, angelegt durch Friedrich den Großen und bewährt durch Courbière.*) Ebenfalls in der Nähe der Stadt liegt das Dorf Mokrau (nicht zu verwechseln mit dem Dorf Mokrau in der Tuchler Heide), wo Friedrich der Große seine Revüen abzunehmen pflegte. In der Graudenzer Gegend fand man jene Trüffeln, statt deren Friedrich der Große, obwohl Feinschmecker, „Erbsen" zu sehn wünschte. Graudenz ist der Geburtsort des Generals v. Ollech, der gegenwärtig als Gouverneur des Invalidenhauses in Berlin fungirt.

Auch die alte Hauptstadt des Landes, Culm, hat sich allmälig von dem grenzenlosen Verfalle erholt, in dem sie Friedrich der Große vorfand. Hier war es, wo der König zweistöckige Häuser auf seine Kosten erbauen ließ, und wo er einen

*) Ist gegenwärtig zum großen Theile geschleift.

ungetreuen Beamten, welcher die Häuser vorne zweistöckig, hinten aber einstöckig hatte bauen lassen, um einen Theil der Bauhilfsgelder zu unterschlagen, eigenhändig züchtigte. Das ehemals bedeutende Kämmereivermögen der Stadt ist zwar sehr zusammengeschmolzen; doch brachten die der Bürgerschaft gehörigen Grundstücke noch vor Kurzem so viel ein, daß ein Ueberschuß vertheilt werden konnte.

Die Stadt Culm hat unter Polnischer Herrschaft viel mehr gelitten, als andere Städte. Sie war auf Gnade und Ungnade dem Culmischen Bischof ausgeliefert und aller ihrer ständischen Rechte beraubt worden, um sie für ihre, dem Orden bewiesene, Treue zu strafen. Gegen Ende des 13jährigen Krieges stand sie unter dem Regimente des Söldnerführers Bernhard Zinnenberg (von den Polen Bernhard Szumborski genannt) aus Böhmen, welcher hier die Rolle im Kleinen spielte, die später — im größeren Maßstabe aufgenommen — seinem Landsmann (vielleicht Verwandten) Wallenstein Ruhm und Tod gebracht. Er behielt die Herrschaft über Culm und Umgegend vertragsmäßig noch nach dem Thorner Frieden; vielleicht schmeichelte er sich mit dem Gedanken, hier eine souveräne Herrschaft zu gründen, wie später der Friedländer. Doch sein früher Tod machte allen solchen Plänen ein Ende.

Die Einführung der Reformation in der Stadt Culm wurde durch die Bischöfe gewaltsam gehindert, und der canonische Grundsatz, daß in geistlichen Besitzungen keine Acatholiken sitzen dürften, strenge durchgeführt. Die Folge dieser Maßregeln war zunächst eine starke Auswanderung der deutsch-evangelischen Bürger; später aber eine solche Verarmung der Stadt, daß der Bischof Malachowski, als er zur Regierung kam (1676), sie ganz devastirt vorfand. Der Bischof Malachowski war ein toleranter und wohlwollender Mann; es ist derselbe, welcher für die Behandlung der Acatholiken im Lande einen — später vielbeschrittenen — modus vivendi fand. Er gestattete nämlich die Abhaltung acatholischen Gottesdienstes in Häusern ohne Thurm und Glocken unter der Bedingung, daß sich die Acatholiken zu gewissen Leistungen an

den catholischen Parochus verpflichteten. Desgleichen wurde den acatholischen Geistlichen die Ausübung der sacra (als Taufen, Trauungen und Leichenbegängnisse) nachgesehen, sobald sie sich dazu verstanden, für jeden der vorkommenden Acte von dem betreffenden catholischen Pfarrer einen Freizettel zu lösen, den dieser, nicht verweigern sollte. Dieses Freizettelsystem verbreitete sich als ein sehr bequemes Auskunftsmittel, auch in den übrigen Diöcesen.

Um der Stadt Culm aufzuhelfen, erließ der Bischof einen Aufruf an solche, die sich dort ansiedeln wollten. Falls es Protestanten wären, sicherte er ihnen die freie Ausübung ihres Gottesdienstes in Privathäusern zu. Doch fand dieser Aufruf wenig Anklang mehr. Wenn man auch an dem Worte des Bischofs nicht zweifelte, so stellte sich doch gleichzeitig die Erwägung ein, daß derselbe sterblich (oder auch versetzbar) sei, und daß sein Nachfolger in dieser Beziehung anders denken möchte. Hatte man doch in früheren Zeiten schon Aehnliches sehr oft erlebt. Die Stadt blieb in einem trostlosen Zustande, der durch spätere Unglücksfälle (Krieg und Pest) sich noch immer schlimmer gestaltete. Als Friedrich der Große es übernahm, war es eine kleine Ackerstadt. Trotz der Bauhilfsgelder wäre sie auch wohl eine solche geblieben, wenn sie nicht das Cadettenhaus erhalten hätte. Unter den vielen berühmten Zöglingen dieser Anstalt strahlt der Name des ehemaligen Kriegsministers General v. Roon hervor.

Die Stadt Culm ist weit über die Landesgrenzen hinaus durch ihre Handfeste berühmt geworden, worin die Grundzüge des sogenannten Culmischen Rechts enthalten sind. Mit diesem Rechte wurden nicht nur die Städte des Preußenlandes, sondern auch solche in Masovien und dem Lande Dobrin (Dobrzyńska-Land) bewidmet. Noch heute rechnet man in einem Theile des Königreichs Polen (Congreß-Polen) nach Culmischen Hufen und Morgen; links der Weichsel findet man mehr Magdeburgisches Maaß und Polnische Haken. Auch der Ausdruck Cöllmer (Kölmer) für einen Freigutsbesitzer nicht-ritterlichen Standes, der auf Cul-

misches Recht sitzt, hat sich bisher erhalten. Cöllmer heißt eigentlich Culmer (daher die Schreibweise.) Es müßte also überhaupt jeder Besitzer, der mit Culmischem Rechte bewidmet ist, Cöllmer heißen. Der Sprachgebrauch aber, wie er sich im Laufe der Zeiten gebildet, hat sich dagegen erklärt. Er verlangt für den Cöllmer einen gefreiten (für sich bestehenden) Bezirk; ja selbst, wo man von Cöllmischen Dörfern spricht, versteht man nicht Dörfer darunter, wo die Bauern auf gemeinschaftlichem Grunde unter einem Schulzen saßen: sondern solche, wo jeder der Grundholde von vorn herein ein eigenes separirtes Feld gehabt. So z. B. in der Niederung, wo schon der Ueberschwemmungen wegen viele Besitzer einzeln angesiedelt waren, wie es in den Urkunden heißt, „more Hollandico." Characteristisch ist, daß die echten Cöllmer gewöhnlich Kriegsdienste zu leisten haben und von bürgerlichem Scharwerk frei sind; während in der eigentlichen Dorfcommune nur der Schulz zu Kriegsdiensten verpflichtet ist oder dafür zahlt. Auch die Preußische Regierung hat später die Rechte der Cöllmer, ziemlich diesem Sprachgebrauche entsprechend, festgesetzt.

Daß im Culmischen Rechte das Erbe immer auf beide Geschlechter geht, während bei Magdeburgischem Rechte nur das Magdeburgische zu beiden Kindern, nicht aber das schlechte Magdeburgische auch die Frauen bedenkt, schrieb die Volksmeinung dem Umstande zu, daß einst die Frauen Culm's ihre Stadt vor der Eroberung durch Suantepolk errettet hätten und dafür belohnt werden sollten. Nun ist aber diese Rettung Culm's durch die Weiber rein sagenhaft, während eine solche Rettung Elbing's (das aber Lübisches Recht hatte) durch die Weiber historischen Boden hat.

Im Culmer Kreise liegt das Dorf Mgowo, ehemals Logendorf. Das ist der Stammsitz der Grafen Lehndorf, von denen ein Vorfahr Maul d. h. Mały (der Kleine) geheißen. Vielleicht ist das Wort Mgowo aus Małogowo entstanden, woraus sich die Versur in Logendorf leichter erklären würde. Zwar ist der Ursprung des Geschlechtes Lehndorf, wie derjenige fast aller

Adelsgeschlechter, in Dunkel gehüllt; doch scheint es, daß sie von den alten (Stamm-) Preußen herkommen. Wahrscheinlich gehörten sie zu einem großen Geschlechte, das sich in mehrere Linien mit verschiedenen Beinamen theilte. Solche Beinamen, als „der Große", „der Kleine", „der Schwarze", „der Weiße", u. dgl., waren im 15. Jahrhundert noch häufig im Gebrauch.*)

Ebenfalls dem Culmer Kreise gehört das Dorf Cymberg, (Czegenberg, Ziegenberg) an, nach welchem ein berühmtes Geschlecht, die Ziegenberg vom Wappen Chomąto, den Namen führt. Nach Polnischen Heraldikern sollen sie von einem Polen, Namens Dobroslaw, herstammen, der seinem Könige (wohl Boleslaw III.) das Leben rettete, indem er ihm sein Pferd lieh. Hans v. Ziegenberg war nächst Hans v. Bayfen, derjenige Mann, der dem Deutschen Orden zur Zeit des Städtebundes den größten Schaden gethan — so großen, daß er es nachher bereuete.

Hans v. Ziegenberg gehörte zum Bunde der Eidechsenritter im Culmer Lande, die ihre Hauptversammlungen zeitweise in dem Orte des Landdings, dem Dorfe Lissewo (Leyssaw), hielten. Hier wurde „die Glocke gegen den Orden gegossen", und die Polnischen Bestrebungen fanden hier ihren Ausdruck. Merkwürdigerweise ist dieser Ort auch jetzt wieder für ähnliche Zwecke ausersehen, da polnische Versammlungen häufig in diesem Orte abgehalten werden. Voigt hat dieses Lissewo in seiner Geschichte fortwährend mit der Stadt Lessen verwechselt, die polnisch Łeszczyn heißt.

Auch dieses Lessen hat eine Zeitlang manchen Preußischen Landtag (Sejm jeneral Pruski) innerhalb seiner Ringmauern und Thore gesehen. Hier war es, auf dem Landtage von 1565, wo der Vorkämpfer des Deutschthums in Westpreußen, Achaz v. Zehmen, nach einer glänzenden Rede gegen die Polonisirung des Landes — vom Schlage getroffen — zusammenbrach.

Zwischen Culm und Graudenz liegt der ehemalige Com-

*) Von dem Orte Rybiniec, der ebenfalls im Besitze der Lehndorf war, mögen vielleicht die von Reibnitz den Namen tragen.

thureisitz Rehden, dessen altes Schloß — noch ziemlich erhalten — die Bewunderung unserer Kunstkenner zu erregen pflegt. Dagegen ist die Schloßruine von Briesen (Friedeck), wo zuweilen der Culmer Bischof residirte, zu profanen Zwecken abgetragen.

Sehenswerth im Culmer Lande ist auch die Cathedrale von Culmsee (Domstift des Bisthums Culm), wo der Hochmeister Siegfried v. Feuchtwangen (der erste, der in Marienburg residirte) begraben liegt.

In der Nähe der Stadt Culmsee liegen die beiden Marktflecken Nawra (ehemals Eber) und Kielbaszyn (ehemals Worst genannt). Der erste ist als Pferdemarkt sehr berühmt, der zweite als Rendezvous raufluſtiger Brüder (wie in Ostpreußen Mühlhausen) „Trafimy sie w Kielbaszynie! (in Kielbaszyn treffen wir uns) — spricht man in Nawra, wenn eine großartig angelegte Prügelei durch amtliche oder sonstige unbequeme Intervention unterbrochen wird.

In dem, an das Culmer Land grenzenden, sogenannten Michelauer Lande liegt Straßburg a. d. Drewenz, eine Grenzstadt mit regem Verkehr, die in der Aufnahme begriffen ist. Einst wurde sie durch die Anwesenheit der Schwedischen Prinzessinn Anna vor gänzlicher Catholisirung gerettet.

Es galt als ein wahres Wunder, daß sich diese Prinzessinn, die Lieblingsschwester des den Jesuiten ergebenen Siegesmund III. (aus dem Hause Wasa), von ihrem Glauben nicht abbringen ließ. Zwar sprengten Einige aus, sie sei katholisch gestorben. An ihrem Sterbebette nämlich erschien Johann Weyher*), ein

*) Johann Weyher war aus einer berühmten Pommerellischen Familie, welche zu unseren Zeiten mit den Fürsten von Hohenzollern in nähere Verbindung getreten ist. Er war zum katholischen Glauben übergetreten, dem er — nach Art der Convertiten — mit großem Eifer anhing. Beim Sturme auf Smolensk war er der Erste, welcher die Mauern bestieg und wurde bei dieser Gelegenheit von einer Kanonenkugel getroffen, die jedoch von seinem Panzer unschädlich abprallte. Da dieser Panzer ein geweihter Panzer war, hielt man die Sache für ein Wunder und hängte zum ewigen Andenken an dasselbe den Panzer in Loretto auf.

berühmter Kriegsmann und eifriger Katholik, der ihr, wie in solchen Fällen üblich, Trost zusprach. Als er sich dabei der Worte bediente: „sie solle Jesum Christum, der für die katholische Religion gestorben sei, fest in ihrem Herzen halten" drückte sie ihm die Hand, worauf sie verschied. Indessen, so sehr auch die Römische Geistlichkeit geneigt sein mochte, dem Könige zu willfahren, konnte sie sich dennoch nicht entschließen, auf diesen Händedruck hin eine Prinzessinn für katholisch zu erklären, welche sich während ihres Lebens entschieden feindlich bewiesen hatte. Sie lag zwölf Jahre lang in Straßburg unbeerdigt, da der Papst gegen die gewünschte Beisetzung in dem Erbbegräbnisse der Könige von Polen Einspruch that. Auf Befehl ihres Neffen, Władysław IV., wurde sie dann endlich am 16. Juli 1637 in der (damals protestantischen) Marienkirche zu Thorn beigesetzt. Ein seltsames Geschick wollte, daß sie dennoch unter Katholiken zu liegen kam; denn 1724, in Folge des Thorner Trauerspiels, wurde diese Marienkirche den Protestanten abgenommen und dem römisch-katholischen Clerus übergeben.

Auf dem Wege von Straßburg nach Kowalewo (Schönsee), in dem Dorfe Lipnitza (nicht zu verwechseln mit dem Gute Lipienica, welches ebenfalls bei Kowalewo liegt), ließ die Prinzessinn Anna eine evangelische Kirche erbauen, die aber wegen ihres bald darauf erfolgenden Todes nicht ganz zu Stande kam. Die Trümmer derselben sollen noch am Ende des vorigen Jahrhunderts sichtbar gewesen sein.

Die Prinzessinn Anna war Starostinn von Straßburg. Die Starosteien von Straßburg und Gollub wurden überhaupt häufig an die weiblichen Mitglieder der Königlichen Familie ausgethan. So erhielt sie die Königinn Constanze (eine Habsburgerinn), welche sofort die Ausübung des katholischen Gottesdienstes in der Stadt und der Starostei Straßburg verbot. Sie starb bald darauf ganz plötzlich. Bei einer Prozession, der sie, obwohl von starker Leibesbeschaffenheit, zu Fuße beiwohnte, hatte sie sich dermaßen erhitzt, daß sie vom Schlage gerührt wurde. Ein noch jäheres Ende hatte die Königinn Cäcilia Renata (ebenfalls eine

Habsburgerinn), die, obwohl schwangeren Leibes, es sich nicht nehmen ließ, mit ihrem Gemahle auf die Jagd zu reiten. Ihr Pferd scheute sich vor einem wilden Schweine und machte einen Satz, welcher die Reiterin dermaßen erschütterte, daß sie eine Fehlgeburt that. Sie starb im 33. Jahre ihres Alters.

Beide genannten Königinnen hatten auch die Starosteien Uść-Piła (Usch-Schneidemühl) inne, wenigstens einen Theil derselben, welcher Oeconomia Jastroviensis hieß. In diesem Jastrower Schlüssel ließen sie ebenfalls den evangelischen Gottesdienst, der dort sehr verbreitet war, gänzlich abstellen, die evangelischen Kirchen zerstören und die Prediger austreiben. Es war zu sehen, daß sie den Fanatismus mit der Muttermilch eingesogen hatten.

In Straßburg befand sich ein Reformaten-Kloster. Es soll von einer Starostinn angelegt sein, um eine Sünde zu büßen, die sie begangen hatte. Es waren ihr nämlich Brabanter Spitzen gestohlen worden. Der Verdacht fiel auf eine Kammerzofe, welche, auf die Folter gelegt, den Diebstahl bekannte. Wenige Tage nach ihrer Hinrichtung krepirte eine Kuh, in deren Magen man die Brabanter Spitzen vorfand. So erzählte in Preußischer Zeit zu Protokoll ein Mann, Namens Poteralski, der über 100 Jahre geworden war.

Bei der evangelischen Gemeinde zu Straßburg stand zeitweise als Prediger der berühmte Erasmus Gliczner (aus Znin im Posenschen), der Vater des Consensus Sendomiriensis, nach dessen Tode die Einigkeit der drei evangelischen Religionsparteien in Polen einen starken Riß erhielt. Dennoch war sie noch kräftig genug, um zu bewirken, daß in mehren Kirchen ein förmliches Simultaneum zwischen Reformirten und Lutheranern (sogar beim Abendmahl, wie nach der Union von 1817) bestehen blieb.

Unweit der Stadt Straßburg, auf dem Wege nach Gollub, liegt ein Granitstein, auf welchem der Sage nach Gustav II. Adolf, der Schwedenkönig, getafelt hat. Auf dem Wege von Gollub nach Schönsee befindet sich eine Schanze, gewöhnlich Schwedenschanze genannt; wahrscheinlich die Stelle, wo nach dem

dritten Schweden-Kriege Gniazdowski von dem Sächsischen General Bose geschlagen ward.

Auch Gollub erfreut sich eines regen Grenzverkehrs, den alle Russischen Sperrmaßregeln nicht ersticken konnten. Ihm gegenüber auf dem andern Drewenz-Ufer sieht man das kleine Städtchen Dobrzyn (das ist der ehemalige Sitz des Dobriner Ritterordens), wo die Russische Grenzkammer stationirt ist. Oberhalb der Stadt Gollub auf einer steilen Höhe erheben sich die, noch leidlich erhaltenen, Reste des alten Comthureischlosses, von wo man einen weiten Ausblick nach Russisch-Polen hat. Eine kurze Strecke von der Stadt liegt das Rittergut Lissewo (nicht mit dem obenerwähnten zu verwechseln), ein ehemaliges Gratialgut, welches Friedrich der Große dem erblindeten Geschichtsschreiber Baczko schenkte. Später besaß es zeitweise der berühmte Bogumil Goltz. Nachdem er es gegen Leibrente veräußert hatte, verzog er nach Gollub, wo er genügend Muße zur Abfassung jener Werke fand, die seinen Namen verherrlichen. Nachdem er sich 25 Jahre daselbst aufgehalten, verzog er nach Thorn, woselbst er 1870 gestorben ist.

Die Stadt Gollub ist kein Flachsenfingen, kein Mummelburg oder Krähwinkel, wie Bogumil Goltz es in seinem genialen Unmuth geschildert hat. Wie jede Grenzstadt, wird sie durch beständige Reibung und Wechselwirkung vor dem Versauern geschützt. Der streitbare Character der Westpreußischen Gesammtbevölkerung macht sich in einer Stadt, wo die drei Nationen der Deutschen, Polen und Juden, jede in sehr achtbarer Zahl, vertreten sind, vorzüglich geltend. Für dumme und schwache Menschen ist in Gollub viel weniger Raum, als irgend wo in Westpreußen. Daß sich das geistige Leben einer kleinen Stadt auf denjenigen Punkt concentrirt, welchem sie ihre Existenz verdankt (das ist hier der Grenzhandel), wird Niemand Wunder nehmen. Inter arma silent Musae.

Gollub ist der Ort, wo 1422 Wladyslaw II. Jagello in das Ordensland eindrang, weßhalb die Polen diesen ganzen Feldzug Expeditio Golubensis nennen. Er endigte mit den

schimpflichen Frieden am Melno-See. Als der König die Stadt Gollub beschoß, fiel der Golluber Stadtthurm mit Geraffel in die Drewenz, wo er noch längere Zeit die Durchfahrt versperrte.

Bei Gollub liegt Sortyka; das ist die Stelle, wo zur Ordenszeit ein Gestüt, Namens Sauerteig, gestanden hat. Ob Sortyka oder Sauerteig der ursprüngliche Name gewesen sei, wagen wir nicht zu entscheiden.

Kein Ort in der Monarchie ist wohl durch seine Lage so sehr auf Russisch-Polen angewiesen, wie Gollub. Wenn man während der 50er Jahre diese Stadt betrat, konnte man leicht auf den Gedanken kommen, daß man in Russisch-Polen sei, da man nichts weiter, als polnisches Geld, und zwar von der schlechtesten Sorte, zu sehen bekam. Wollte man Preußisches Geld haben, so mußte man ein bedeutendes Agio zahlen und glücklich pries man die Preußischen Beamten, welche ihr, in Landesmünze ausgezahltes, Gehalt sofort mit 10—20 procent Vortheil umzusetzen im Stande waren. Weiter hatte sich dieser Mißbrauch die ganze Grenze entlang eingenistet; selbst in der Stadt Thorn war wenig Preußisches Geld zu sehen. Da ergriff die Regierung energische Maßregeln, die, durch die Kaufleute selber unterstützt, von raschem Erfolge gekrönt wurden. In wenigen Wochen war der Markt gesäubert, und das polnische Geld aus dem Verkehr gehoben.

Die zweite Hauptstadt des Michelauer Landes war Löbau, früher christianisirt, als die anderen Städte und zeitweise der Sitz des Culmischen Bischofs.*) In der Nähe von Löbau liegt der berühmte Wallfahrtsort Kloster Lonk mit einem wunderthätigen Marienbild, das einst — wie die Sage geht — die Dre-

*) Ist es wahr, daß der erste Besitzer von Loebau, der getaufte Preußen-Häuptling, welcher das Land an den Bischof Christian schenkte, Suavabuno hieß, so möchten wir diese, gewiß sehr verdorbene Wortform mit dem Polnischen Zięba (Fink) zusammenstellen. Vielleicht stammen von diesem Häuptling die Grafen Fink v. Finkenstein ab. Ein namhafter Heraldiker (v. Mülverstedt) hält diese Familie für alt- (stamm-) preußisch.

wenz hinuntergeschwommen kam, um sich an dieser Stelle niederzulassen.

In neuerer Zeit hat dieser Wallfahrtsort sehr verloren; denn einmal haben die Hüter des Heiligthums das Kloster verlassen müssen; dann aber hat sich, nicht gar weit davon, auf Ostpreußischem Gebiete, zu Dietrichswalde bei Osterode, die h. Jungfrau, wie es heißt, auf einem Baume sehen lassen und hier begonnen, Wunder zu thun, wie in Lourdes und Marpingen. Die Lage von Dietrichswalde, welche für Rendezvous von Katholiken deutscher und polnischer Zunge nicht ungeeignet ist, trägt viel dazu bei, die Anziehungskraft dieses Wunderplatzes zu erhöhen. Der Bund zwischen Katholiken deutscher Zunge und Polen katholischer Religion, welcher in früheren Zeiten noch zweifelhaft war, kann gegenwärtig als besiegelt gelten. Es ist soweit gekommen, daß der gemeine Mann mit seiner vielfach belächelten Verwechselung der Begriffe „Deutsch" und „Evangelisch" einerseits, und der Begriffe „Polnisch" und Katholisch" andererseits ziemlich das Richtige trifft. Fühlen sich doch sogar die katholischen Westphalen und Rheinländer jetzt mit den Polen solidarisch. Seltsam freilich contrastirt diese Anschauung mit der in dem benachbarten (Ostpreußischen) Masuren gangbaren. Da hier die meisten Polen evangelisch sind, die anwohnenden Deutschen aber (im Ermlande) katholisch, so nennen die Masuren katholische Heiligenbilder nur „deutsche Bilder", eine evangelische Kirche aber wird „polnische Kirche" genannt.

An der Ostgrenze des Culm-Michelauer Landes und zugleich an seiner Südgrenze liegt das Städtchen Gurzno *), wo 1628 der schwedische Feldherr Wrangel die Polen schlug und wo 1806 der preußische Wrangel als Lieutenant seine erste Waffenthat im Kampfe gegen die Reyschen Schaaren verrichtete.

---

*) Gehörte früher gar nicht zu Polnisch Preußen, sondern zu dem echten Polen und kam erst nach der Theilung bei Gelegenheit der Grenzregulirung an Preußen.

Gehen wir zu der ehemaligen Woywodschaft Marienburg über, so finden wir hier Marienburg selber, als die hervorragendste der kleineren Städte. An geschichtlicher Bedeutung übertrifft sie fast die großen.

„Marjenburg ex luto * — war schon im Mittelalter ein Sprichwort. Es beweist, daß diese Stadt, wie später Petersburg, den Triumph menschlicher Kunst über die zähe Natur versinnbildlicht. Des Ordens Haupthaus, durch die Munificenz der Hohenzollern im alten Glanze wiederhergestellt, bildet eine der Hauptsehenswürdigkeiten des Preußenlandes.

Auch diese Stadt hat während der Polnischen Herrschaft der Leiden genug gehabt. Ein herbes Geschick wollte, daß dieser Ort, wo ehemals der Bürgermeister Bartholomaeus Blume sein Blut für die Sache des Deutschthums vergossen, ein Hauptsitz des Jesuiten-Ordens wurde, welcher am meisten zur Polonisirung des Landes beitrug. Wie willkürlich der Woywode von Marienburg oft gegen die ihm untergebenen Leute verfuhr, bezeugt die Sage vom Buttermilchsthurm, wenn anders die Version, welche die Erbauung desselben in die Zeiten des Woywoden Stenzel Kostka verlegt, die richtige ist.

Es wird erzählt, daß Stenzel Kostka von den Niederunger Bauern der Umgegend ein wenig Buttermilch für ein krankes Kind verlangte, dem die Aerzte sie angerathen hatten. Die Bauern, aus Uebermuth oder vielleicht auch aus Unverstand, schickten ein ganzes Orhoft. Hierüber erzürnt, sperrte sie Stenzel Kostka in diesen bereits zur Zeit der Ordensritter gebauten Thurm, wo er sie so lange sitzen ließ, bis sie die Buttermilch ausgetrunken hatten. Davon erhielt denn dieser Thurm den Namen: Buttermilchsthurm.

Andere erzählen bekanntlich, daß die Niederunger Bauern diesen Thurm zur Strafe für ihre übermüthigen Streiche zur Ordenszeit, wobei weder Hauscomthur noch Mönche geschont

*) Der ganze Vers heißt: Marjenburg ex luto, Ofen ex saxo, ex marmore Mailand.

wurden, haben bauen müssen. Entweder zur Erhöhung der Strafe, oder auch wiederum aus Uebermuth, geschah das Merkwürdige, daß sie Buttermilch statt Wasser zur Anfeuchtung des Kalkes nahmen; woher der von ihnen gebaute Thurm der Buttermilchthurm genannt wurde.

Das Marienburger Werder bildete eine eigene Oekonomie, welche gewöhnlich nicht an Tenutarien (Lebtagsbesitzer) gegeben, sondern für den König durch eigene Administratoren als Tafelgut verwaltet ward. Die Könige befaßen in dieser Oekonomie eine reiche Einnahmequelle, und war es deßhalb kein Wunder, wenn sie bei Ueberschwemmungen des Werders wie von ihrer einem erzählt wird, weinten. Nun aber waren die Bewohner des Werders sich dessen wohl bewußt, was sie leisteten; sie drohten mit sofortigem Abzuge, wenn man sie zu Scharwerken zwingen, oder sie an der Ausübung ihrer evangelischen (oder mennonitischen) Religion verhindern wollte. Die Könige beeiferten sich daher ohne Ausnahme, die Werderaner über diese zwei Punkte zu beruhigen. Zahlreiche königliche Privilegien sicherten ihnen Freiheit von Scharwerken, zahlreiche königliche Privilegien sicherten ihnen freie Ausübung ihrer Religion zu. Aber so war es in Polen bestellt, daß selbst königliche Privilegien nicht mehr schützten; wurden doch einige derselben vom Tribunal zu Petrikau für ungültig erklärt und geradezu cassirt.

1692 fuhr ein evangelischer Bauer von der Schoenhorster Kämpe nach seinem Pfarrort, die Taufe für sein Kind bei dem evangelischen Prediger zu bestellen. Inzwischen kam der katholische Pfarrer von Gemlitz in sein Haus, nahm trotz der Vorstellungen, die ihm die Sechswöchnerinn machte, das Kind aus der Wiege; ohne die Reitpeitsche, welche er zufällig in der Hand hatte, abzulegen, taufte er es „Lorenz" und gab es sodann der Mutter wieder, mit der Aeußerung: „So! — nun ist h. Lorenz gebraten!" —

1695 ließ der Culmische Weihbischof den evangelischen Pfarrer Leonhard Wächter aus Thiensdorf im kleinen Werder eines Morgens früh aus dem Bette reißen, auf einen

Schlitten werfen und ihn in die katholische Plebanei zu Thiergart schleppen. Dort wurde er im Beisein vieler katholischer Geistlichen körperlich gemißhandelt.

Die kleine Stadt Neuteich hatte ihr Exercitium religionis dadurch gerettet, daß sie, wie viele andere, ihren Gottesdienst auf das Rathhaus verlegte. Denn da nach der Constitution von 1632 katholische Tempel mit Thurm und Glocken verboten waren, konnte man Thurm und Glocken für den Gottesdienst nur auf dem Rathhause haben, weil man alsdann, vor Gericht citirt, sagen konnte, daß Thurm und Glocken hier einem politischen Zwecke dienten. Die Stadt Neuteich war so arm, daß sie den General-Landtag längere Zeit hindurch gar nicht beschickte, worüber ihr Recht dazu fast verloren ging. Freilich war das, nach demjenigen, was wir oben sahen, kein großer Schade.

Dagegen erhob sich der Marktflecken Tiegenhof im 17. Jahrhundert von den Weyher gegründet, zu nicht unbedeutender Blüthe. Die um Tiegenhof belegene Abzweigung der Werderschen Güter wurde unter den Namen: Starostei Neudwor oder Neuhof zusammengefaßt. Es ist diese Starostei Neuhof nicht mit einer anderen gleichen Namens in dem D. Croner District zu verwechseln, wo zahlreiche Gratialgüter als „Panis bene meritorum" an Veteranen der Russenkriege ausgetheilt wurden.

Der Marktflecken Tiegenhof, zeitweise Siegesmundstadt genannt, ist derselbe, wo die erste Brandordnung in Preußen (vom 29. Mai 1623) entstanden ist. Die Mitglieder dieser Feuerversicherungsgesellschaft wurden nach Hufenzahl entschädigt. Auch in der Brandordnung der Stuhmer Starostei von 1756 wird die Hufenzahl zu Grunde gelegt. Wer gänzlich abbrennt, erhält 150 Gulden preußisch für die Hufe Entschädigung; auch wird ihm unter Umständen ein Quantum von Saat- und Brodkorn pro Hufe vergütigt. Auch für verbranntes Vieh und Futter wird er schadlos gehalten. Wer durch Unvorsichtigkeit abbrennt, erhält nichts, muß dagegen ein Vierteljahr im Thurm sitzen. Wer das Feuerkassengeld zu etwas Anderem, als zum Neubau verwendet, wird von der Gesellschaft gestrichen und soll die Ent-

schädigung verlieren. Hieran schließt sich dann eine Feuerordnung, die sich durch practische Anordnungen auszeichnet. (Vgl. meine Gesch. des Stuhmer Kreises S. 142—144.)

Die Ortschaft Montau hatte im Anfange des 17. Jahrhunderts einen evangelischen Prediger angestellt. Derselbe mußte jedoch bald nach der Anstellung den Ort verlassen, auch ward jeder evangelische Gottesdienst im Dorfe gerichtlich verboten.

Es ist dieses Montau der Geburtsort der h. Dorothea, der einzigen Preußischen Heiligen, die aber ihrer Namensschwester, der andern h. Dorothea, nicht ebenbürtig zu erachten, da sie niemals canonisirt ist. In Marienwerder ließ sie sich einmauern und lebte hier längere Zeit als Klausnerin. Ihr soll der Heiland selbst erschienen sein; er riß ihr das Herz aus dem Leibe und setzte ihr ein anderes ein. Man sieht also, daß sie eine Vorgängerin der jetzt so berühmt gewordenen Maria Alacoque (vom heiligen Herzen) gewesen ist.

Von einer anderen Heiligen, der h. Barbara, befand sich nur das Haupt in Preußen. Die h. Barbara soll ehemals zu Nicomedien von ihrem eigenen Vater, der ein grimmiger Heide war, enthauptet worden sein. Ihr Haupt, das Jemand gestohlen hatte, kam auf ein Schiff. Dies scheiterte an der Pommerellischen Küste, worauf das geborgene Haupt in Besitz des Herzogs Suantepolk v. Pommerellen kam. Dieser legte es auf der Burg Sartowitz (bei Schwetz) an der Weichsel) nieder, von wo es die Ordensritter, nachdem sie die Burg durch Ueberfall genommen, nach Culm brachten.

Als Vorburg der Marienburg und als Thiergarten des Hochmeisters galt Stuhm, dessen Schloß noch gegenwärtig für die Gediegenheit mittelalterlicher Bauart Zeugniß giebt.

Die Stadt Stuhm ist zu drei verschiedenen Malen gänzlich eingeäschert, und zwar immer an demselben Tage, nämlich Donnerstag vor Pfingsten. Infolge dessen hatten die Bürger mit Einstimmung des Magistrats das Gelübde gethan, jährlich an diesem Tage kein Feuer zu machen; worauf noch zu Goldbeck's Zeiten (er schrieb um 1783) streng gehalten wurde.

Auch die Stadt Stuhm hat wegen ihres evangelischen Glaubens vielfache Anfechtungen gelitten, bis selbige, wie in Neuteich, den Gottesdienst auf dem Rathhause hielt, (dasselbe geschah auch in Christburg.) Im Jahre 1710 war Johann Becker aus Stargard als evangelischer Prediger nach Stuhm berufen. Er hatte eine große Partei gegen sich, welche den Schloß-Commissar Casimir Szymakowski auf ihre Seite brachte. Derselbe ließ dem Magistrat sagen, er werde den Becker sobald er sich blicken lasse, mit 100 Stockhieben empfangen; auch jeden seiner Anhänger werde er ähnlich tractiren. Um zu zeigen, daß er die Macht dazu habe, ließ er die Bürgerwache überfallen und sie der Lanzen berauben. Seine Leute trieben in den Häusern Unfug, so daß die Haustruppen des Woywoden Rybiński, welche zufällig anwesend waren, sich der Gekränkten annahmen.

Es ist wohl einleuchtend, daß sich in so precäre Lagen, wie Becker, nur sehr muthige, oder auch sehr verzweifelte Charactere wagten, welche Ursache hatten, Alles auf eine Karte zu setzen. Daher hatten die Protestanten im Lande nicht nur mit ihrer allgemeinen Lage, sondern auch mit den Ungelegenheiten zu kämpfen, wie sie schlechte und unsittliche Elemente in geistlichen Aemtern bereiten. So mußte im Anfange des 18. Jahrhunderts der evangelische Prediger Neubeser in Stuhm wegen unsittlichen Wandels abgesetzt werden. Er trieb sich noch lange in Stuhm umher und wurde nachher katholisch. Andererseits hatten tüchtige Prediger wieder mit Lebensgefahr zu kämpfen. Dem Prediger Rebe, der von 1721–31 in Stuhm amtirte, trachtete man zu dreien verschiedenen Malen nach dem Leben. In dem letzten Jahre seines Dortseins wurde er von einem Bürger und Grobschmied daselbst mit Schießgewehr angegriffen, seine Ehefrau und zwei kleine Kinder wurden an Händen, Füßen und Brust verwundet. Er siedelte bald darauf nach Marienwerder über.

Als ein bewundernswerthes Wasserwerk gilt der, aus der Ritterzeit stammende Marienburger Mühlengraben, welcher den jetzigen Stuhmer Kreis in seiner ganzen Ausdehnung durchschneidet und in der Nähe der Stadt Marienburg durch den

Baecker-See hindurchgeht. Er war bestimmt, die Stadt und Feste Marienburg mit trinkbarem Wasser zu versehen Die Ueberbleibsel dieses Werkes erregen das Staunen selbst unserer jetzigen Hydrauliker. Ueber einem Bache bei Georgendorf war ein 172 Fuß langes und 7 Fuß breites, hohes Gewölbe geschlagen, so daß die Wasserleitung auf dem 30 Fuß hohen Damme weiter gehen und das Fließ quer durch den Damm fortlaufen konnte, also Wasser über Wasser lief.

Im Stuhmer Gebiete befand sich eine Menge kleiner Preußischer Freien, welche auf wenigen Haken (Polnischen Morgen) mit der Verpflichtung angesetzt waren, kleine Dienste d. h. Reiterdienste mit preußischen Waffen zu verrichten, wenn es der Orden verlangte. Namentlich befanden sich solche sogenannte Withinge in dem Dorfe Mirahnen. Solche Withinge (der Name ist wohl nichts, als das polnische wojt d. h. Voigt, in's Altpreußische umgesetzt) kommen auch als kleine Beamte des Ordens, als Stallmeister, Postmeister, Kämmerer und Schulzen vor; sie stellen dasselbe vor, was in Kassubien die Flodire (die włodarze Verwalter) sind. Aus diesen Withingen sind zu Polnischen Zeiten wohl großentheils Wybranzen (Lehmänner) geworden.

Die Wybranzen sollten eigentlich aus den Bauern der königlichen Güter in der Art gewählt werden, daß immer 19 Bauern den 20. ausrüsteten. Der 20. Bauer sollte als wybraniec (electus) bei einem Fußregimente (regiment pedestre) dienen. Doch wurde dieses — unter Stephan Bathory gegebene — Gesetz nicht durchgeführt In Preußen namentlich fand man in dem Institut der Withinge und der Cöllmer einen ziemlichen Ersatz dafür. Denn, was die Cöllmer für die Deutschen im Lande waren, das waren die Withinge für die Stammpreußen.*)

Nach Polnischen Begriffen war eigentlich jeder freie Landbesitzer (ziemianin) von Adel, nur mußte er, wenn er nicht in

*) Wo man nicht Withinge oder Cöllmer genug hatte, half man sich durch Zerschlagung der Schulzenhufen.

Stellung geboren war, sich einer Polnischen Wappenfamilie anschließen. Bis gegen das 16. Jahrhundert war es hinreichend von einer Wappenfamilie privatim adoptirt zu werden, erst 1578 wurde festgesetzt, daß die Nobilitirung durch den König auf Empfehlung des Kriegs-Oberfeldherrn (hetman) zu geschehen habe; später auch, daß sie vom Reichstag bestätigt werden müsse, und daß jede Privataufnahme in ein Wappen (herb), wie sie früher üblich gewesen, verboten sei.*) Da nun die Eroberung Westpreußen's durch Polen schon 1466 besiegelt war, konnten sowohl die Coellmer, als auch die Withinge sofort als Polnische Adlige auftreten, sofern sie in eine Polnische Wappenfamilie aufgenommen wurden. Ja unter Umständen auch ohne dies. Denn da Westpreußen den Polen für reoccupirt galt (sowie später für Friedrich den Großen), war die Fiction, daß es von jeher eine Polnische Provinz gewesen; daß also alle Bewohner Westpreußens von Geburt Polen wären. Es konnten also die freien Landbesitzer auch allenfalls ohne Weiteres als Adlige auftreten, wenn sie ein eigenes Wappen annahmen und sich den Pflichten des Polnischen Adels (das war der ungemessene Reiterdienst) unterzogen. Die Withinge thaten dies meistentheils, die Coellmer fast niemals, weil sie dem Polnischen Wesen abhold waren Dagegen nahmen die Coellmer die später eingeführte Geldablösung für den Kriegsdienst sehr gerne an.

Der Reichstag hatte nämlich festgesetzt, daß der vierte Theil der Einkünfte von den Königlichen Gütern (die sogenannte Quart) zur Anwerbung von Soldtruppen verwandt werde. Diese Soldtruppen wurden deshalb Quartaner oder Quartianer genannt. Da nun das oben erwähnte Wybranzenthum sich nicht bewährte, so beschloß man, die Wybranzengüter mit einem Geldzinse zu belegen, der als Zuschlag zur Quarte zu erheben sei. Von diesem Zuschlag sollten dann Soldaten angeworben und

*) Von 1601 an sind die Namen der Nobilitirten in den Reichstags-Constitutionen aufgeführt.

auch besoldet werden. Viele Freigüter bezahlten deshalb bis an das Ende der Polenherrschaft die Quart, mit 100 Gulden die Hufe tarifmäßig. Die anderen leisteten ihre Kriegsdienste in natura; sie bildeten das Hufenregiment, aus dem später die Ulanen entstanden sind (ułan von łan die Hufe.)

Daß Fußsoldaten sich unter der Hand in Reiter verwandeln, ist bei Reitervölkern nichts Neues. Den Uebergang von Infanterie zur Cavallerie sieht man in den Dragonern früheren Schlages, wie sie bei den Russen theilweise noch jetzt bestehen. Es waren Fußtruppen, welche sich der Pferde bedienten, um rascher vorwärts zu kommen. Die Abneigung gegen den Kriegsdienst zu Fuß war bei den Polen nicht minder groß, wie bei den Türken. Von den Türken wollte ebenfalls Niemand zu Fuße dienen; und war dies mit ein Grund, weßhalb man gefangene Christenkinder zum Fußdienste preßte, die späteren Janitscharen. Auch in Polen setzte sich jeder Wybranze (leman), der es vermochte, auf's Pferd; und da die Disciplin etwas locker war, wurde es leicht übersehen. In den letzten Zeiten der Republik hat man — außer den berühmten Senfenträgern — fast nur Miethssoldaten als Infanterie gesehen.

Auch in der Stuhmer Staroftei wurden hin und wieder Polen, die für geleistete Kriegsdienste entschädigt werden sollten, auf kleineren Gratialgütern angesetzt, so in Kiesling, wo 1670 ein Skarzewski mit Grundbesitz beliehen wird. In diesem selben Kiesling hielt auf seinem Zuge gegen Danzig 1577 der König Stephan Bathory Rast. Während seiner Anwesenheit entstand ein furchtbares Gewitter, der Blitz schlug in den Schulzenhof und legte denselben binnen kurzer Zeit in Asche. Der König kam selbst herbei, um sich das Feuer anzusehen. Der Schulze, dem sein Privilegium mitverbrannt war, beabsichtigte den König anzureden, um von ihm die Erneuerung des Privileg's zu erbitten; wurde jedoch durch zufällige Umstände daran gehindert. So deponirte 1598 der 90jährige Schulze Stephan Wegner und erhielt auf Grund dessen ein neues Privileg.

Auch das Dorf Weißenberg bei Stuhm hat die Ehre

gehabt, einen König zu beherbergen, und zwar einen König ohne Land, der auf der Flucht war. Hier war es, wo der unglückliche Stanislaus Leßczyński, der, als Viehhändler verkleidet, aus Danzig geflohen, ein ärmliches Fuhrwerk miethete, das ihn nach Marienwerder in Sicherheit brachte.

In demselben Dorfe fand die Preußische Regierung 1773 eine sonderbare Wirthschaft vor. Alle Grundstücke desselben lagen flickweise, theils auf der Höhe, theils in der Niederung. Die Bauern säeten nun nach Belieben; alsdann kam der Commissarius des Starosten, taxirte das Angesäete und setzte den Zins dafür fest.

Die Stuhmer Starostei war während der ersten Polnischen Zeit im erblichen Besitz der adligen Familie v. Zehmen, welche aus Sachsen stammte und in ihrem Heimathslande noch weiter blüht. Die Preußischen Zehmen kämpften tapfer, obgleich vergeblich, für die Rechte des Landes; sie starben alsdann in der männlichen Linie aus und gingen in der Schwedischen Familie Gueldenstern auf, die mit Siegesmund III. in's Land gekommen, aber lutherisch blieb. Auch die Gueldenstern erloschen in der männlichen Linie gegen Ende des 17. Jahrhunderts, ihre Erbtöchter gingen in verschiedene Polnische Familien (Łoś und Kretkowski) über.

Wie bereits erzählt worden, war das Stuhmer Gebiet für die Zeit der Schwedenkriege von besonderer Wichtigkeit.

Die Verhandlungen in Stuhmsdorf wurden anfangs unter freiem Himmel gehalten, während beide Parteien vor und hinter Stuhmsdorf in Gezelten lagerten. Da sich die Sache bis in den Herbst hineinzog, wurde mitten im Dorfe an einer Stelle, welche zugleich die Mitte zwischen den beiderseitigen Gezelten war, eine hölzerne Baracke errichtet, wo die Commissarien zusammenkamen. Bevor diese Baracke gebaut wurde, wären die Verhandlungen fast abgebrochen worden und zwar durch ein Mißverständniß. Da man sich wegen der Katholiken in Liefland nicht einigen konnte, ließen die Schweden zum Abzug blasen und dazu trommeln, worauf der Krongroßvorschneider Jacob

Sobieski, als Befehlshaber der Polnischen Truppen, den Schweden zum Trotze, ein Gleiches zu thun befahl. Darüber entstand auf Polnischer Seite solch ein Tumult, daß die Schweden, einen Angriff befürchtend, sich in Schlachtreihe stellten. Indessen wurde das Mißverständniß aufgeklärt, man lachte über den blinden Lärm, und diese heitere Stimmung trug vielleicht dazu bei, daß die Differenzen sich ausglichen.

An der Stelle, wo die beiderseitigen Commissarien zum ersten Male zusammenkamen (24. Mai 1635), steht gegenwärtig ein mit einem Geländer umzäunter Denkstein. Diesen Denkstein hat der Geh. Regierungsrath Roscius aus Marienwerder, Verfasser einer Schrift über Westpreußen, zuerst mit einem Geländer umgeben lassen, welches dann im Jahre 1828 der damalige Landrath, Graf Rittberg auf Stangenberg, auf eigene Kosten renoviren ließ. Als im Jahre 1837 wieder eine Reparatur nöthig wurde, ließ der genannte Graf Rittberg den Stein aus der Erde heben, wenden, sorgfältig reinigen und dann wieder in die Erde senken. Es fand sich, daß auf dem Steine keinerlei Inschrift — auch nicht die Jahreszahl 1635 (wie in einem verbreiteten Schulbuch zu lesen) — vorhanden sei.

Als Curiosität ist hervorzuheben, daß, als der genannte Graf Rittberg an die Renovirung des Gebäudes ging, ihm von competenter Seite Zweifel ausgesprochen wurden, ob dieses Stuhmsdorf bei Stuhm auch wohl das richtige Stuhmsdorf sei. In einem so kleinem Dorfe, wie dieses Stuhmsdorf, habe wohl kaum eine so zahlreiche Versammlung von hohen Personen stattfinden können, und derlei mehr. Der Hinweis auf Lengnich Geschichte der Preußischen Lande Poln. Antheis VI. S. 59—76 konnte nun wohl jeden, selbst den verstocktesten Zweifler beruhigen. Dennoch ist die Sache erwähnenswerth, da sie von der schon gerügten Mißachtung Westpreußen's in gewissen Kreisen neues Zeugniß giebt. Gewisse Leute verfahren, wie die kleinen Kinder, welche, wenn sie auf Jemanden schlecht zu sprechen sind, selbst seine Geschichten für „nicht wahr" erklären. Das ist die komische Seite. Ernsthafter ist, daß fast jeder Deutsche, der in

dieser Provinz ein Vermögen gesammelt hat, nach dem Genfer See oder nach Meran zieht, um es dort zu verzehren. Die Polen aber sind klüger und bleiben im Lande.

Tolkemitt, eine kleine Stadt am Haff, ist wegen seines Drosselfanges bekannt; außerdem genießt es die zweideutige Ehre, den schwarzen Mönch Simon Grunau hervorgebracht zu haben, der einst die Landesgeschichte in einen Augiasstall tendenziöser und phantastischer Lügen verwandelte.

Christburg tritt durch seine reizende Lage, so wie durch die Ruine seines „verfluchten" Schlosses, wie Hartknoch sagt, hervor. Hier war es, wo einst der Ordens-Trappier gewaltet. Gespenster sollen ihn im 15. Jahrhundert sammt dem ganzen Ritterconvente vertrieben haben, worauf er nach Pr. Mark (im benachbarten Ostpreußen) zog. Das Schloß zerfiel und ist nie wieder in gehörigen Stand gesetzt.

Nicht weit von Christburg liegt das Dorf Brodsende, welches seinen scherzhaften Namen (die Erklärung aus dem Stoßseufzer: „Brot sende!" ist fingirt) seiner, durch das Wasser gefährdeten, Lage verdankt. Ehemals hat es „Dollstädter und Baumgarther-Damm" geheißen. Man begreift die Wandelung wenn man eine Petition der Bewohner an die Regierung liest, anfangend: „Wir armen, im Wasser sitzenden Leute!"

So wie im Stuhmer Gebiete die kleinen Preußischen Freien, so erscheinen im Christburger Gebiete große und reiche Grundbesitzer Stammpreußischer Abkunft, mit vollen Ritterrechten, zuweilen sogar mit den Blutbann belehnt, die der Orden für ihre Treue (während der Abfälle) belohnen wollte. Unter diesen Edeln ragen namentlich der getreue Preuße Wapel und Dietrich Stange hervor. Von dem ersten stammen (die jetzt polnischen) v. Rabe und Kalkstein ab; von den Stange, wenigstens weiblicherseits sicher, die Grafen Lehndorf. Das Hauptgut der Stange besaßen später der Eidechsenritter Gabriel v. Bayfen und der bereits genannte, polnische gesinnte und wenig beliebte Stenzel Kostka (Kostka v. Stemberg, soll

heißen: v. Stangenberg*). Nachgehends kam es in die Hände der Familie v. Schack (Schack v. Wittenau), aus welcher Wenzel Schack, ein Miturheber des Jus terrestre Nobilitatis Prussiae, stammt. Der letzte männliche Sprößling dieser Familie, der Generalmajor Carl Albert Schack, nahm an der Stiftung der Conföderation von Thorn (1767) hervorragenden Antheil. Von ihm sind wichtige Correspondenzen neuerdings im Thorner Archiv gefunden worden. Seine Erbtochter, sowie seine Güter, fielen an die Grafen Rittberg.**)

Als Danzig's rechte Hand in Pommerellen trat zu Polnischen Zeiten die Stadt Conitz auf. Noch gegenwärtig heißt es „Klein-Danzig". Es könnte auch „Treuen-Conitz" heißen, wegen seiner Treue gegen den Orden,***) und späterhin wegen seiner Treue gegen den evangelischen Glauben, den es inmitten der größten Gefahren (war doch ein Jesuiten-Collegium nebst Schule in der Stadt) sich erhalten hat.

Ehemals war Conitz der Hauptstapelplatz für den Preußischen Landhandel, welcher nach Rußland ging. Bis vor Kurzem noch lebten Greise, die den Moscoviter-Kaufmann auf dem Conitzer Markte sahen. Aus einer Conitzer Tuchhändlerfamilie stammt der berühmte Theologe Daniel Leß, ein rüstiger Kämpfer für den positiven christlichen Glauben gegen seichte Aufklärung, wie sie sich im 18. Jahrhundert breit machte. In Conitz geboren war auch der gelehrte M. Boehm, Verfasser mehrer historischer Arbeiten, und Goedtke, welcher die Kirchengeschichte der kleinen Städte in Westpreußen geschrieben hat. Er besaß noch mehre Manuscripte, welche er aber noch nicht hatte drucken lassen, als sie

*) Dieses Stangenberg (im Gebiete Christburg) ist mit einem anderen Stangenberg (im Dirschauer Gebiete) nicht zu verwechseln.

**) Von Deutschen Adelsfamilien, die nach 1772 ins Culmerland kamen, verdienen Erwähnung die v. Klinggräf auf Paleschken, aus welchem Geschlechte der Botaniker dieses Namens stammt.

***) Auch dauerte es lange, bis es den Polen sicher war. Noch 1520 besetzte es der Hochmeister Albrecht v Brandenburg, jedoch nur auf kurze Zeit.

durch eine Feuersbrunst zerstört wurden. Unverdrossen ging er an die Wiederherstellung des Verlorenen, als ihn Gott mit Blindheit heimsuchte. So waltete von jeher ein Verhängniß über der Westpreußischen Geschichte.

Aus Conitz gebürtig ist auch J. D. Titius, Vorläufer der Ruß und Ule, von denen ersterer ebenfalls aus Westpreußen stammt. Von neueren Gelehrten, welche Conitz ihre Vaterstadt nennen, heben wir Bennwitz und Muetzell hervor. Muetzell ist der in weiteren Kreisen bekannte Pädagoge; Bennwitz ein Autodidact (Kaufmann seinem Berufe nach), welcher mit ebenso großem Eifer, als Erfolge, für die Provinzialgeschichte Westpreußen's thätig war. Was Neumann für Elbing gewesen ist, war Bennwitz für Conitz.*)

An die Schlacht von 1454 erinnert bei Conitz der „Heergrund." Südlich von Conitz liegt das Kloster Jacobsdorf, berühmt durch eine Kirche mit merkwürdigem Gewölbe, welches, gleich demjenigen der Domkirche zu Quedlinburg, die Leichen uneinbalsamirt durch die bloße Luft erhält.**) Es befindet sich hier das Erbbegräbniß der Familie von Wollschlaeger, welche in der Umgegend begütert ist.

Westwärts von Conitz finden wir die Kreisstadt Schlochau, auf deren Schlosse ehemals ein Ordenscomthur, später ein Starost, seinen Sitz hatte. Zur Zeit der Preußischen Besitznahme war das Schloß in Händen der Radziwill. Ihre Besatzung machte zuerst Miene zu ihrer Vertheidigung, mußte sich aber bald auf Gnade und Ungnade ergeben.

Das Schloß Schlochau ist für die Ordensgeschichte von nicht

*) Aus Conitz stammt auch der 1877 verstorbene Literat Edwart Kattner, welcher während seines Lebens einen andauernden und hartnäckigen, von seinen Landsleuten wenig anerkannten Kampf, gegen Polonismus und Ultramontanismus geführt hat. Namentlich ist er derjenige, der für die jetzt sehr beliebte Umwandlung der poln. Ortsnamen das Signal gegeben.

**) Auch in der evangelischen Kirche zu Neuenburg a. d. Weichsel, so wie in mehren Kirchen der Mark Brandenburg, soll die Luft vermöge der ihr eigenen Trockenheit die Leichen uneinbalsamirt erhalten.

geringer Wichtigkeit. 1409 wurden die Polen von dem damaligen Vogte der Neumark, späteren Hochmeister, Michael Küchmeister (die Polen sagten: Kochmagister) v. Sternberg, bei Schlochau geschlagen. Die Schlappe war so schimpflich, daß man sie dem Könige verschwieg. Doch nahmen die Polen im folgenden Jahre dafür Rache in dem Treffen bei Gr. Lonsk, gewöhnlich Schlacht bei Crone (Koronowo oder Poln. Crone, jetzt Crone a. d. Brahe genannt.) Der König Jagiello, der eben betrübt von Marienburg abgezogen war, freute sich darüber so sehr, daß er weinte und dem Siegesboten 500 Mark schenkte.

Jedoch benutzten die Polen diesen Sieg schlecht. Die versprengten Ueberreste des Ordensheeres sammelten sich bald und zogen nach Tuchel, wo sie dem Polnischen Commandanten Birkenhaupt vorspiegelten, daß sie die Polen bei Crone geschlagen hätten. Um das glaublicher zu machen, führte man ihm einige nachgemachte Gefangene vor, unter anderen einen Polnischen Deserteur, Namens Newir, der, mit der perlenbesetzter Stirnbinde eines Polnischen Hetman geschmückt, den Feldherrn Powała spielen mußte. Birkenhaupt ließ sich täuschen und übergab die Burg. Ein Versuch, den der König noch spät im Jahre machte, sie zu erobern, mißglückte.

Gegen Ende des 13 jährigen Krieges hatte der König von Polen Schlochau (auch Tuchel) einem mächtigen Polnischen Magnaten, Włodko Danaborski, der mit den Piasten verwandt war (seine Familie besaß zeitweise die Herrschaften Flatow und Krojanke), in Pfand gegeben. Als er jedoch vernahm, daß derselbe mit Verrath umging (entweder er war mit dem Orden einverstanden, oder er wollte sich, wie Zinnenberg, eine eigene Herrschaft gründen): nahm er ihm das Schloß Schlochau und setzte hier einen treuen Polen, Namens Dambrowicz, als Hauptmann ein. Dieser fand im Schlosse einen gefangenen Pommer, Martin v. Zitzewitz. Er entließ ihn auf Handschlag, um sich zu ranzioniren und Mehl zu bringen. Nach einiger Zeit kam auch Zitzewitz mit vier Mehlwagen, zu deren Begleitung er 16 handfeste Pommern erkoren hatte. Mit diesen überrumpelte er das Schloß und warf

den polnischen Hauptmann ins Burgverließ. Bald darauf, als eine kleine Schaar Polen sich blicken ließ, machte Zitzewitz einen Ausfall. Während dessen zogen ein Priester und ein Schulmeister, die auf dem Schlosse waren, von Zitzewitz beleidigt, den polnischen Hauptmann in Fischernetzen aus dem Verließ und bewaffneten die Gefangenen. Zitzewitz, der so zwischen zwei Feuer gerieth, entfloh.

Einen ähnlichen Ueberrumpelungsversuch, wie er Zitzewitz gelang, erzählt man von Stanislaw Ostroroy, dem Wojwoden von Kalisch, der zugleich Erbherr von Zempelburg war. Es ist derselbe, der sich den Hussiten angeschlossen hatte, um Conitz zu belagern (1433).

Zwei Jahre nach der Belagerung von Conitz kam er vor Landsberg a. d. Warthe, welches damals, wie die ganze Neumark, im Besitze des Ordens war. Er hatte drei Wagen mit bewaffneten Leuten, die waren mit Korn und Speckfleisch überdeckt, so daß es den Anschein hatte, als wolle er mit Korn zur Stadt fahren, um es zu verkaufen. Auf diese Weise gewann er das Vorthor nach Zantoch zu. Als er aber weiter vordringen wollte, ward sein Anschlag entdeckt, und er entfloh.

Um wieder zu Schlochau zurückzukehren, so wurde hier die Reformation im 16. Jahrhundert durch den Starosten Latalski, der ein eifriger Gegner der Katholiken war, eingeführt. Der deutsche Theil der Starostei Schlochau, sowie auch der deutsche Theil der Tuchler Starostei, wurden damals evangelisirt. Hier wohnen die bereits erwähnten sogenannten Coschnewier, Deutsche Katholiken, deren Vorfahren Protestanten waren. Der Stadt Schlochau wurde später das Exercitium religionis völlig entzogen; ja im Anfange des 18. Jahrhunderts wurde es sogar dem dortigen Stadtschreiber verboten, eine evangelische Schule zu halten.

Zwischen Conitz und Schlochau liegt das Dorf Briesen (Deutsch Briesen), wo der König Carl X. Gustav eine Zeitlang im Quartier lag. Es ist dieses Dorf Briesen nicht zu verwechseln mit einem andern Dorfe Briesen in der Tuchler Heide, an der Pommerischen Grenze ~~befindlich~~. Als im Jahre 1848 im Pommern von einer Polnischen Erhebung gemunkelt wurde, die sich

auch in Westpreußen zeige: stand die Bürgerwehr der Stadt Rummelsburg in Pommern Tage lang auf Wacht, in der Befürchtung, daß die Briesener Bauern (Polen) auf Rummelsburg marschiren werden; wogegen die Briesener ebenfalls bewaffnet auf ihrer Hut waren, weil man ihnen gemeldet hatte. daß die Rummelsburger sie sammt und sonders ermorden wollten. Es dauerte lange, bis dieses doppelte Mißverständniß sich aufklärte. Noch immer sehen die Polen in Pommerellen die jetzigen (deutschen) Pommern als ihre Todfeinde an. In Pommern aber jagen die Mütter unartige Kinder mit dem Rufe: „der Pole kommt!" zu Bett.

Auch Tuchel war ehemals kein verächtlicher Platz. Noch im zweiten Schwedenkriege (1655—60) waren seine Befestigungen so stark, daß der Obrist Weissenstein, als er versuchte, es mit bloßer Cavallerie zu nehmen, zurückgehen mußte. Er selber wurde von einem Thurme aus durch eine Kugel verwundet und steckte aus Verdruß darüber die Vorstadt Kozlinka an.

Tuchel ist der Geburtsort des Polnischen Juristen Johannes Cervus und des berühmten Kriegsfeldherrn Nowodworski, welcher auch eine Schule in dieser Stadt gründete. Zur Zeit des großen Friedrich ging über Tuchel die große Landstraße nach Graudenz zu; er benutzte sie jährlich, wenn er zu den großen Revüen nach Mokrau ging. Bei dieser Gelegenheit pflegte er auch die Meliorationen am Schlochauer Amtssee zu besichtigen. Bei Schlochau liegt auch eine reizende bewaldete Anhöhe, die Kujawe*), gegenwärtig die „Louisenhöhe" genannt.

Bei Tuchel liegt Reetz, in früheren Zeiten Raciąz genannt, nicht zu verwechseln mit Raciąz an der Drewenz, dem jetzigen Zlotterie, welches dem Cujawischen Bischof, als Grundherrn, gehörte. Unser Raciąz aber, das jetzige Dorf Reetz, war früher

*) Das Wort Kujawe (auch Kujanne), welches in dieser Gegend fast als Appellativum für ein Waldgebiet vorkommt, hängt offenbar mit dem Nordischen skóg=Wald zusammen. Daher auch jedenfalls der Name der Landschaft Kujavien. Man lasse sich dadurch nicht irre machen, daß das Preußische Kujavien einen fetten, baumlosen Boden hat. Man sehe sich das Russisch-Polnische Kujavien hinter der Weichsel an, so wird man vielleicht die Ableitung gelten lassen.

eine kleine Stadt mit starkem Schlosse, wo zeitweise der letzte Pommerellen-Herzog Mistwi gefangen saß

Der nördliche Theil der Tuchler Comthurei (zu dem aber auch einige südliche Dörfer gehören) hieß ehemals Sabirs Gebiet, d. h. Sambors Gebiet, das Gebiet des Theilfürsten Sambor, welcher auf Seite des Ordens stand und ihn mit mehreren Schenkungen in Pommerellen erfreute. Kossabude, den späteren Mittelpunkt des Amtes Friedrichsbruch, überließ ein Edler, aus Masuren, Namens Krucko. Vielleicht stammen von diesem die Krokow; zwar die jetzigen nur von weiblicher Seite, da etwa ein Franke von Wickerode die Erbtochter der Slavischen Krucko heirathete und damit ihre Güter gewann.

In der Nähe von Tuchel liegt Prust, dessen Pfarrer ehemals ein Geheimmittel gegen den Weichselzopf besitzen wollte. Ihm hatte es der letzte Guardian vom Kloster Górka bei Lobsens, als ein Vermächtniß hinterlassen. Ebenfalls in der Nähe von Tuchel liegt das ehemalige Kloster der Benedictinerinnen, Bislawek in der Heide (in eremo). Später wohnten Bernhardiner-Mönche darin, die es jetzt ebenfalls haben räumen müssen.

Im Schlochauer Kreise liegt Pr. Friedland, wo schon zu Polnischen Zeiten das Sectenwesen Eingang fand, und wo gegenwärtig eine Gemeinde von Babtisten besteht. Hier lebte am Ende des vorigen Jahrhunderts der Vater des berühmten K. F. v. Kloeden als Steuerbeamter, und ist die Pr. Friedländer Schule die erste, welche der junge Klöden besucht hat*). Pr.

*) Zwar versichert K. F. von Klöden, (siehe Jugenderinnerungen K. F. v. Klödens), herausgegeben von M. Jaehns, daß er der Pr. Friedländer Schule viel verdanke. Trotzdem erklärt sie der Biograph für eine schlechte Schule. Woher weiß er das? — Es war eine lateinische Schule wie damals alle waren, nicht besser und nicht schlechter. Ferner behauptet der Biograph, daß Kloeden's Mutter sich in Friedland unglücklich gefühlt habe wegen der Polnischen Umgebung. Friedland ist eine völlig deutsche Stadt, seine nächsten Umgebungen sind ebenfalls von Deutschen besetzt, und zwar verhielt sich dies zur Zeit von Kloeden's Mutter genau ebenso.

Friedland ist nicht zu verwechseln mit Friedland in Ostpreußen (a. d. Alle), wo die Schlacht von 1807 geschlagen wurde, auch nicht mit Märk. Friedland (früher Neu-Friedland, auch Poln. Friedland und Frédląderzyk d. h. Klein-Friedland, welches gar nicht in der Mark, sondern in Westpreußen (im Deutsch-Croner Kreise), belegen ist. Auch hier hat derselbe Kloeden die Schule besucht.

Maerkisch Friedland ist die Mater eines großen Theiles der Berliner Judenschaft, welche daher auch in dankbarer Erinnerung an ihren Ursprung eine Stiftung für Märk. Friedland gegründet hat. Die Juden sind nicht so närrisch, wie ein Theil der Deutschen, der sich seiner Westpreußischen Heimath schämt.

Die Stadt Hammerstein soll von Deutsch-Böhmen gegründet sein, welche die Glasmacherkunst in dieser, dazu sehr geeigneten Gegend, verbreiteten.

Die Starostei Hammerstein stand zur Zeit der Preußischen Besitznahme unter dem General-Lieutenant v Unruh, aus einer berühmten Familie, die mit den Jagellonen zusammenhängt. Aus derselben Familie stammt jener Siegismund v. Unruh, Starost von Gnesen, der, wie schon erwähnt, im Anfange des 18. Jahrhunderts wegen einiger harmloser Notizen zum Tode verurtheilt ward. Das Todesurtheil wurde jedoch nicht vollstreckt, weil Unruh nach Deutschland floh. Seine einflußreichen Geschlechtsvettern verwandten sich für ihn, und nach einigen Jahren cassirte man auch das Urtheil in aller Form.

Dem General-Lieutenant Unruh schenkte der König von Preußen die Starostei für gewisse Auslagen, die er im fiscalischen Interesse gemacht hatte.

Bei Landeck (das ist die „Landeck", weil es an der Grenze von Pommern, Pommerellen und Gr. Polen lag), erwähnen schon die alten Geographen, daß mitten in der Stadt ein Burgwall steht, (wohin sich die Umwohner bei feindlichen Angriffen zu flüchten pflegten). Dieser Burgwall ist in neuerer Zeit abge-

tragen*). Unweit dieser Stadt wurde der Räuberhauptmann Gregor Matern gefangen, einer der beiden Materne, die auf der Grenzscheide des 15. und 16. Jahrhunderts die Danziger in Schrecken setzte. Mit großem Geschick wußten sie theils die Reste der Ordensherrschaft in Preußen, theils die andringenden Polnischen Elemente zu benutzen, um dem Gesetze zu trotzen. Die kleineren Städte, wie Conitz und Neuenburg, waren so eingeschüchtert, daß sie die „Stallbrodere" (wie man Matern's Gesellen nannte), wenn sie sie zufällig gefangen hatten, laufen ließen. Selbst die Stadt Danzig ließ sich herab, ihnen einen Gegenräuber zu stellen, Andreas Schwarze, welcher sich der mächtigen Stadt gegenüber Redensarten erlauben durfte, wie „Meinen Gruß zuvor mit vier Pferden!" Endlich aber waren die Polnischen Großen überdrüßig die Materne zu schützen. Den genannten Gregor Matern ließ Andreas Górka in seiner Stadt Crossen (wohl Birnbaum) hinrichten.

Ueberhaupt dauerte es lange, ehe die Deutschen im Lande ihrem Fehderecht entsagten. Noch im Jahre 1604 sagte ein einziger Mann, Namens Hans Kujath, der Stadt Jastrow und der ganzen Starostei Usch-Schneidemühl Fehde an. Die Polen aber behielten einen halbgesetzlichen Fehdeact, das sogenannte Einreiten (Zajazd), bis in die letzten Zeiten der Republik, als Nothbehelf bei fehlendem Rechtsschutz, bei. Hatte man eine Forderung, die man auf gewöhnlichem Wege nicht beitreiben konnte, so ritt man

*) Ein uralter Burgwall befindet sich auch bei Bergelau (unweit Landeck), welches jedoch in dem ehemals großpolnischen Antheile von Westpreußen (im jetzigen Flatower Kreise belegen) ist. Zugleich befindet sich in dem benachbarten Walde eine alte heidnische Opferstätte. Die Steine auf derselben sollen der Sage nach versteinerte Tänzer sei. Das Körnlein Wahrheit in dieser Sage ist, daß allerdings die heidnischen Götzendienste gewöhnlich mit Tänzen verbunden waren. Man kann daher bei allen solchen Ortschaften die Radonsk und Cießkowo d. i. etwa Freudenthal und Spielthal heißen, mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß sie heidnische Cultstätten waren; bei einigen ist es genau nachzuweisen. Von dem oben genannten Bergelau ist Bergelau im Schlochauischen und Birgelau im Thornschen zu unterscheiden.

in das Gut des Schuldners ein, jagte ihn hinaus und blieb darin so lange, bis man zu seinem Gelde gekommen war.

Hart an der Pommerschen Grenze liegt Baldenburg, ehemals Ball de Olde genannt, wo die Luft ein trübes religiöses Brüten zu begünstigen scheint. Noch in den neuesten Zeiten wurde hier von einer Secte, die sich gebildet hatte, eine Schneiderfrau, Namens Cardocus, als das Sonnenweib aus der Offenbarung Johannis, verehrt. In der Umgegend von Baldenburg war früher viel Hexenwesen. Kein Wunder! Nicht weit von hier (bei Cremerbruch in Hinter-Pommern) liegt ein See, welcher — der Sage nach — jedem darin Badenden Zauberkräfte verleiht.

Ueberhaupt ist dieses Grenzland zwischen Pommern und Westpreußen ein mysteriöser Streifen, insofern er mehr, als irgend ein anderes Land, an Palästina erinnert. Hier giebt es Manna (Schwadenkorn), wie in den Wüsten von Arabien; hier hausen von Zeit zu Zeit Heuschrecken, die dem schon sonst geringen Erträgnissen des Bodens gefährlich werden. Zuweilen schlägt man sie massenhaft todt, um das Federvieh damit zu mästen.

Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts — als die Hexenprozesse überall zu verschwinden begannen — tauchte plötzlich in dieser Gegend eine Art von Somnambulismus auf, welcher insofern gefährlich wurde, als die von ihm befallenen Weiber lauter Hexen sahen. Auch dieses hätte noch nichts geschadet; aber es fanden sich viele Leute, die dieses glaubten und nun den angegebenen Hexen, denen sie alles Unheil beimaßen, mit Wehr und Waffen zu Leibe gingen. Es gab hier eine Zeit, wo eine kranke Unteroffiziersfrau, Namens Dorothea Louise Somnitz, welche in dem Dorfe Gr. Maslowitz bei Bütow wohnte, die unumschränkte Beherrscherinn dieser Gegend war. Vor ihrem Bette hatte sie einen tüchtigen Knüppel stehen, mit welchem sie alle vom Teufel „Beschmierten", die sie sofort erkannte, tüchtig durchbläute. Als in dem Dorfe Penkuhlen ein Ochse fiel, wurde eine ganze Familie der Zauberei beschuldigt und in lebensgefährlicher Weise gemißhandelt, bis ihr die genannte Frau Somnitz — nach vorangegange-

ner Prüfung — ein Rechtfertigungsschreiben ausstellte. „So suchen" — sagt der Berichterstatter — „vernünftige Leute bei unvernünftigen Ehre und Ruhe!" — Allgemeine Ruhe trat aber erst ein, als der Ehegatte der Frau Somnitz, welcher gewöhnt war, von seinem Könige Alles zu verlangen, sich an denselben mit der Bitte wandte, diese Hexerei sammt der Contre-Hexerei aus der Welt zu schaffen. Es gelang dies jedoch nicht eher, als bis die Somnambulen geheilt waren. Es brach nämlich fast bei allen die Mahrtklatte (Weichselzopf plica Polonica) aus.

Unter den Hexenverfolgern zeichnete sich damals auch der katholische Parochus von Parchau, Namens Rogowski, aus. In Parchau waren, nach seiner Meinung, sehr viele Hexen und Hexenmeister. Er schlug daher Einer Königlichen Regierung unmaßgeblich vor, daß „das ganze Dorf solle geschwommen werden." Ob er sich selbst mit einschloß, ist nicht gesagt. *)

In Nord-Pommerellen, auf dem Kassubischen Hochlande, befindet sich ein Kreis ohne Städte, dessen Hauptort Carthaus, ehemals Marien-Paradies genannt, ein Kloster des zum ewigen Schweigen verurtheilten Ordens von Chartreuse umschloß. Zwischen Bergen und See'n, in einer reizenden Gegend gelegen, wird es als klimatischer Kurort für gewisse Krankheiten empfohlen. Ein ehemaliger Prior des Klosters, Georg Schwengel, hat Schriften hinterlassen, welche für die Geschichte dieser Gegend von großer Wichtigkeit sind.

Weßhalb man diese Gegend — nebst dem anstoßenden Neustaedter Kreise — das blaue Ländchen nennt, ist zweifelhaft; die Erklärungen, welchen man hierüber begegnet, sind alle von der Art, daß sie auf andere Gegenden ebenso gut passen. Allerdings ist der Name des „blauen Ländchens" fast appellativ zu

*) Noch im Jahre 1873 tauchten in der Gegend von Buetow Hexen auf und trieben ihr Wesen so auffallend, daß der Pelpliner „Pielgrzym" davon Notiz nahm. Das Dorf, welches sie vorzugsweise zum Schauplatze ihrer Thaten machten, wird in der gedachten Zeitung „Modrzyn" genannt. Ob dies das (schon früher genannte) Medderfin sein soll, oder Muttrin, weiß ich nicht zu sagen.

nennen. Auch der Sternberger Kreis wird an Ort und Stelle „blaues Ländchen" genannt. In dem Carthäuser Kreise befindet sich auch das kathol. Kirchdorf Sullenczyn, das ehemals im Besitz des berühmten Geschichtsschreibers v. Heidenstein-Sulerzycki war. Gegenwärtig will man dort eine von der heiligen Jungfrau geweihte Wunderquelle entdeckt haben, welche Blinde sehend macht.

Die Stadt Neustadt (Weyherowo oder Weyhersfrei), Wallfahrtsort und Sitz eines Klosters, ist von der Familie Weyher gegründet, die neben den Prebentow, Krockow und Kayserlingk in der Umgegend angesessen und begütert ist.

Ein Mitglied der Familie Prebentow (v. Prebentow-Przepędowski), Johann Georg Prebentow, war Minister und Günstling August's II., des Starken. Als Denkmal seines Kunstsinns steht noch heute das Schloß von Leesen (auf dem Wege von Danzig nach Carthaus) da. Er ging mit seinem Herrn und Meister durch Dick und Dünn; er ahmte ihm auch darin nach, daß er die katholische Religion annahm. Kurz vorher, als er noch dem evangelischen Bekenntnisse angehörte, sprach er auf einer Versammlung für die Rechte der Dissidenten, worauf der Bischof von Posen sagte: „Prebentow verdiene zum Fenster hinausgeworfen zu werden!"

Ein Prebentow soll es auch gewesen sein, der den großen Friedrich auf einen nicht unwesentlichen Punkt aufmerksam machte. Als er ihm nämlich vorgestellt wurde, besann sich der König auf sein Gesicht, aber nicht auf seinen Namen. „Ich kann diese verfluchten Polnischen Namen nicht behalten!" sagte der König. Worauf Prebentow erwiederte: „Haben Ew. Majestät behalten diese verfluchten Polnischen Länder, müssen Sie auch behalten diese verfluchten Polnischen Namen."

Im Neustädter Kreise finden wir das Kirchdorf Bohlschau, in Preußischen Zeiten durch bedeutende Berieselungen, welche die Familie v. Rüchel-Kleist in der Umgegend anlegte, bekannt geworden. Hier wurde 1580 eine evangelische Kirche gebaut, aber bald nach ihrer Gründung von den Katholiken durch Pulver in

die Luft gesprengt. In der Mitte des 18. Jahrhunderts stand hier als Prediger ein Pommer, Namens Luttermann. Er konnte sich nicht auf der Straße blicken lassen, ohne von Steinwürfen verfolgt zu werden; und eines Sonntags, als er auf der Kanzel stand, wurde mit einer Pistole nach ihm geschossen.

Da die Stadt Neustadt adlich war, hatte sie keine Vertretung; doch wurde ihr Stadtgericht — wie in Poln. Preußen üblich — namentlich in Criminalsachen, von den umwohnenden Starosten mit der Rechtsprechung betraut. Es geschah dies vorzugsweise von dem Starosten in Mirchau (war zu Zeiten des Ordens ein Pflegeramt). Das Adlige Landgericht des Bezirks wurde gewöhnlich in dem Kirchdorfe Strzepcz gehalten.

Im Norden von Neustadt befindet sich der sogenannte Putziger Winkel, genannt nach der kleinen Stadt Putzig, welche zu Zeiten des Ordens einen Fischmeister, zu Polnischen Zeiten einen Starosten hatte. Im Putziger Winkel liegt auch das ehemalige Nonnenkloster Zarnowitz, wo 1462 die Ordenssöldner eine schlimme Niederlage erlitten. Der tapfere Fritz Rabeneck fiel und wurde im Kloster begraben.

Auf der Halbinsel Hela finden wir Cejnova, wo jene denkwürdige (hoffentlich letzte*) Hexenschwemmung am 7. Juli 1836 stattfand.

Da hier Jemand krank wurde, rief man statt eines Arztes einen Quacksalber. Dieser erklärte, daß die Kranke behext sei; er werde die Hexe angeben. Es sei diejenige Frau, welche eine bei dem Schulzen veranstaltete Versammlung (gromada) zuerst verlassen würde. Der Schulzenversammlung wohnten nämlich in aller Gemüthlichkeit gewöhnlich auch die Weiber bei. Eine von diesen Frauen, welche zu Hause ein kleines Kind hatte, verließ die Versammlung frühzeitig, um dies zu säugen. Sie wurde für eine Hexe erklärt und in allen Formen geschwemmt. Da ihre Röcke sie über dem Wasser hielten, zog man sie an's Land und schlug sie

*) Im Jahre 1865 wurde zwischen Stuhm und Pestlin ein altes Weib von einem Manne erschlagen, der es für eine Hexe hielt.

todt. Der Rädelsführer bei dieser Schwemmung, ein gewisser Mrauczek, entkam auf ein Schiff und ging nach Amerika, wo er durch Selbstmord endete.

Im Neustaedter Kreise liegt auch Rahmel, wo einst der päpstliche Legat von den Bewohnern, welche noch Heiden waren, gefangen ward.

Am Südfuße des Kassubischen Hochlandes liegt die Stadt Berent, an zwei See'n, die ehemals zusammen hingen. Zwischen ihnen befand sich dann eine Wiese, auf welcher Binsen standen. Diese sollen das Wappen der Stadt so deutlich dargestellt haben, daß selbst die Sterne des Schildes klar hervortraten. Berent (in der Ordenszeit zum Berndt genannt, nun polnisch Kościerzyn) ist wohl der alte Gauort Pirsna (Pirchen); es liegt in einer steilen Gegend, hat aber guten Verkehr, welcher durch Kunststraßen nach Danzig und Conitz gefördert wird. In den 30er Jahren war es eine völlig deutsche Stadt. Czeslaw Lubienski, der sie im Laufe des Jahres 1877 besuchte, fand sie bereits völlig polnisch; er rügte nur, daß die Geschäftsleute keine polnischen Schilder hätten.

Unweit Berent liegt Schoeneck) (poln. Skarzewo, ehemals die einzige Stadt in ganz Pommerellen, wo ein Königliches Burggericht (Grod) bestand. Da Acte der freiwilligen Gerichtsbarkeit von Seiten des Adels nur hier geschehen durften, war die Unbequemlichkeit sehr groß. Anfangs half man sich in deutscher Weise, indem man bei den Stadtgerichten manifestirte. Gegen Ende der Republik wurde in Tuchel ein Przygrodek (Beigrod) errichtet, kam jedoch wegen der Catastrophe des Reiches nicht mehr zur Geltung.

In Schöneck war es, wo 1741 ein Wunder geschah; es wurde nämlich in einer einzigen Nacht — vom 14. zum 15. September — eine evangelische Kirche gebaut. Die Erbauer waren allerdings keine Engel, sondern die Danziger, welche, um verschiedenen Chicanen zu begegnen, das Bauholz in Danzig abbinden und in Schoeneck zusammenstellen ließen. Aus dieser historischen Thatsache hat sich die Sage gebildet, der König habe den

Evangelischen die Erlaubniß gegeben, eine Kirche zu bauen, falls sie sie innerhalb eines Zeitraums von 24 Stunden fertig brächten.

Schoeneck hat ehemals den Johanniter-Rittern, gehört, desgleichen Stargard (a. d. Ferse, nicht zu verwechseln mit Stargard a. d. Ihna in der Provinz Pommern und mehreren anderen Stargard, welcher Name = Altenburg steht). Hier wohnte um 1620 ein Schneider Namens Johann Bannier, welcher ähnlich wie der Schuhmacher Jacob Böhme, als Theosoph auftrat. Er ging später nach Schweden, wo er enthauptet wurde *).

Nicht weit von Stargard liegt das Dorf Pogutken, in welchem ehemals ein Kloster gestiftet wurde, das man in späteren Zeiten nach Pelplin (Neu-Doberan) verlegte. In diesem Pelplin hat gegenwärtig der Culmische Bischof, dem nach der Bulle de salute animarum von 1821 der größte Theil des Westpreußischen Gebietes untergeben ist, seinen Wohnsitz.

Dirschau, die jetzt berühmte Brückenstadt, stellte ~~nicht~~ zu den Weltcelebritäten den älteren Forster, Reinhold Forster, dessen Vater zu Dirschau als Bürgermeister fungirte. Er wurde zuerst Prediger in dem Dorfe Nassenhuben bei Danzig, wo ihm sein ebenfalls berühmter Sohn, Georg Forster, geboren ward. An dem Hause, wo Reinhold Forster's Wiege gestanden, ist gegenwärtig eine Gedenktafel angebracht.

Die Forster sind Schottischer Abstammung; ihre Vorfahren waren zur Zeit der Religionsverfolgungen aus Schottland geflüchtet. Ursprünglich waren sie in Neuenburg a. d. Weichsel angesiedelt, wo sich mehre ihrer Nation zusammen gefunden hatten. Auch die Stadt Jastrow (im Netzedistrict) ist ursprünglich von Schotten angelegt; ihr erster Bürgermeister hieß Barry.

---

*) Ein ähnlicher Schwärmer war Johann Albrecht Adelgreif aus Elbing, der sich 1636 zu Königsberg für Gott-Vater ausgab, behauptete, ein Recht auf Züchtigung der Obrigkeiten zu haben u. dgl. Des Ehebruchs überwiesen, bekam er den Staupbesen, wurde später enthauptet und mit Feuer verbrannt.

Unweit Neuenburg liegt Warlubien (Bahnhof), wo die Wiege des Deutsch-Katholiken Czerski gestanden hat; er ist hier als Sohn eines Polnischen Bauern geboren.

Thyman war schon sehr früh im Besitz eines geistlichen Ritterordens, des Ordens von Calatrava. Man hatte es den Rittern wohl deshalb übertragen, weil man hoffte, daß sie ihr Gebiet gegen die heidnischen Preußen, die oft raubend über die Weichsel drangen, beschützen würden. Wirkliche Hilfe kam jedoch erst durch die Deutschen Ritter, denen das Gebiet von Mewe (die Wanzeke d. h. wąski = schmal; wer die Karte ansieht, wird den Namen erklärlich finden) von einem der Pommerellischen Theilfürsten geschenkt wurde. Bei Mewe liegt das Land „Fetteraki", d. h. das Land des fetten Bodens, wo man die Ackergeräthschaften stärker haben muß, als sonst in Pommerellen *). Sarnicius erzählt die Fabel, daß sich einst bei Mewe drei Nymphen mit einander veruneinigt hätten, indem sie einen „gniew" (Grimm) gegen einander faßten (Gniew poln. Namen für Mewe). Es soll dies bedeuten, daß sich ehemals die Weichsel bei Mewe in drei Arme gabelte. In der That scheint ehemals von hier ein Arm nach Westen und ein anderer Arm (alte Nogat) nach Osten gegangen sein. Das Schloß Mewe soll aus den Materialien der gebrochenen Burg auf dem Potterberge (wohl ursprünglich = Potrimpos-Berzes) bei Culm erbaut worden sein.

Zwischen Mewe und Dirschau ist der classische Boden, wo die Kämpfe zwischen Gustav II. Adolf und Koniecpolski stattfanden. In Mewe hatte 1807 der Polnische General Dombrowski sein Hauptquartier aufgeschlagen. Als er bei seinem ersten Vorstoß auf Dirschau zurückgeschlagen wurde (der zweite am 23. Februar gelang), schrieb er dies der Verrätherei von Mewer Bürgern zu und wollte Mewe zwei Tage lang dafür plündern lassen, nahm jedoch schließlich davon Abstand. Nach dem Frieden wurde

*) Dieses Thymau ist mit einer anderen Ortschaft gl. N., welche rechts der Weichsel liegt, nicht zu verwechseln. Letztere gehörte ehemals einem Zweige der Stampreußischen Stange, welcher den Zunamen Ganshorn führt.

auf dem Mewer Stadtfelde ein Feldlager für 12000 Mann aufgeschlagen, welches bis in den Herbst 1808 hinein stehen blieb. Auch ein Lazareth für 600 Verwundete wurde in Mewe errichtet, dessen Kosten der Conitzer, Caminer, Dirschauer und Stargarder Kreis zahlen mußten.

Zwischen Mewe und Neuenburg auf dem halben Wege liegt Ostrowitt, nicht zu verwechseln mit mehren Ortschaften gleichen Namens, als Ostrowitt (Rittergut im Schwetzer Kreise), Ostrowitt bei Golub u. a. (der Name bedeutet einen Flußholm). Es war früher ein Rittergut, wurde aber von der Regierung angekauft und in eine Domäne verwandelt (sie ist wegen ihrer musterhaften Bewirthschaftung durch die Familie von Kries in weiteren Kreisen bekannt). In der Nähe dieses Ostrowitt überfiel gegen Ende des Jahres 1806 der Preußische Lieutenant Eichstaedt eine polnische Insurgentenschaar, welche von Schwez aus unvorsichtig vorstieß, zersprengte sie gänzlich und tödtete ihren Anführer, den General v. Komierowski. An der Stelle, wo dieses geschehen ist, wurde später die Colonie Eichstaedt gegründet.

Ein ähnlicher Ueberfall fand während des zweiten Schwedenkrieges bei dem Dorfe Gardschau (unweit Stargard) statt, wo im Anfange 1657 der berühmte Polnische Reitergeneral Czarnecki eine schwedische Heeresabtheilung niedermachte. Ein Theil der Schweden ertrank in dem am Dorfe befindlichen See, dessen Eis unter der Last der Bagage- und Munitionswagen nachgab.

Gehen wir die Weichsel hinauf, so treffen wir auf Schwez, jetzt Sitz des Provinzial-Irrenhauses, ehemals Comthureisitz und Starostei, Hauptort der Gegend, wo die meisten Edelleute in Westpreußen zusammen saßen. War der Schwezer Deputaten-Landtag „gerissen", so durfte der Preuß. General-Landtag nicht bestehen. Doch war dies lex non scripta. Schwez ist ehemals der Comthureisitz des Heinrich Reuß v. Plauen gewesen; während des 13jährigen Krieges hielt es sich sehr tapfer. Es war die letzte Burg, die den Bündischen in die Hände fiel. Den Thornern, welche zur Eroberung von Schwez am meisten beigetragen, übergab es der König zum einstweiligen Besitz; sie behielten es bis 1520, wo

sie Birgelau dafür annahmen. In neuerer Zeit wurde die Stadt dermaßen von Ueberschwemmungen heimgesucht, daß viele Bürger auswanderten und jenseit des Schwarzwassers an einer erhöhten Stelle eine Neustadt gründeten. Es scheint, daß diese Neustadt ihre mater absorbiren wird.

Unweit Schwez liegt das ehemalige Kloster Topolno, wo Carl XII während des Nordischen Krieges längere Zeit in Quartier gelegen. Weiter südlich an einem fischreichen See das ehemals dem Bischof von Gnesen gehörige, Dorf Suchau, wo trotz des Krummstabes die „Hexen" gediehen.

In dem jetzt noch Westpreußischen Antheile des Netzedistrictes, liegt östlich der Küddow die Kreisstadt Flatow, mit einem Schlosse, dem ein schöner Thierpark sich anschließt*). Flatow ist der Geburtsort eines unserer ersten Judenmissionare, Schulz, dessen „Leitungen des Höchsten" (1700) in weiteren Kreisen bekannt sind. Er verzichtete auf alle Aemter, um sich der Christianisirung des auserwählten Volkes völlig zu widmen.

Das Flatower Schloß, welches gegenwärtig die Ehre hat, der K. K. Familie von Preußen als Chatouillengut zu gehören (jetzt hat der Prinz Carl die Nutznießung) beherbergte schon früher einen König in seinen Mauern, Carl X. Gustav, den Pyrrhus des Nordens, während des zweiten Schwedenkrieges. Erst kam er als Freund — jedoch mit einem starken Geleite — um den damaligen Schloßherrn Grudziński, der sich der Schwedischen Partei angeschlossen hatte, zu besuchen. Zum zweiten Male aber — als derselbe Grudziński sich wieder zu Johann Casimir gewandt — nahm er auf seinem Rückwege nach Daenemark 1657 das Schloß durch einen Handstreich ein.

Nahe an Flatow finden wir Gresonse (ehemals Dzierząźno, d. i. Pförten), wo ehemals Blücher, als Afterpächter seines

*) Die Thiere befinden sich jetzt in dem benachbarten Kujan, wo der Prinzl. Oberförster seinen Sitz hat.

ersten Schwiegervaters, des Sächsischen Obristen v. Mehling, gewaltet hat. Er hatte seinen Abschied als Rittmeister genommen, weil er etwas herbe Maßregeln gegen einen Polnischen Geistlichen ergriff, der da angeklagt wurde, seine Pfarrkinder zur Verstümmelung von Preußischen Verwundeten aufgereizt zu haben. Blücher meinte, es müsse nur etwas dagegen gethan werden und ließ den Geistlichen auf einen Sandhügel stellen, mit verbundenen Augen, angeblich um ihn erschießen zu lassen. Es war nun zwar blind geladen; der Geistliche aber hatte sich dermaßen erschrocken, daß er todt blieb.

Se. K. Königliche Hoheit, der Prinz Carl v. Preußen, hat den beiden Kindern Blücher's, welche auf dem Kirchhofe von Gresonse liegen, im Jahre 1863 ein Denkmal von Marmor setzen lassen.

Mit der Herrschaft Flatow ist jetzt auch die Herrschaft Krojanke verbunden, welche nach der kleinen Stadt Krojanke benannt worden. In der Nähe der Stadt findet man die Ueberbleibsel einer großen Landstraße, woher Einige geglaubt haben, daß es das alte, von den Geographen erwähnte, Scurgon sei. Während des 15. Jahrhunderts gehörte die Herrschaft Krojanke den Danaborski, von denen wir schon gesprochen; ging später in die Hände der Kościelecki, alsdann in diejenigen der Działyński über, welche 1772 auf ihre Güter in dem Polnisch verbliebenen Antheil verzogen und sich ihre Revenuen — zum großen Aerger des großen Friedrich — nach Polen schicken ließen. Auch die Flatower Güter gehörten ihnen.

Bei Krojanke finden wir das Dorf Tarnowke, das ehemals eine Stadt gewesen, mit einer evangelischen Kirche, die für die älteste in Groß-Polen galt. Sie hielt sich bis in das 18. Jahrhundert, wo sie der Grundherr den Catholiken preisgab. Der Prediger floh nach Pommern und die Kirche wurde, nach heftigem Widerstande Seitens der Gemeinde, geschlossen und demolirt. Erst 1768 (nachdem die Conföderation von Radom den Dissidenten ihre Rechte zurückgegeben) wurde es von Seiten der Polnischen Regierung gestattte, eine neue Kirche aufzubauen. Der Schulze

Nehring, welcher durch seine Umsicht diese Erlaubniß erwirkt hatte, mußte, der Sage nach, dafür einen Sohn katholisch werden lassen. Noch eine andere Sage knüpft sich an diese historischen Thatsachen, nämlich daß der Grundherr Działyński die Kirche an den Official im Kartenspiele verloren habe.

Die alte Hauptstadt des Flatower Kreises war Camin, nicht zu verwechseln mit Cammin in Pommern, wo ehemals ein Bischof saß, auch nicht mit Kamiona (Kähme) im Posenschen*). Es gehörte dem Erzbischof von Gnesen als Tafelgut; auch war hier ein Archidiaconat nebst Consistorium und ein Collegiatstift.

Das Archidiaconat hat der Erzbischof Johann VIII Łaski von Gnesen, aus dem Hause Korab, in Folge der Beschlüsse der Łęczycer Synode (1527) gegründet, um den sich in dieser entferntesten Gegend seiner Diöcese verbreitenden Ketzereien zu steuern. Zwar war er kein Freund des Papstes, der ihn wegen seiner Unterstützung des Johann Zapolya und der Türken den „Archidiabolus" nannte. Auch war sein Neffe, Johannes a Łasko-Łaski, Propst von Gnesen und Łęczyc, ein sehr talentvoller Mann, zum Protestantismus übergetreten. Der Erzbischof theilte jedoch seine Ansichten nicht und war der Meinung, daß der Ausbreitung acatholischer Lehren müsse gewehrt werden. Allerdings hatten sich in diesem Winkel schon vor der Reformation die Boehmischen Brüder eingerichtet. Stanisław Ostroróg, der Erbherr von Zempelburg, war ein Hussit; in Łobsens (Kreis Wirsitz) und auch in Sypniewo (Kr. Flatow) befanden sich zeitweise Gemeinden von Böhmischen Brüdern.

*) War ein notorische Ort, wo die jüdischen Ehescheidungen vorgenommen werden konnten, da hier drei Gewässer: die Brzuchowa die Malachowa u. das Krimkichne, zusammenflossen. Uebrigens durften bis 1772 juden in dieser Stadt gar nicht wohnen. Die preußische Regierung gestattete zuerst einigen jungen Brautpaaren jüdischer Nation die Ansiedelung, falls sie ein gewisses Vermögen nachwiesen. Zu diesem Ende mußten sie ihren Ehecontract vorweisen, den ein Gelehrter aus dem Hebräischen ins Deutsche übersetzte. Als stehende Formel in diesen Ehecontracten finden wir: daß „Alles was von Gold sein soll, muß von Gold, und was von Silber sein soll, muß von Silber sein."

Camin liegt an mehreren See'n, in denen die große Maräne (Coregonus albula) gefunden wird. Es war dieses für die Domherrn, die an dem dortigen Collegiatstift angestellt waren, vielleicht die einzige Verlockung. Sonst stand es ihnen auch frei, mit Genehmigung des Erzbischofs, an einer anderen Stelle zu wohnen.

Der Official des Culmer Bischofs für kirchliche Abgrenzungen saß später gewöhnlich in Waldau, einem Marktflecken mit einer katholischen Kirche, an welcher auch große Ablässe gehalten werden. Es ist dies Waldau nicht mit vielen anderen Ortschaften gleichen Namens zu verwechseln, von denen einige recht weit entfernte, z. B. das an der Grenze des Rosenberger Kreises belegene Waldau, offenbar derselben adligen Familie gehört haben. Es ist dies die Familie der a Słupy-Waldowski (d. h. Waldowski von Stolpe), welche einst von dem Herzog Mistwi von Pommerellen mit diesen Gütern beschenkt wurde, als er zu Stolpe auf einer Hochzeit war. Da brachte ihm nämlich ein Graf Falo, Burggraf von Czarnikau, die Nachricht, daß sein „Filiolus" Przemyslaw (das ist der 1296 ermordete Polnische Oberherzog) aus der Gefangenschaft der Schlesischen Piasten erlöst sei. Nach Niesiecki sollen zwar diese Waldowski aus Baiern stammen, jedoch scheinen sie sich früh slavisirt zu haben; jedenfalls aber sind die Waldowski aus dem Lande Stolpe gekommen. Ein Nebenzweig der Familie hieß Sadowski (a Słupy-Sadowski). Beide Zweige waren zeitweise evangelisch; ein v. Słupy-Sadowski gab dem berühmten Amos Comenius, als dieser flüchten mußte, auf seinen Gütern eine Zuflucht.*)

Das Wort Waldau kommt wohl von einem polnischen Stamme her, welcher mit dem Deutschen walten zusammenhängt; offenbar bedeutet es einen Herrensitz**). Dies ist der Grund, weß-

*) Ein Theil der Waldowski wurde später katholisch. Das Christburger Reformatenkloster verdankt einem Mitglied dieser Familie zum Theil seine Ausstellung.

**) In Pommern findet man oft den Ortsnamen „Wolde," auch das Adj. Woldisch vor. Wolde hieß sonst das Woywodschaftsgericht, die damit verbundene Versammlung Wietze. Von dem letzteren kommt wohl der Ausdruck „großer Witz" für „zahlreiche Versammlung" her.

halb man diese — dem Deutschen so nahe liegende Benennung fast nur in Gegenden findet, die früher slavisch gewesen sind. Auch die alten Preußen müssen diesen Stamm in ihrer Sprache gehabt haben, denn auch in Ostpreußen findet sich der Ortsname Waldau vor.

In Waldau lebte als Dekan zeitweise der berühmte Slavist Malinowski. Es geht die Sage, daß in Waldau ehemals eine evangelische Kirche gestanden hat, welche von Schwedischen Jungfrauen gestiftet sei. Die jetzige katholische Kirche stammt jedoch bereits aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts und ist von einer offenbar katholischen Waldowska geb. Zakrzewska fundirt.

Vandsburg (Wansowno in alten Urkunden) war ehemals das Centrum eines großen Gütercomplexes, welcher den Grafen Potulicki gehörte und später von der K. Seehandlung in Berlin angekauft wurde. Unweit der Stelle, wo ehemals das Schloß gestanden, an dem großen Vandsburger See, wird noch gegenwärtig in einem Garten die eßbare Gartenschnecke (Helix pomatia) gefunden.

Unweit Vandsburg liegt Pempersin, zu polnischen Zeiten der Mittelpunkt einer großen evangelischen Kirchfahrt, zu welcher die meisten Dörfer der Herrschaften Vandsburg und Zempelburg gehörten. Es wurde jedoch 1739 die hier befindliche evangelische Kirche zerstört, und die beiden an derselben stationirten Geistlichen mußten das Dorf und die Grafschaft verlassen. Pempersin war früher in Händen einer Familie Pęperzyński, die sich im Anfange des 16. Jahrhunderts mit den Borck in Falkenburg (Pommern) zu Räubereien verband. Sie schleppten einen Orzelski, Besitzer von Runowo (im Posenschen, aber hart an der Westpreußischen Grenze; die Herrschaft gehört jetzt dem Herrn v. Bethmann-Hollweg) nach Falkenberg, wo sie auf Lösegeld warteten, bis er starb. Ein Theil der Orzelski gehörte der evangelischen Confession an, so der Geschichtsschreiber Matthias Orzelski. Die Orzelski von Runowo waren katholisch; sie verschwä-

gerten sich mit den Zebrzydowski (von denen einer Bischof von Krakau war) den Działyński und den Niemojewski*).

Im Kreise Flatow liegt auch Zempelburg (Sampolno), die eigentliche Metropole der Westpreußischen Judenschaft. Hier hängt noch der Eiruf (die Himmelsfäden), der jetzt fast überall verschwunden ist. In Zempelburg wirkte bis an sein Ende (1875) der Rabbiner S. Caro, ein berühmter Talmudist, dessen Werke bei Sachkennern in großer Achtung stehen. Die Juden in Zempelburg waren verpflichtet, jährlich 30 Tymf (zu 60 Pfennigen) 9 Kalbsbraten und 6 Rinderbraten, so wie auch 6 Pfd. Talg zu Lichtern und 1 Pfd. Pulver zu Freudenschüssen auf Ostern und am Frohnleichnamfeste an den katholischen Parochus zu liefern. Aehnliche Leistungen bestanden in sämmtlichen Städten der Umgegend. Sie sollten ein Aequivalent sein für die Erlaubniß zur Abhaltung ihres Gottesdienstes, von Seiten der katholischen Kirche. Denn ohne Erlaubniß der Kirche durfte in den Städten der Republik kein akatholischer Gottesdienst gehalten werden.**)

Zempelburg ist nicht zu verwechseln mit Tempelburg (jetzt in Pommern). Dieses Tempelburg (poln. Czaplinek) war einst von den Tempelrittern angelegt worden und befand sich nach deren Vernichtung zeitweise in den Händen der Johanniter. Es gehörte zur Starostei Draheim, die 1668, mit Zustimmung des damaligen Starosten, Demetrius Wiśniowiecki (aus der Königsfamilie), der große Kurfürst in Besitz nahm. Unter den Brandenburgischen Voegten der Starostei befindet sich ein berühmter Name, Conrad v. Humbold. Die ehemalige Starostei Dra-

*) Auch die Vandsburger Zebrzydowski waren eine Zeitlang evangelisch. Der genannte Bischof aus diesem Geschlechte blieb indessen seiner Kirche eifrig ergeben und bewährte es durch Rede und That. Die Niemojewski sind dieselben welchen das schöne Schloß in Lowinek (Schwezer Districtes) seinen Ursprung verdankt.

**) Die Stadt Zempelburg hat in neueren Zeiten sehr viele Diakonissinnen gestellt, namentlich für das Posener Mutterhaus. Es ist dies hauptsächlich das Verdienst des pens. Lehrers Carl Semrau, welcher die Anregung dazu gegeben hat.

heim (obwohl zu Pommern geschlagen) untersteht noch heute dem Posener Bischof. Zur Zeit der Reformation war sie jedoch so evangelisch, daß die Starostinn (eine Czarnkowska) den Decem verweigerte. Gegenwärtig wohnen hier noch immer Katholiken. Obgleich der Polnischen Sprache nicht mächtig, glauben Viele von ihnen noch immer, daß sie Polen seien. Als 1848 der Polnische Aufstand in Posen ausbrach, machten sich Mehrere dieser Katholiken der alten Starostei Draheim bereit, zu den Insurgenten zu stoßen, und zwar weinend und ungern. Sie meinten nämlich, daß sie mit den Insurgenten ziehen müssten, weil sie Polen wären. Damals redeten ihnen ihre katholischen Pfarrer das aus.

Westlich von der Kueddow liegt Deutsch Crone (ehemals Arnswalde d. h. Arnold's Krone, nach Arnold v. d. Goltz, ihrem ersten Locator), nicht zu verwechseln mit Polnisch Crone (Koronowo, jetzt Crone a. B. (an der Brahe), welches im Kreise Bromberg liegt (es war Sitz eines reichen Cisterzienser-Klosters und trägt seinen Namen wohl davon, daß Władysław Łokietek, dem hier die Pommerellische Ritterschaft huldigte, dem Abte des Klosters, für gastliche Aufnahme, gestattete, die polnische Krone auf seinen Klosterthurm zu setzen). Deutsch-Crone liegt in einer reindeutschen Gegend, die aber durch die Jesuiten theilweise rekatholisirt worden. Die Jesuiten hatten nämlich in dieser Stadt ein berühmtes Collegium, wo u. A. der Dichter des Frühlings, Ewald v. Kleist, seine Vorbildung genossen hat (später studirte er in Danzig)*)

Im D. Croner Kreise finden wir Clausdorf, ein Gut der Goltze, das später eine Zeitlang in Händen der Familie der Jugendschriftstellerinn Thecla v. Gumpert war.

Der ganze nordwestliche Theil des jetzigen D. Croner Kreises war früher in den Händen der Goltze und wurde auch in kirchlicher Hinsicht der „Goltzer Kreis" genannt. Hier war es wo einst die Goltze, als echte Nachfolger der Tempelritter **), die in dieser

*) Aus D. Crone stammt auch der in weiteren Kreisen bekannte Aesthetiker, Dr. Max Schasler.

**) Unmittelbar hatten sie allerdings die betr. Güter aus den Händen der Johanniter erhalten, an die sie nach Aufhebung des Tempelordens gefallen waren.

Gegend begütert waren (in D. Crone hatten sie einen Hofmeister) dem Andringen des Roemischen Fanatismus die Stirn boten. An diesen Mauern brachen sich die Wellen des Jesuitismus, welche bis in die Neumark hinüberspülten. Die Familie Goltz rettete theils durch Klugheit, theils durch Gewalt, ihre sämmtlichen evangelischen Kirchen, bis auf die einzige Kirche in Clausdorf, welche eine filia von D. Crone war.

Im Anfange des 17. Jahrhunderts war Einer von den Gebrüdern Goltz, die Clausdorf besaßen, heimlich katholisch geworden. Mit Hilfe dieses Convertiten drang der D. Croner Parochus Joachim Librarius, der auf die Kirche Anspruch machte, bei finstrer Nacht in dieselbe ein, stellte auf dem Altar derselben das Bildniß der h. Hedwig auf und hielt eine Messe. Die drei evangelischen Goltze, davon benachrichtigt, vertrieben ihn aus der Kirche und versiegelten diese vorläufig, weil sie dieselbe für entweiht erklärten. Vielleicht wollten sie sie später wieder öffnen; doch erhob sich bald darauf über ihren Häuptern ein solches Ungewitter, daß sie froh sein mußten, daß man ihnen gestattete, zu Clausdorf in einem alten Waschhause ihren Gottesdienst zu halten. Ein armer Edelmann, der ein Geschäft daraus machte, Dissidenten zu denunziren, und den seine Glaubensgenossen scherzweise „Nuntius Christi" nannten, der schon erwähnte Bonikowski, zeigte sie wegen ungesetzlicher Erbauung häretischer Tempel vor den K. Gerichten an, und eine Fluth von Prozessen drang jetzt auf die Goltze ein. Jedoch gelang es, wie bereits gemeldet, die anderen Kirchen, worunter diejenige von Neu-Goltz, die schon bei Luthers Lebzeiten gebaut sein soll, zu retten.

Zur Zeit der ersten Theilung Polens lebten von der Familie Goltz zwei Männer, welche zu der damals stattfindenden Aenderung der Dinge nicht wenig beitrugen; Georg Wilhelm v. d. Goltz, Starost v. D. Crone und Tuchel und August Stanislaw v. d. Goltz, Starost von Graudenz — beides Marschälle der Thorner Conföderation. In Gemeinschaft mit dem schon genannten Carl Albert Schach v. Wittenau haben sie alle, damals gesetzlichen, Mittel angewandt, den Dissidenten ihre

verlorenen Rechte wiederzugeben. Daß darüber die ganze Republik zusammenstürzen würde, haben sie vielleicht von Anfang nicht vorausgesehen; doch als es geschah, wohl schwerlich bedauert.

An der Nordgrenze nach Pommern zu liegt das schon genannte Jastrow, wo 1768 die Conföderirten (von Bar) unter Roskowski den evangelischen Prediger und Rector Willich grausam ermordeten. Erst ließen sie ihm Hände, Füße und Kopf abhauen und warfen ihn dann mit den abgehauenen Gliedern in einen Morast hinein. Von diesem Märtyrer stammt weiblicherseits der Prediger Hanow in Lobsens, welcher — so lange er lebte — für die Geschichte dieser Gegenden vorzüglich thätig war *).

Nicht weit von der Maerkischen Grenze liegt Tütz, der frühere Erbsitz eines Zweiges der Familie Wedel — der Wedel-Tuczyński — welcher sich polonisirte, und nachdem er eine Weile der Reformation angehangen, auch wieder katholisch ward. Dieser Zweig ist am Anfange des 18. Jahrhunderts in männlicher Linie ausgestorben; seine Erbtöchter kamen an die Niemojowski und Mycielski. Die Wedel von Maerk. Friedland dagegen blieben evangelisch; sie und ihre Nachfolger, die Blankenburg, sorgten dafür, daß die evangelische Kirche in Mk. Friedland bestehen blieb.

Im Tuetzer Gebiet liegt Marthe, wo zur Zeit Friedrich Wilhelm's I. selbst die Bauerweiber einen Angriff auf die Preußischen Dragoner machten, als diese über die Grenze kamen, gewisse Polnische Uebergriffe zu bestrafen. Freilich waren die Polen nicht ganz im Unrecht; denn ein Unteroffizier von den Dragonern hatte in damals üblicher Weise einen langen Schäferknecht aus Marthe für den König von Preußen gepreßt. Die Warschauer Hofzeitung schlug großen Lärm über die Sache; schließlich wurde sie jedoch im Guten beigelegt.

Schlimmer endigte ein ähnliches Abenteuer. Man hatte im

*) Einer Jastrower Familie entsprossen ist der verewigte ev. Bischof v. Posen, Freymark, der auch in Jastrow zeitweise als Prediger gestanden hat.

Jahre 1734 einen hochgewachsenen jungen Mann aus D. Crone nächtlicher Weile aus dem Bette gezogen und weggeschleppt; mit Aexten ward das geschlossene Thor eingeschlagen. Wüthend jagten die Polen nach, jedoch vergebens. Nur einen Nachzügler fingen sie. Den übergaben sie sofort zum kurzen Verfahren dem Grodgericht und ließen ihn hinrichten. Man hatte ihm Begnadigung angeboten, wenn er katholisch würde; aber er lehnte es ab. Auch unter Friedrich dem Großen geschahen von Preußischer Seite einige Uebergriffe; doch hat sich herausgestellt, daß der König daran außer Schuld gewesen; ja sogar, daß er Ersatz für angerichteten Schaden zu leisten gebot. Rhulière und andere Schriftsteller haben ihn falsch beschuldigt.

Um das Jahr 1763 waren wegen vielfacher Streitigkeiten sogenannte Grenzcommissionen in Driesen, Maerk. Friedland, Exin und Posen niedergesetzt worden, in denen auch Preußische Offiziere saßen. Diese benutzten wohl die Ohnmacht der damaligen Republik hin und wieder zu Gewaltthaten. Als in Arnswalde ein ehemaliger Preußischer Offizier, Namens Werner, starb, der sich zum Katholicismus hatte bekehren lassen, zeigte sich daß er in seinem Testament den Jesuiten in D. Crone ein großes Legat hinterlassen. Die Wittwe Werner's, welche sich hiedurch benachtheiligt glaubte, wandte sich an einen Preußischen Offizier, Namens Schnell, ihr zu helfen. Dieser ließ ein kleines Detaschement abmarschiren, an dessen Spitze die Werner in D. Crone einrückte. Sie vertrieb die Patres mit Mißhandlungen aus ihrem Palast, den sie theilweise demoliren ließ und zwang die Leute, denen das bereits erhaltene Legat geliehen war, durch Drohungen zu dem schriftlichen Versprechen, es nur an sie selber überliefern zu wollen. Auf die Beschwerde der Patres hierüber wurde aber Schnell cassirt und die Wittwe Werner zu Schadenersatz verurtheilt.

Nach Süden zu stoßen wir auf Schloppe, von welchem schon früher die Rede war. Es ist die Stammburg des Pommern-Häuptlings Dzierzykraj, eines der ersten Christen in dieser

Gegend*). Nicht weit davon liegt das Dorf Hochzeit (Wesele)**), welches vielleicht davon seinen Namen hat, daß hier einst Bolesław III Krzywousty der Hochzeit eines Grenzedelmanns beiwohnte. Vom Hochzeitsweine erhitzt — heißt es — stürmte er mit seinen Genossen in die nahe gelegenen Wälder, wo ihn die Pommern überfielen und fast gefangen nahmen.

In Preußischen Zeiten wurden die Herrschaften Schloppe und Schoenlanke von der Regierung angekauft und in Domainen verwandelt. Friedrich Wilhelm II. schenkte sie an die Gräfin Lichtenau; nach dem Tode des Königs kamen die Güter wieder an die Krone zurück, bei der sie verblieben, bis Napoleon I. sie an den Fürsten von Neufchâtel (Berthier) schenkte. Erst nach dem Frieden von 1814 kamen die beiden Herrschaften wieder definitiv in den alten Besitz zurück.

Die evangelische Kirche von Schloppe wurde schon im Anfange des 18. Jahrhunderts zerstört, desgleichen die evangelische Kirche in Zuetzer, deren Prediger Georg Crueger von dem Bischof von Posen gefangen gesetzt wurde. Hier kam er zwar noch glücklich davon; gerieth jedoch bald darauf ganz unvermuthet in die Gefangenschaft des Erzbischofs von Gnesen, der ihn mit Ruthen streichen ließ.

An der Pommerschen Grenze liegt das große Dorf Zippnow, in Urkunden Nałęcz sive Sypniewo genannt, mit einer evangelischen und einer catholischen Kirche. Der Pfarrer der letzteren ist in der Regel auch Official des Posener Bischofs. Der Schulze von Zippnow war zu Polnischen Zeiten mit Wahrung der Zollinteressen betraut.

Handelsfuhren, welche zwischen Balster und Ratzebuhr gingen, sollten eigentlich ihren Weg über die Zollstätte D. Crone

*) Von diesem stammt die ehemals reiche und mächtige Familie der Czarnkowski (von Wappen Nałęcz) her. Sie starb in männlicher Linie schon vor der ersten Theilung aus. Ein Czarnkowski war Mutterbruder der Königin Catharina Leszczyńska. Erbtöchter und Besitz der Familie gingen auf die Lanckoroński, Gębicki und Naramowski über.

**) Es gehört gegenwärtig zur Neumark.

nehmen. Da jedoch der Weg über Märk. Friedland und Zippnow drei Meilen näher war, schlossen die Kaufleute mit der Zollkammer in Posen den Vergleich, daß es ihnen gestattet sei, den letzteren Weg zu wählen, falls sie an den Schulzen in Zippnow von jedem Wagen einen Speciesthaler zahlen würden. Trotzdem überfiel ein gewisser Chanowski zwei Kaufleute, die diesen Weg einschlugen; und obwohl diese sich über gezahlten Zoll ausweisen, schleppte er sie gewaltsam nach D. Crone, wo sie sich mit 700 Thlr. lösen mußten. Die Kaufleute, hierüber erbittert, fuhren jetzt über Tempelburg. Die Polen wollten sie durchaus weiter nach Polen hineinziehen; und da dies nicht gelang, überfielen sie dieselben bei Zachrin und beraubten sie. Da ließ Friedrich Wilhelm I. ein Dragonerregiment in Lobitz und Zachrin postiren; und so lange dieses dort stehen blieb, war Alles ruhig.*)

In dem ehemals Ostpreußischen Antheile war Marienwerder berühmt als Sitz des Pomesanischen Domcapitels; gegenwärtig ist es als Sitz der Regierung und des Appellhofes bekannt. Hier steht die große Domkirche, wo die beiden Hochmeister Werner v. Orseln und Ludwig Koenig (von Weizau) begraben sind. Bei der K. Regierung wurde schon im 18. Jahrhundert eine Bibliothek angelegt durch den Regierungsrath Scheffler; in derselben deponirte man 1795 hundert bei Putzig gefundene Münzen. Gegenwärtig besteht hier, durch den K. Regierungsrath v. Hirschfeld in's Leben gerufen, ein Verein für westpreußische Geschichte, der eine Zeitschrift herausgiebt, auch ein archäologisches Museum angelegt hat. Auf einem

---

*) Der jetzige D. Cramer Kreis mit seinem früheren Zubehör (nach der Netze und Pommern zu) soll noch gegenwärtig das „Nippsche Gebiet" genannt werden, welchen räthselhaften Namen man von „niemiecka ziemia" — deutsches Gebiet — herleiten will. Vielleicht liegt die Ableitung von niwa Neubruch näher. Für die Polen war dieses Gebiet dasselbe, was für Brandenburg die Neumark, welche in Urkunden „nova terra" heißt.

Brunnen der Stadt ist ihrem Gründer, dem Landmeister Hermann Balk, ein Denkmal gesetzt. Marienwerder ist die Heimath des berühmten Literarhistorikers Julian (Heinrich) Schmidt, welcher auf dem dortigen Gymnasium gebildet ist. Auch der jüngst verstorbene Dichter Julius Neumann ist hier geboren. In Marienwerder verlebte seinen Lebensabend und starb daselbst der berühmte Postsecretär Henke, welcher in Driesen den ersten Stern von der neuen Serie der Asteroiden entdeckte.

Unweit Marienwerder finden wir Riesenburg, die frühere Residenz des Pomesanischen Bischofs, noch gegenwärtig ausgezeichnet durch Wohlhabenheit und Intelligenz seiner Bewohner. An Riesenburg und das bei Freystadt gelegene Dorf Gr. Tromnau knüpfen sich jene süße Erinnerungen, aus denen Bogumil Goltz das reizende Idyll seines Jugendlebens geschaffen hat.

Es ist bezeichnend, daß sich dies Idyll in einer Gegend abspielt, die erst in späteren Zeiten zu Westpreußen geschlagen wurde. Das ächte Westpreußen giebt für Idylle keinen günstigen Boden ab.

Anhang.

Slavische Ablagerungen in der Westpreußischen Vulgärsprache.

Schon vor Jahren hatte Verfasser dieses in einer kleineren Schrift (Topographie des Flatower Kreises) mit Benutzung der Arbeiten von Weinhold, E. Foerstemann und Schwemiński eine Anzahl provinzieller Ausdrücke zusammengestellt, welche der gemeine Mann deutscher Zunge in Westpreußen anscheinend aus dem Polnischen oder Cassubischen übernommen hat. Da die genannte kleine Schrift bereits selten ist, glaubt der Verfasser den Wünschen derjenigen Leser, die sich für solche Dinge interessiren, entgegenzukommen, wenn er gedachte Sammlung an dieser Stelle in neuer, verbesserter Gestalt wieder erscheinen läßt.

1. Baranken (eine Art Pelzbesatz) von baranek (Lamm, Lammfell).
2. Bjidd' (Noth) von bieda (idem).
3. Blotte (Sumpf) v. błoto (id.)
4. Bonker, Bunker (jedes dicke Gewürm) v. bąk Hummel. Derivativum: Büsbunk (Mistkäfer).
5. Borowe (Waldwart) v. borowy (id.)
6. Boruwke (Preißelbeere, vacinium vitis idaea Linné von borówka (id.)
7. Bosch'emenke (Heiligenschrein, kleine Kapelle mit Darstellung des gekreuzigten Heilands, in Oberbaiern Marterl) v. boża męka (Gottes Marter, passio Dei).
8. Britschke (Art leichter Wagen) von bryczka (id.)

9. Bubbelacke (Ungeheuer) verdorben aus wdówolak (so heißt noch gegenwärtig im Serbischen ein Vampyr).
10. Bulwen (Kartoffeln) von bulwy (cassub. id.)
11. Chalupe (schlechtes Haus) von chałupa (Hütte).
12. Christne (Taufe) von chrzest (id.)
13. Dupps (Gesäß) von dupa (id.)
14. Fensel, Finsel (Reuse) von węzeł (Bündel).
15. Glambuwken (Krüppelfichten) von głąb (Strunk).
16. Glappken (kleine Fische) von głęb' Gründling.
17. Glodder (Block, Gefängnißstock) von kłoda (Klotz).
18. Gnieff (Tücke) von gniew (Grimm).
19. Gnietsch (zornig, malitiös) = gniewtsch (von demselben Stamm).
20. Grabież' (Füllen) von źrebię (id.). Bei Conitz gebräuchlich. Merkwürdigerweise heißt in derselben Gegend ein Pferd „Horsch", welches bekanntlich ein urdeutsches Wort ist.
21. Gratschen (schlecht spielen) von grać (spielen).
22. Grubas (dicker Mensch) von grubas (id.)
23. Hotteluke, Hodelutke (gewöhnlich in Verbindung mit Volk: Hodelutken-Volk=Pöbel-Volk) von otłuk (Taugenichts).
24. Hutüt (lüderlicher Kerl) von hultaj (id.)
25. Jacheln (hin- und herfahren) von jechać (fahren).
26. Kapuster (Kohl) von kapusta (id.)
27. Katsch (Ente) von kaczka (id.)
28. Kawel (Stück) von kawał (id.)
29. Kawke (Dohle) von kawka (id.)
30. Kempe (Flußholm) von kępa (id.) An der Weichsel gebräuchlich; sonst heißt ein kleiner Holm Ostrow v. ostrów und ostrowa (id.)
31. Klopott (Herzeleid) von kłopot (id.) Vgl. 2.
32. Kobbel (Stute) von kobyła (id.)
33. Koddern (Lumpen) von kołdra (Lailach).
34. Kollatsch (Art Semmel) von kołaczyk (id.)
35. Komornik (Häusler) von komornik (id.)
36. Komurke (Gefängniß) von komórka (Kämmerchen).

37. Köſe (Ziege) von koza (id.)
38. Krängeln (umdrehen) von krąg, kręgu (Kreis).
39. Kräſeln (in Fett braten) von krasić (id.)
40. Kräſeln (ſtehlen) von kraść (id.)
41. Krunk (Rundbrett) von krąg (Kreis).
42. Kruſchke (ſchlechte Birne) von gruszka (id.)
43. Kuje (ſchlechte Fichte) von choja, chojka, choina (Fichte).
44. Kujel (Eber, junger Eber) von chujec (Eber).
45. Kurre (Henne) von kura (id.)
46. Küſel (kleine Fichte) von kusy (abgeſtumpft). Vgl. 15 u. 43.
47. Küſſer (kleiner Menſch) von demſelben Stamm.
48. Kutſchke (Knöchel, Würfel) von kostka (id.)
49. Lakummig (geizig) von łakomy (id.)
50. Leſch'ak (Leichtfuß) von leżuch oder łazęga (id.)
51. Leydack (lüderlicher Menſch) von łajdak (id., ſcheint jedoch urſprünglich lithauiſch zu ſein und = Holzflößer zu ſtehen).
52. Lopatken (Stücke vom Haſen) von łopatki (Schulterblätter).
53. Lukfichten (ſchlechte Fichten) von włókno (Faſer). Vgl. 15. 43. 46.
54. Luſchke, Liſchke (Korb, Kober) von łuszczka (etwas Geſchältes).
55. Makuwken (Mohnkuchen) von makówka (id.)
56. Oborre (Schweinezaun) von obora (Hürde).
57. Pachländer (Diener, der hinten aufſteht) von pacholę (Diener).
58. Parowe, Porowe (Regenſchlucht) von parów (id.)
59. Piddack (Schlägel) von batog (id.)
60. Pietſcher (Trinker) von pić (trinken).
61. Piſchken (Graupen) von pyszka (caſſub. id.)
62. Plachander (Lumpenkerl) von płachta (grobes Laken).
63. Placht (grobes Laken) von demſelben Stamm.
64. Plötze (Weißfiſch Cyprinus alburnus) von płotka (id.)
65. Pöſern (brennen) von pożar (Brand).
66. Podwodd (Wagendienſt) von podwod (id.)
67. Pomager (Brennknecht) von pomagać (helfen).

68 Pomuchel (Dorsch) von pomuchla (id.)
69. Possekel, Prossekel (Hammer) von posiekać (zerhauen).
70. Pösew (Vorladung) von pozew (id.)
71. Poswallak (Einer, der sich Alles gefallen läßt) von pozwalać (erlauben).
72. Präseln (in Fett braten) von prażać (id.) Derivativum: Präsun (eine Art Eierkuchen). Vrgl. Kräseln No. 39.
73. Pscherabke (Platz zum Umarbeiten des Getreides) von przerabka (id.) In Danzig gebräuchlich.
74. Pschiborówe (Trinkgeld bei der Holzabnahme) von przybór (Annahme). In Elbing gebräuchlich.
75. Puche (Deckbett) von pucha (id.)
76. Punke (Knallbüchse) von pękać (knallen).
77. Puntschke (Pfannkuchen) von pączek (Knospe), von der eigenthümlichen Gestalt benannt).
78. Puschlag (Spreu) von poślad (id.)
79. Puste, Pustkowie (abgelegene Ansiedlung) von pusty (öde).
80. Rachullerig, rachullig (habsüchtig) von rachować (rechnen, 1. pers. Praes. rachuję).
81. Ratheier (Arbeiter, der auf den Scheffel drischt) von rataj (Gärtner).
82. Reddeln (mit dem Pfluge reinigen) von radlić (id.)
83. Robott (Frohndienst) von robota (Arbeit).
84. Rusch'emusch'e (Unruhe) von rozmącić (durch einander rühren).
85. Sabarje (in der Redensart: „auf Sabarje" ringen, d. h. in der Art ringen, daß man sich gegenseitig an die obern Rockzipfel faßt) von za hinter und bara Schulter.
86. Sappust (Fastnacht) von zapusty (id.).
87. Satschirken (Mehlklimpern) von zacierki (id.)
88. Schabbeln (Bohnen) von szabla (Säbel).
89. Sch'imke (Flößknecht) von Ziemek (Landsmann). Daneben ist „Flisse" und „Flissack" gebräuchlich, das jedoch offenbar vom Deutschen „flößen" stammt.
90. Schlösack, Schlensack (Art Gebäck) von Ślązak (Schlesier).

91. Schlopp (bewegliches Heck) von słup (Säule) *)
92. Schmachen, Schmuchen, Schmatschke, Schmutschke (Fell eines ungeborenen Lammes) von smusik (id.)
93. Schmant (Sahne) von śmietana (id.)
94. Temnitz (Gefängniß) von ciemnica (dunkler Ort) Vgl. 36.
95. Tullack (Landläufer) von tułak (id.)
96. Tylken (Hintergärten) von tył (Rücken).
97. Utscheck (Reißaus) von uciekać (weglaufen).
98. Witz (in der Redensart: großer Witz, große Versammlung) von wiec (Gerichtsversammlung).
99. Wrossen (Heideland) von wrzosy (id.)
100. Wrucke (Kohlrübe) von brukiew (id.)
101. Wunzen, Funzen (Schnurrbart) von wąs (id.).
102. Zadd (Garten) von sad (Niederlassung).
103. Zibbe (Mutterschaf) von cabanka (id.).
104. Zucke (Hündinn) von suka (id.)

*) Von demselben polnischen Stamm kommen die Wörter Stulpe in Stulpenstiefel (denn słup heißt wendisch stlup) und Schluppenkohl d. i. fester, strunkiger Kohl. Auch die Ortsnamen Stolpe und Schloppe gehören zu derselben Familie.

ROTANOX
oczyszczanie
VI 2015

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA im. C. NORWIDA
Schmitt F. W. F.
KR IV.4.4
nr inw. 34741